


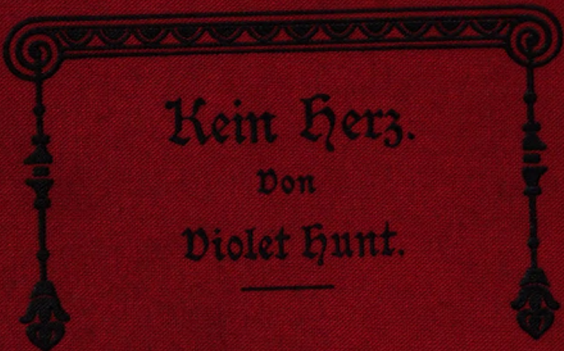
NYPL RESEARCH LIBRARIES



3 3433 07486174 5



ENGELHORN'S  
*allgemeine*  
ROMAN-BIBLIOTHEK.



Kein Herz.  
Von  
Violet Hunt.

---



# Engelhorn's Allgemeine Eine Auswahl der Romanbibliothek. besten modernen Romane aller Völker.

Alle vierzehn Tage erscheint ein Band.

Preis jedes Bandes 50 Pf. Eleg. in Leinwand geb. 75 Pf.

(26 Bände jährlich, Gesamtpreis broschiert 13 Mark, gebunden 19 Mark 50 Pf.)

## Stimmen der Presse über „Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek“:

Das ist ein Unternehmen, das in jeder Weise gefördert zu werden verdient! Als vor nun mehr denn 18 Jahren die ersten roten Bände erschienen, mag mancher Kurzsichtige und Engherzige den Kopf geschüttelt haben über das tolle Wagstück, wirklich gute und wertvolle geistige Kost zu so billigen Preisen zu verabreichen. Wenn man heute auf die lange Reihe von Jahren zurückblickt, wie viel ist da nicht schon erreicht! Fast kein Haus, keine Familie, wo die soliden Bände nicht ihren Einzug gehalten hätten; fast keine, noch so klein angelegte Privatbibliothek möchte die sich so freundlich präsentierenden roten Freunde aus ihrer Mitte missen. Und doch, noch gibt es viel zu tun! Noch gibt es Käufer, in denen die vermorschten und verrotteten Hintertreppenromane lieber gelesen werden. Hier wäre es Pflicht jedes Nächsthelfenden, die giftige Saat zu verdrängen und an ihre Stelle die gesunde und durchweg gute Kost der „Engelhorn'schen Allgemeinen Romanbibliothek“ zu legen. Der glücklich Geheilte wird, wenn er erst klar sieht, dem freundlichen Helfer sicher Dank wissen. (Hamburgischer Correspondent.)

Seit 18 Jahren erfreuen sich die „Rotröcke“, die in rote Leinwand geschmackvoll gebundenen Bände aus „Engelhorn's Allgemeiner Romanbibliothek“ einer großen Beliebtheit beim deutschen Lesepublikum. Wir haben wiederholt das Verdienst betont, das darin liegt, einerseits dem leselustigen Publikum gute Unterhaltungsliteratur zu bieten und anderseits sie zu einem Preise und in einer Ausstattung zu liefern, die sowohl den Anforderungen des Geschmacks als auch den kategorischen Imperativen des Geldbeutels Rechnung trägt. Durch eine sorgsame Auswahl aus den Literaturen aller Völker sichert die Verlagsbuchhandlung der Sammlung eine große Reichhaltigkeit; sie erfüllt die Forderung: wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen. Diese Buntheit macht es auch, daß „Engelhorn's Allgemeine Romanbibliothek“ in der stofflichen Reihe von ähnliche Zwecke verfolgenden Sammlungen, angelichts deren man sich wirklich wundern muß, daß noch Leihbibliotheken bestehen können, immer noch die erste Stelle einnimmt. (Straßburger Post.)

Die bisher erschienenen, in dem nachfolgenden Verzeichnis aufgeführten Romane können fortwährend durch jede Buchhandlung zum Preise von 50 Pfennig für den broschierten Band bezogen werden.

**Erster Jahrgang.** Band 1. 2. Ohnet, Der Hüttenbesitzer. — 3. Conway, Aus Nacht zum Licht. — 4. Præd, Zéro. — 5. 6. Gréville, Waffelkaffee. — 7. Aïde, Vornehme Gesellschaft. — 8. 9. Ohnet, Gräfin Sarah. — 10. Braddon, Unter der roten Fahne. — 11. Halévy, Abbé Constantin. — 12. Verga, Ihr Gatte. — 13. 14. Reade, Ein gefährliches Geheimnis. — 15. Cheuriet, Gérard's Heirat. — 16. Gréville, Donna. — 17. Kraszewski, Ein heroisches Weib. — 18. 19. Norris, Ehegült. — 20. Kielland, Schiffer Waise. — 21. Colombi, Ein Ideal. — 22. Conway, Dunkle Tage. — 23. Boyesen-Spielhagen, Novellen. — 24. Vincent, Die Heimkehr der Prinzessin. — 25. 26. Delpit, Ein Mutterherz.

**Zweiter Jahrgang.** Band 1. 2. Ohnet, Der Steinbruch. — 3. Lindau, Gelene Jung. — 4. Bret Harte, Maruja. — 5. Die Sozialisten. — 6. Halévy, Crigarette. — 7. Wilbrandt, Der Wille zum Leben. Untrennbar. — 8. Valera, Die Illusionen des Dr. Faustino. — 9. 10. Farjeon, Zu fein gesponnen. — 11. Kielland, Gift. — 12. Kielland, Fortuna. — 13. 14. Ohnet, Life Fleuron. — 15. Farina, Aus des Meeres Schaum. — 16. Frey, Auf der Woge des Glücks. — 17. 18. Croker, Die hübsche Miß Neville. — 19. Feuillet, Die Verstorbene. — 20. Hopfen, Mein erstes Abenteuer u. a. G. — 21. 22. Alexander, Ihr ärgster Feind. — 23. v. Glümer, Ein Fürstsohn. Zerline. — 24. Bret Harte, Von der Grenze. — 25. 26. Conway, Eine Familiengeschichte.

**Dritter Jahrgang.** Band 1. 2. Remin, Die Versäuerin. — 3. Braddon, In Acht und Bann. — 4. Schjörring, Die Tochter des Meeres. — 5. 6. Malot, Lieutenant Bonnet. — 7. About, Pariser Ehen. — 8. Marryat, Hanna Warners Herz. — 9. 10. Boyesen, Eine Tochter der Philister. — 11. Gréville, Cavell's Büßung. — 12. 13. Ohnet, Die Damen von Croix-Mort. — 14. Pasqué, Die Glocken von Plux. — 15. 16. Daudet, Fromont jun. und Rister sen. — 17. Hopfen, Der Genius und sein Erbe. — 18. Reade, Ein einfach Herz. — 19. 20. Malot, Baccart. — 21. Norris, Mein Freund Jim. — 22. Hienkiewicz, Hanna. — 23. de Cinqsaut, Das beste Teil. — 24. 25. Conway, Lebend oder tot. — 26. de Bonnières, Die Familie Monach.

**Vierter Jahrgang.** Band 1. 2. Haggard, Eine neue Judith. — 3. Ohnet, Schwarz und Rosig. — 4. Feuillet, Das Tagebuch einer Frau. — 5. 6. Remin, Jahre des Gärens. — 7. Lafontaine, Gute Kameraden. — 8. Lie, Die Töchter des Commandeurs. — 9. 10. Malot, Zita. — 11. Gréville, Die Erbschaft Kenias. — 12. Hoff, Kinder des Südens. — 13. 14. Fogazzaro, Daniele Cortis. — 15. Farjeon, Die Herz-Neune. — 16. 17. Ohnet, Sie will. — 18. v. Wolzogen, Die Kinder der Exzellenz. — 19. Farina, Um den Glanz des Ruhmes. — 20—22. Daudet, Der Nabob. — 23. Barucet, Der kleine Lord. — 24. de Cinqsaut, Der Baron Froideville. — 25. 26. Braddon, Stella.

**Fünfter Jahrgang.** Band 1. 2. Hopfen, Robert Leichtfuß. — 3. Daudet, Der Unsterbliche. — 4. Ouida, Lady Dorotheas Gäste. — 5. 6. Memini, Marcheja d'Arceolo. — 7. Was der heilige Joseph vermag. — 8. v. Glümer, Messa. Keine Illusionen. — 9. 10. Philips, Wie in einem Spiegel. — 11. Kielland, Schnee. — 12. Claretie, Jean Mornas. — 13. 14. Wood, Auf der Fährte. — 15. v. Roberts, Satisfaktion. — 16. Gravière, Die Scheinheilige. — 17. 18. Ohnet, Doctor Rameau. — 19. Peshkau, Frau Regine. — 20. de Maupassant, Zwei Brüder. — 21. 22. Farina, Mein Sohn. — 23. Gréville, Donnas Tochter. — 24. Lie, Der Loise und sein Weib. — 25. 26. Daudet, Numa Roumestan.

## **Sechster Jahrgang.**

Band 1. 2. v. **Wolzogen**, Die tolle Komtesse. — 3. **de Cisseau**, Eine Sirene. — 4. **Philips**, Jack und seine drei Flammen. — 5. 6. **Gunter**, Mr. Barnes von New York. — 7. **Cheuriet**, Gertruds Geheimnis. — 8. **Conway**, Wunderbare Gaben. — 9. 10. **Ohnet**, Letzte Liebe. — 11. **Poff**, Die Sabinerin. — 12. **Memini**, Mia. — 13. 14. **Croker**, Diana Barrington. — 15. **v. Heigel**, Der reine Thor. — 16. **Pontoppidan**, Ein Kirchenraub. Junge Liebe. — 17. 18. **Daudet**, Die Könige im Gril. — 19. **Philips**, Die verhängnisvolle Pflanze. — 20. 21. **Ohnet**, Sergius Panin. — 22. **Seras**, Achtung Schildwache. — 23. **Raboussin**, Salonidylle. — 24. 25. **Gunter**, Mr. Potter aus Texas. — 26. **Murray**, Ein gefährliches Werkzeug.

## **Siebenter Jahrgang.**

Band 1. 2. v. **Roberts**, Preisgekrönt. — 3. **Ohnet**, Die Seele Pierres. — 4. **Cheuriet**, Zum Kinderparadies. — 5. 6. **Aidé**, Imogen. — 7. **Daudet**, Port Tarascon. — 8. **Hoppe**, Ein Mann von Bedeutung. — 9. 10. **Galikin**, Ohne Liebe. — 11. **Morris**, Die Erbin. — 12. 13. v. **Wolzogen**, Die kühle Blonde. — 14. **de la Brète**, Mein Farrer und mein Onkel. — 15. **Poff**, Der Mönch von Berchtesgaden. — 16. 17. **Haggard**, Oberst Quaritch. — 18. **Peschkau**, Norak Roman. — 19. **de Renzis**, Auf Vorposten u. a. Gesch. — 20. 21. **de Cisseau**, Versiegelte Lippen. — 22. **Jeffery**, Aus den Papieren eines Wanderers. — 23. **Cheuriet**, Mein Onkel Scipio. — 24. 25. **Delvit**, Wie's im Leben geht. — 26. **de Renzis**, Verhängnis.

## **Achter Jahrgang.**

Band 1. 2. **Croker**, Jrgend ein Anderer. — 3. **Gordon**, Fräulein Reseda. Ein Mann der Erfolge. — 4. **Seuillet**, Künstlerehre. — 5. 6. **Höhlau**, In frischem Wasser. — 7. **Morris**, Die geprellten Versuchswörter. — 8. **Gordon**, Daphne. — 9. 10. **Remin**, Ein Genie der That. — 11. **Paradowska**, Mißha. — 12. 13. v. **Wolzogen**, Der Thronfolger. — 14. **Colombi**, Im Reisfeld. Ohne Liebe. — 15. **Mairet**, Eine Künstlerin. — 16. 17. **Gunter**, Miß Niemand. — 18. **Heyse**, Marienkind. — 19. **Villingen**, Schwarzwaldd geschichten. — 20—22. **Daudet**, Jack. — 23. Der schwarze Koffer. — 24. **Mairet**, Der Affenmaler. — 25. 26. **Maferman**, Schwer geprüft.

## **Neunter Jahrgang.**

Band 1. 2. **Ohnet**, Im Schulbuch des Hasses. — 3. **Savage**, Meine offizielle Frau. — 4. **Zehren**, Sein Genius. — 5. 6. **Croker**, Ein Zugvogel. — 7. **Filon**, Violette Merian. — 8. **Lay**, Fräulein Kapitän. — 9. 10. **Gordon**, Ein puritanischer Heide. — 11. **Coppie**, Das still Brod u. a. Gesch. — 12. **Bret Harte**, In der Prairie verlassen. — 13. 14. **de Berkeley**, Zwischen Lipp' und Ketschbraud. — 15. **Conway**, Mein erster Klient u. a. Gesch. — 16. **de Cisseau**, Auf steinigem Pfaden. — 17—19. **Malot**, Heimatlos. — 20. **v. Heigel**, Barouin Müller. — 21. **Mairet**, In guter Gut. — 22. **Cassein**, Das Kind. — 23. 24. **Warden**, Das Haus am Moor. — 25. **Seras**, Giovannino oder den Tod! Dreißig Prozent. — 26. **Londouze**, Des Seemanns Tagebuch.

## **Zehnter Jahrgang.**

Band 1. 2. **Cheburkiz**, Das Geheimnis des Hauslehrers. — 3. **v. Wildenbruch**, Das wandernde Licht. — 4. **St. Anny**, Einer alten Jungfer Liebestraum. — 5. **Schubin**, Schatten. — 6. 7. **Croker**, Unerwartet. — 8. **Franz**, Ein Opfer. — 9. 10. **Nielsen**, Die Möwe. — 11. **Simmy**, Geopfert. — 12. **Dick-May**, Unheimliche Geschichten. — 13. 14. **v. Bülow**, Margarete und Ludwig. — 15. **Mrs. Oliphant**, Die Herzogstochter. — 16. **Daudet**, Briefe aus meiner Mühle. — 17. 18. **Hims**, Erinnerungen einer Schwiegermutter. — 19. **v. Roberts**, Lou. — 20. **Lie**, Hof Gisse. — 21. 22. **de Marchi**, Don Cirillo's Gut. — 23. **Schulz**, Jean von Kerdrin. — 24. **Villingen**, Unter Bauern. — 25. 26. **Savage**, Prinz Schanys Brautwerbung.

\* Engelhorns \*  
**Allgemeine Roman-Bibliothek.**

Eine Auswahl der besten modernen Romane  
aller Völker.

19. Jahrgang.

• Band 13.

# Kein Herz

(A Hard Woman).

Eine Geschichte in Szenen von

**Violet Hunt.**

Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen  
von Emmy Becher.

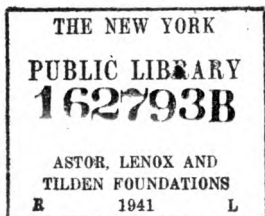
Erster Band.

---

Stuttgart 1903.  
Verlag von J. Engelhorn.

NCW  
Hunt

1. Faksimile, 4. Aufl. 6



Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

## Vorwort.

Gerade wie der Maler sich in der Nähe und Ferne nach tauglichen Modellen für seine Bilder umsieht, liegt auch ein Romanschreiber der Schule, der ich angehöre, dieser gar nicht mühelosen Arbeit ob. Ich bin stets auf dem Anstand, um „menschliche Dokumente“ zu erjagen, und zuweilen mache ich Beute. So ist die Hauptperson in der hier folgenden Geschichte längere Zeit eines meiner brauchbarsten Modelle gewesen, das ich gründlich studiert habe und genauer zu kennen glaube als irgend jemand, ihren eigenen Mann nicht ausgenommen.

Obwohl sie am Herkömmlichen hängt, hat sie es nie der Mühe wert gefunden, mir gegenüber die Gesellschaftsmaske aufzusehen. Darin liegt wenig Schmeichelhaftes für mich als Mann, aber der Mann erträgt's, wenn der Romanschreiber sich auf seine Kosten die Taschen füllt. Zum Vorteil der literarischen Kunst habe ich mir kein Gewissen daraus gemacht, jede Gelegenheit auszunützen, und habe diese Frau von jedem Gesichtspunkt aus studiert, innerlich und äußerlich, in ihren eigenen Äußerungen und den Äußerungen ihrer Freunde und Angehörigen, die mir alle genau bekannt sind. Manches Gespräch, dessen die Dame mich persönlich würdigte, habe ich wortgetreu niedergeschrieben, daneben aber nehme ich auch das Vorrecht des Dichters in Anspruch und gebe ebenso zuversichtlich Gespräche und Szenen wieder, woran ich persönlich keinen Anteil hatte.

Längst habe ich ihr gegenüber die Absicht ausgesprochen, sie „in einen Roman zu bringen“. Es gehört dies zu unsern stehenden Scherzen. Diese Vorstellung sagt ihr zu, sie kokettiert damit, spielt häufig darauf an und gibt sich sogar zur Mitarbeiterschaft her, indem sie mir allerlei Winke und Mutmaßungen über die Entwicklung ihres eigenen Charakters zu teil werden läßt, aber es liegt mir sehr ferne, ihre Lesart gelten zu lassen, so wenig sie die meinige gelten lassen würde.

Begehe ich damit eine Unfreundlichkeit gegen diese Dame? Es mag so scheinen, aber ich gestehe, daß mein künstlerisches Gewissen sich nicht gegen meine Handlungsweise auflehnt. Zartgefühl solcher Art stört den heutigen Romanschreiber so wenig als den Chirurgen, der zum Zweck der Heilung sein Messer ansetzt. Wenn sich aber je der Gewissenswurm rühren wollte, so würde ich ihn durch die Überzeugung zur Ruhe bringen, daß meine teure Frau Munday, selbst wenn sie eine Spur von Ähnlichkeit entdecken sollte zwischen sich und dem Spiegelbild, das ich ihr vorzuhalten bemüht bin, sofort ein wirksameres schmerzstillendes Mittel als Ather und Chloroform in Anwendung bringen würde — die Eitelkeit. Sie wird mein Buch lesen und unbefangenen beurteilen. Ob es nun ihren Beifall, oder ihren Zorn erregt, des einen bin ich gewiß — sie wird nie ahnen, daß sie die Heldin davon ist — nein, nicht einmal wenn sie dieses Wort liest!

W. St. Jerome.



## Erste Scene.

Die Familie Barker — Firma Barker & Marindin, Lothbury und 56 Bedford Square, rühmlich bekanntes Bankhaus — war zu der Zeit, wo meine Freundin Lydia noch in häuslicher Gemeinschaft mit ihr lebte, dem Fluch verfallen, der auf allen zahlreichen Familien lastet, daß man sich nämlich nie entschließen konnte, wo der Sommer zugebracht werden sollte. Den endgültigen Entschluß schob man immer so lange als möglich hinaus, denn, so pflegte die geprüfte Familienmutter zu sagen, was nützt es, Pläne zu machen, die vielleicht, ja sicherlich im letzten Augenblick doch über den Haufen geworfen werden?

Diese Erkenntnis bildete jedoch keinen Abhaltungsgrund, den wichtigen Gegenstand „vorläufig“ zu erörtern, und erörtert wurde er zumeist am Frühstückstisch, wenn die Familie neugestärkt, tatendurstig und ideenreich zusammentraf. Nicht zur Familie zählte in diesem Fall die älteste Tochter des Hauses, einmal weil sie ihr Frühstück später und ungestört einzunehmen liebte, und ferner weil es für sie zwecklos gewesen wäre, sich an einer Erörterung zu beteiligen, da sie sehr genau wußte, daß sie schließlich allein die Entscheidung treffen werde.

Man war dem entscheidenden ersten August schon bedenklich nahegerückt, als das übliche Gespräch eines Morgens wie gleichfalls üblich jäh abgebrochen wurde,

indem der Haushaltungsvorstand seine Uhr herauszog, hastig vom Stuhl aufsprang und seine Serviette verzweiflungsvoll von sich schleuderte.

„Tag für Tag dieselbe Geschichte!“ rief er. „Jetzt hab' ich's aber satt . . . nun bleiben mir nur noch zehn Minuten, um nach Lothbury zu kommen, und ich brauche zwanzig. Macht die Geschichte unter euch ab! Auf die Kosten kommt mir's, wie ihr wißt, nicht an, aber das merkt euch — einmal in der Woche muß ich in die Stadt kommen können!“

„Er scheint außer sich zu sein,“ bemerkte die Mutter, als die Haustüre schmetternd ins Schloß fiel. Sie richtete diese tiefsinnige Bemerkung, die sie bei ähnlichem Anlaß schon des öfteren gemacht hatte, an die mitfühlendste ihrer drei Töchter, und Lucie brachte denn auch der Mutter das Ermüdende einer solchen Wiederholung nicht zum Bewußtsein, sondern drückte nur durch ein ebenfalls öfters wiederkehrendes: „Ja, er war in der That ärgerlich“ ihre Zustimmung aus.

Lucie war ein liebes Mädchen.

„Mir ist's wirklich einerlei, wohin ich gehe,“ erklärte die Mutter, „vorausgesetzt, daß ich ein wenig Ruhe bekomme und daß Lydia und Celestine befriedigt sind. Solch eine französische Hofe mit sich herumzuschleppen, ist eine Landplage, aber wenn Lydia sie nicht entbehren kann, muß es eben sein.“

„Gott segne das süße Kind!“ murmelte die alte schottische Tante am oberen Ende des Tisches.

„Ja, wenn von deiner Lydia gesprochen wird, bist du immer des Lobes voll, Tantchen,“ warf Lucie hin. „Fritz bekommt auch noch was ab, für mich aber hast du nichts übrig.“

Lucie war ein liebes Mädchen, aber ein Engel war sie nicht.

„Ach, da fällt mir ein,“ sagte die alte Dame, indem sie schwerfällig aufstand und mit ihren gichtischen Händen die Schüsseln zudeckte, „Lydia will ihren gebratenen Speck gerne heiß haben.“

„Warum kann das gnädige Fräulein nicht zur rechten Zeit aufstehen und sich herablassen, mit andern Leuten zu frühstücken? . . . Geschieht ihr ganz recht, wenn er kalt wird!“

Das war Toosies Ansicht; Toosie war eben noch ein Schulmädchen.

„Ach, ihr dürft nicht vergessen, daß Lydia so zart ist,“ verteidigte die Tante ihren Liebling. „Man muß immer Rücksicht auf sie nehmen . . . ihr Magen ist so heikel . . .“

„Ihr Magen ist gar nicht heikel, aber ihr Leckermaul! Und wie die von allen verzogen wird . . .“

„Ob Lydia wohl gern nach Bournemouth ginge?“ überlegte die Mutter. „Fritz möchte offenbar am liebsten dorthin.“

„Nein, nein, nur nicht nach Bournemouth!“ wandte Toosie stürmisch ein. „Lieber nach Whitby!“

„Nein, nein, nicht nach Whitby!“ rief Lucie flehentlich. „Nach Harrogate!“

„Geh du allein nach deinem langweiligen, unaussehlichen Harrogate!“

„Aber Kinder! Kinder!“ mahnte die Mutter.

„Wozu denn diesen Ton, Mama?“ fragte Toosie schnippisch. „Man könnte ja gerade meinen, Lucie und ich zankten uns, während wir uns doch nur aussprechen! Lucie, ich weiß ganz gut, warum du auf Harrogate ver-

essen bist . . . nur weil dieser Herr St. Jerome gesagt hat, daß er hingehe! Und ich weiß auch ganz gut, daß du ihn gar nicht heiraten willst, er soll dir nur die Zeit vertreiben. Sünd' und Schande aber ist's, daß du deshalb deine ganze Familie in solch ein fades Krankenbad schleppen willst, während wir doch alle keine franken Lebern oder derlei Gebrechen haben, nur damit du mit einem jungen Herrn zusammen sein kannst, den du nicht einmal im Ernst zum Mann haben möchtest! Wenn ein Geschäftsinteresse im Spiel wäre, würd' ich dir beistehen, aber einen Courmacher kannst du auch in Whitby aufreiben!"

„Whitby hat eine entsetzlich erschlaffende Luft," wehklagte Lucie, ohne sich gegen diese rohe Beurteilung ihrer Gefühle aufzulehnen, denn in dieser Familie nahm man nie ein Blatt vor den Mund und war gegen herbe Wahrheiten abgehärtet.

„Den Hof machen lassen kann man sich in jeder Luft. Frage nur Lydia! Wo möchtest denn du hin, Tante Elsbeth?" rief das vorlaute Kind, plötzlich beide Arme um den Hals der alten Dame schlingend. „Sag doch Whitby, Tantchen! Dort ist's ganz reizend für alte Damen . . . sie können immer auf den Klippen sitzen und uns baden sehen! Wenn du Whitby sagst, bist du meine süße, goldige Herzenstante!"

Tante Elsbeth rückte vorerst ihre verschobene Haube zurecht.

„Wie fest du einen anpackst, Herzchen! . . . Nun, wir wollen sehen, wollen sehen . . . sobald Lydia herunterkommt."

„Natürlich wieder Lydia!" brummte Lucie. „Doch da ist sie ja schon! Nun kommt keins von uns mehr zu Wort!"

Borneslaute und der Klang einer abbittenden, flehenden Stimme drangen von der Halle herein.

„Vraiment, c'est d'une stupidité . . .“

„Mais, mademoiselle . . .“

„Taisez-vous! Pas d'excuses! Que cela soit défait tout de suite . . . à l'instant . . .“

„Bien, mademoiselle.“

Huschende Schritte verflangen in der Richtung der Wirtschaftsräume, die Türe des Frühstückszimmers aber flog weit auf und Fräulein Lydia Barker trat mit Kampfesmut verratenden Augen in den Kreis der Ihrigen.

„Was hast du denn an dieser unglückseligen Celestine auszufehen?“ fragte die Mutter.

„Ihre Dummheit geht ins Aschgrau! Denke dir nur, nun will sie mein grünes Tenniskleid zum Reinigen schicken, ohne die Ärmel aufzutrennen! Die Folge davon wäre ganz einfach . . . aber, wozu über den Quark reden! Jetzt will ich frühstücken.“

„Guten Morgen könntest du auch wohl sagen,“ bemerkte die Mutter schonend.

„Das hatt' ich ganz vergessen! Guten Morgen, Tantchen! Guten Morgen, Lucie — dich hab' ich zwar heute schon gesehen. Ich war in deinem Zimmer, um meine Brennschere zu holen, und traf dich noch schlafend . . . greulich hast du ausgesehen! Guten Morgen, Loosie, du Hanswurst! Tantchen, was ist in der Schüssel neben dir?“

„Fleischpastetchen.“

„Meinetwegen kannst du mir welche geben,“ befahl sie in opfermutigem Ton. „Weniger Erfindungsgeist als unsre Köchin kann man nicht wohl haben . . . aber essen muß der Mensch, sonst stirbt er! . . . Ach! Ich hab' mir's ja gedacht . . . eiskalt!“

„Du solltest eben früher herunterkommen,“ wagte die Mutter sanft zu bemerken. „Es ist jetzt zehn Uhr.“

„Schon? Ja, wir sind eben nicht vor drei Uhr von den Symonds nach Haus gekommen, nicht wahr, Lucie? Wie du nur so früh aufstehen kannst! Wahrscheinlich macht dir's Spaß . . . und du bist auch nicht so erschöpft wie ich . . . ich gebe mich immer so ganz aus! Außerdem,“ fuhr sie in gedämpftem Ton fort, „hatte ich auch eine furchtbar angreifende Auseinandersetzung mit dem jungen Symonds. . . . Du wirst es ja gesehen haben, Lucie, wie wir im Gewächshaus die Köpfe zusammensteckten? Er hat mir eine unglaubliche Szene gemacht, der dumme Junge! Tosie, sei so gut und starre mich nicht über den Rand deiner Teetasse weg an! Das macht mich nervös und ich bin's heute schon sowieso!“

Trotzdem aß sie herzhaft drauf los, wobei die Familie schweigend zuschaute.

„Was ihr alle für Leichenbittermienen habt heute früh,“ bemerkte sie plötzlich. „Was ist denn los?“

„Die Besprechung über die Sommerfrische,“ erwiderten beide Schwestern wie aus einem Munde.

„Ach so! Nun, das wird bald abgemacht sein,“ erklärte Lydia. „Laßt mich nur erst frühstücken.“

Sie beschloß ihre Mahlzeit mit einem großen Stück Marmelade-Butterbrot, dann warf sie die Serviette beiseite und begann: „Also denn! Kommt und hört! Ich kann mir schon denken, daß jedes von euch einen andern Wunsch hat, und da ist es am gescheitesten, keinen davon zu berücksichtigen! Ich werde euch der Reihe nach anhören.“

Lydia schlang den Arm um die alte Tante.

„Tante Elisabeth, bei dir heißt's: wo du hingehst,

gehe ich auch hin, nicht wahr? Mama, du ergibst dich wie gewöhnlich in alles? Dem Vater ist's einerlei, Lucie . . . aber Kind, hast du denn schon wieder einen Schnupfen? Oder abermals dein beliebtes greuliches Heufieber? Wie man sich nur so gehen lassen kann! Nun denn, Lucie, was für einen Plan hast denn du?"

„Ich habe den Rat gegeben, nach Harrogate zu gehen,“ versetzte Lucie hoffnungslos.

„Rat geben nennt sie das!“ warf Toosie dazwischen. „Wenn du gehört hättest . . .“

„Keinen Zanf, Kinderchen!“ fiel ihr Lydia beschwichtigend ins Wort. „Die Erörterung wurde also von beiden Seiten mit einiger Erregung geführt?“

„Nein . . . nur . . .“ sagte Lucie.

„Nein . . . nur . . .“ sagte Toosie.

„Bitte, bitte, nicht beide zugleich reden!“ rief Lydia. „Die Geschichte ist ergötzlich! Bitte, Lucie, trag uns deine Gründe zu Gunsten Harrogates so kurz und bündig als möglich vor . . . es heißt immer, Frauen seien dessen nicht fähig, aber ich kann meine Absichten stets in ein paar Worten kundgeben! Lucie, du hast das Wort!“

„Es wäre so bequem und passend für den Vater,“ begann Lucie, wozu die ruchlose Toosie etwas von Heuchelei zischelte.

„Lassen wir den Vater vorerst aus dem Spiel,“ bestimmte Lydia mit einem sonnigen, verbindlichen Lächeln, „und teile uns nur deine persönlichen Gründe mit! Wer geht nach Harrogate?“

„Die Symonds,“ erwiderte Lucie eifrig, „und Frau Wynne, und Herr St. Jerome und seine Mutter . . . und die Magnes haben vier Meilen von Harrogate ein Landhaus gemietet . . .“

„Zwei Butterbrötchen und die Sardelle in der Mitte . . . Lucie, mein Kind, du hast Takt! Schade, daß ich gegen die Symonds viel einzuwenden habe und daß St. Jerome mir sehr langweilig ist . . . wenigstens für den Augenblick. Mit den Wynnes verkehre ich nicht gern mehr, als unumgänglich nötig ist. Ich möchte unsre gesellschaftliche Stellung erhöhen und nicht herabdrücken . . . der Himmel weiß, daß sie ohnehin spießbürgerlich genug ist! . . . und weshalb soll ich auf dem Land vier Meilen weit zu den Maynes gehen, während ich in der Stadt keine Droschke dran rücke, um sie zu besuchen? Das ist logisch, dächte ich!“

„Aber . . .“

„Harrogate ist abgetan,“ erklärte Lydia entschieden. „Jetzt kommt die Reihe an dich, Loosie! Bestrebe dich, deine Gefühle und Wünsche grammatikalisch richtig zum Ausdruck zu bringen, und wir werden dir mit Vergnügen Gehör schenken. Weshalb willst du nach Whitby?“

„Weil der Strand ausgezeichnet ist . . . und die besten Esel sind dort . . . und in den Klippen nichts als Ammonshörner, und alle fünf Minuten ein Schiffbruch und famose Boote . . .“

„Ein greuliches Nest, dieses Whitby,“ schaltete Lucie ein. „Wenn's nicht regnet, stürmt's, die Gassenjungen bewerfen einen mit Heringschwänzen, schmierige Fischer streifen an einem vorbei, daß jedes Kleid zu Grund geht . . .“

„Allerdings,“ bemerkte Lydia überlegend. „Darin bin ich mit Lucie einverstanden . . . für Leute, die über zwölf Jahre alt sind, ist Whitby kein Aufenthalt . . . nein, ich habe nicht im Sinn, nach Whitby zu gehen.“

„Dann brauchen wir uns also nach dem Haus auf



der Mathildenterrasse nicht näher zu erkundigen," fragte die Mutter, „oder?“

„Keine Rede, Mama! Whitby ist von der Tagesordnung gestrichen — Gesichterschneiden gehört nicht zum parlamentarischen Anstand, Toosie! Nun paßt aber wohl auf und vernehmt, was ich mir ausgedacht habe. Es gibt einen Ort namens Prawnborough, von dem ich kürzlich gehört habe. Künstler gehen mit Vorliebe hin — Lucie kann also ihr Aquarellieren dort weiter treiben. Es liegt an der Südküste und muß ziemlich wild sein, was mir aber einerlei ist. Ziemlich still ist's auch dort, aber Scarborough und Harrogate mit dem lästigen Menschen schwarm haben wir ja bis zum Überdruß genossen.“

„Aber wer geht denn nach Prawnborough? Wer hat dir denn davon erzählt?“ fragte Frau Barker etwas besorgt. „Weißt du denn auch, ob man dort eine Wohnung findet?“

„Sämtliche Fischerfrauen vermieten an Badegäste,“ erläuterte Lydia, die vorher gestellten Fragen umgehend. „Ich habe einige Adressen . . . ja ich habe sogar schon hingeschrieben, weil ich euch die Mühe ersparen wollte und weil ich fest entschlossen bin, hinzugehen. Es wird euch sicher gefallen! Lucie findet einen Hafendamm, Toosie eine Bucht. Du nimmst's doch auf dich, dem Vater die Sache klar zu machen, Mama? Dir ist ja jeder Ort recht, wo deine Kinder vergnügt sind, und Herzenstante, in Prawnborough ist ein Pfarrer, der dir zu Ehren täglich drei Gottesdienste halten wird!“

„Gott segne das Kind!“ flüsterte die alte Tante gerührt. „Immer voll Rücksicht für andre.“

Auch die Schwestern ließen gleichzeitig ein Flüstern hören, das ungefähr wie „schöder Egoismus“ klang.

„Was habt ihr Mädels zu tuscheln?“ erkundigte sich Lydia unbefangen.

„Keine Schmeicheleien für dich,“ versicherten beide mit Überzeugung.

„Dann tut ihr wohl daran, eure Ansichten nicht laut werden zu lassen.“

„Darf ich mir die Frage erlauben,“ sagte Toosie verbindlich, „ob es in Bramborough auch Esel gibt?“

„Bis jetzt noch nicht,“ versetzte Lydia anzüglich.

„Das ist ja recht schön und gut, und ich weiß ganz genau, weshalb du hingehen willst, Lydia,“ begann Lucie feierlich. „Die Wilkinsons haben ja ein Haus dort gemietet. . . . Ist es aber wahrscheinlich, daß ich dort auch irgend jemand treffe, mit dem ich mich unterhalten kann?“

„Soviel ich weiß, gehen die Malorns hin,“ erwiderte Lydia gleichgültig, „und gestern abend sagte einer von den Herren, wenn ich hinginge, gehe er auch.“

„Welcher?“

„Der langbeinige Mensch, der nicht tanzen kann. . . . Woffle heißt er, glaube ich.“

„Ach der . . . das ist ja deiner!“

„Ich trete ihn dir ab. Er ist mir entsetzlich langweilig und so häßlich! Wenn er überhaupt Haare hätte, müßten sie jedenfalls rot sein.“

„Sehr dankbar für deine Güte!“ warf Lucie höhnisch hin.

Nachdem sich die Familie vom Frühstückstisch erhoben hatte und die beiden Schwestern allein zurückgeblieben waren, nahm die jüngere ihr Herz in beide Hände und sagte in gedämpftem Ton: „Du scheinst große Hoffnungen auf dieses Bramborough zu setzen, Lydia, und ich kann zu unser aller Heil nur von Herzen wünschen,

daß du deinen Zweck erreichen mögest. Ich werde auch schwefterlich an dir handeln und ‚ihm‘ nicht sagen, was für ein Scheusal du zu Hause bist.“

---

### Zweite Szene.

(Am Strand von Bramborough. Fräulein Lydia Barker hält eine Mappe auf ihren Knien und schreibt.)

„Liebste Frau Malory! Verzeihen Sie, daß ich mit Bleistift schreibe. Ich versprach ja, Ihnen genaue Auskunft über Bramborough zu geben, nicht wahr? Nun, die Art von Badeplätzen, woran wir eigentlich gewöhnt sind, ist es nicht gerade, aber ich hatte auch die Gattung Margate — Eastbourne — Herne-Bay allmählich satt bekommen, und Bramborough ist ein ruhiger, hübscher, wohlherzogener Ort — sozusagen gewählter Geschmack. Ein Kurorchester gibt es allerdings nicht, aber soviel ich höre, soll irgendwo in der Nähe ein Aussichtspunkt sein, und es ist die Sorte Badeort, wo Künstler und Bischöfe hingehen. Ein Bischof hat immer etwas sehr Würdiges; seine Kniefstrümpfe zieren jede Gegend und ich bin wirklich froh, Artur Wilkinsons Wink befolgt zu haben und hierher gegangen zu sein.

„Meine Leute kann ich überallhin bugfieren. Sie wissen ja, daß ich am besten beurteilen kann, was ihnen frommt, und lassen sich's nie einfallen, ernstlichen Widerspruch zu erheben — ich besitze die Macht eines starken Geistes über eine schwache Familie. Immer heißt's, ich solle entscheiden, und wenn sie hinterdrein brummen, so sag' ich einfach: ‚Ihr habt die Sache ja mir anheimgestellt!‘ So geschah's und so wird's in Zukunft ge-

schehen, und wenn sie's anders machen wollten, würde sicher nichts Gescheites dabei herauskommen.

„Nicht als ob sie in diesem Jahr nicht schon gehörig gebrummt hätten! ‚Bramborough‘ das klang ihnen so fremd, so ganz anders, als woran sie gewöhnt waren, und meine Mutter hat ohnedies nie Lust, ihre vier Wände zu verlassen — ich Sorge aber durch Zimmermaler, Tapezierer und Scheuerfrauen schon dafür, daß sie schließlich froh ist, herauszukommen. Der Vater hatte irgend eine abgeschmackte Idee im Kopf, daß es für ihn bedenklich sei, außer Hörweite seines Arztes zu gehen — mein Gott, als ob nicht in jedem Seebad Arzte genug säßen, die es der Mühe wert finden, höchst liebenswürdig zu sein! Lucie hat wenig eigene Willenskraft; zu guter Letzt findet sie immer Geschmack an dem, was mir gefällt, obwohl ich in diesem Fall nicht gewiß weiß, ob sie nicht eine heimliche Sehnsucht nach Harrogate gehabt hätte. Fritz wollte uns alle miteinander nach Bournemouth schaffen, weil ihm die Lust dort besonders zusage. Was ihm zusagt, ist, wie ich genau weiß, eine junge Dame in Bournemouth; da ich mir aber meine Schwägerin selbst aussuchen will, hab' ich diesen Plan keinen Augenblick gebilligt! Toosies Ansprüche beschränken sich auf einen guten Strand, und ich verbürgte mich für Goldsand in Bramborough, der sich leider als grober Kies entpuppte.

„Ich habe schon herausgebracht, wo die Wilkinsons hinkommen — ein richtiger Herrnsitz! Sie sind ja sogar reicher als wir. Die Wohnung ist viel hübscher als die unsrige, aber dafür muß man auch seine Möbel mitbringen, und wir mußten eben nehmen, was zu haben war.

„Artur Wilkinson kommt heute herunter. Er war's, der mir auf dem Symonds'schen Ball von Prawnborough erzählt und mich dringend gebeten hat, meine Familie hierher zu lotsen.

„Sie bringen's fertig, wenn Sie nur wollen,“ sagte er.

„Der gute Junge — er hat das größte Zutrauen in meine Macht, während er selbst, wie er sagt, in seiner Familie gar nichts durchsetzt. Ich sehe im Geist schon, wie Frau Wilkinson mich herumputzeln würde, wenn ich nämlich ihre Schwiegertochter wäre!

„Daß ich's werden könnte, ist außer Zweifel — Artur betet mich an. Ob ich aber Lust dazu habe? Ich glaube im allgemeinen — ja. Jetzt bin ich fünfundzwanzig Jahre alt, und ein Mann ist ungefähr wie der andre, vorausgesetzt natürlich, daß er gute Manieren hat. Auch könnte ich mir Artur noch erziehen.

„Jedenfalls habe ich ihm versprochen, diesen Sommer nach Prawnborough zu kommen. Ich habe die Sache auf eigene Faust ins Werk gesetzt, das Kursbuch studiert und an die Fischerfrau geschrieben, deren Adresse Artur mir gegeben hatte. Wir bekamen auch richtig diese Wohnung — sieben Zimmer oder vielmehr ein Zimmer und sechs Kämmerchen, die ohne Kost sieben Pfund die Woche kosten, wobei alle ‚Extras‘ noch von der Wirtin mitgenossen werden! Das macht mir Spaß! Prawnborough ist zwar kein Modebad, aber teuer scheint es doch zu sein.

„Als wir in dem alten Kumpelkasten, der an der Bahnstation aufzutreiben war, den Berg herab hierher fuhren, herrschte allgemeine Enttäuschung. Mama erklärte, lebendig werde sie diese Fahrt kein zweites Mal überstehen, und das Fischerdorf sah nicht einmal malerisch

aus. Ich glaube mich zu erinnern, daß Artur von roten Ziegeldächern gesprochen hatte, aber schließlich — alles kann der Mensch eben hienieden nicht haben, und nach einer achtfündigen Reise ist man geneigt, Ziegeldächer und die ganze übrige Welt grau in grau zu sehen. Jedenfalls sah ich eine sehr elegante Dame am Bahnhof stehen. Neben ihr war Gepäck aufgestapelt, theils mit Nugent, theils mit Munday gezeichnet — ich habe nämlich nachgesehen. Sie hatte einen Bedienten bei sich und ein auffallend hübscher Mann trieb sich in der Nähe herum; ob sie indes zusammengehören, weiß ich noch nicht. Wenn sich doch Artur auch so kleiden wollte wie dieser Herr; Arturs Hosenschnitt ist mir nämlich unausstehlich — viel zu weit. Wer diese Nugents oder Mundays nur sein mögen? Ob man hier mit ihnen zusammen trifft? Ich werde mir jedenfalls alle Mühe geben, denn ich sammle gern nette Bekanntschaften.

„Unsre Stübchen sind entschieden eng und kahl, und die Lehnstühle machen ganz den Eindruck vorsintflutlicher Versteinerungen; sie sehen aus, als ob seit Jahrhunderten zahllose Kinder auf ihnen herumgeklettert wären und da und dort Ecken abgeschlagen hätten. Die Tapete schreit einem einfach ins Gesicht. Als die Mama aber ihr Duzend Hausgötter ausgepackt hatte — Sie wissen ja, daß sie immer mit einem Duzend Götzen in Gestalt von Leuchtern, Schnellkochern, Wandkalendern, Rissen und so weiter ausrückt —, machte sich's schon ein wenig besser. Die Sofas sind mit Roßhaarstoff bezogen und wehrhafte Wesen, die sich nichts gefallen lassen. Wollte man sich darauf legen, sie würden einen sicherlich in die Luft schnellen; ich unterlasse jedoch den Versuch, weil ich kein Verlangen nach Kopfschmerzen habe. Die Schlafstuben

sind winzig; mein Fenster geht gerade auf die Regenwassertonne, aber Mama ihres ist überhaupt nicht schließbar. Meine Koffer konnt' ich natürlich nicht in diesem Käfig unterbringen, drum habe ich sie in den Flur gestellt, wo der Vater regelmäßig darüber stolpert, worüber er durch entsetzliches Fluchen quittiert. In Lucies und Toosties Zimmer bin ich noch gar nicht gewesen, es scheint aber noch kleiner zu sein als das meinige, jedenfalls klagen sie den lieben langen Tag darüber. Wenn ich frische Luft und Sonnenschein habe, bin ich schon zufrieden."

\* \* \*

Es wird besser sein, wenn ich diesen Brief zu Haus fertig schreibe. Die Sonne scheint so hell, daß mir die Buchstaben vor den Augen tanzen und ich tatsächlich nichts mehr sehe. . . .

\* \* \*

Das ist ja der Herr, der mit der eleganten Dame am Bahnhof war! Nun hat er ein kleines Mädchen bei sich . . . ob sie wohl Mann und Frau sind? Nein . . . sie sehen gar nicht verheiratet aus . . . ich wette, daß ich recht habe, wenn ich behaupte, es ist Bruder und Schwester. Ob er wohl Munday oder Nugent heißt? Möchte wissen, ob ich mich hübsch ausnehme auf meinem Platz?

Er ist unbedingt sehr hübsch. Ich liebe seinen Gang . . . so leicht, förmlich schwungvoll. Wie komisch er die Augen eindrückt, wenn er etwas scharf ansieht! Aha . . . ein Künstler . . . hat ja ein Skizzenbuch unterm Arm . . . das erklärt die Sache.

Ich werde doch meinen Malkasten nicht daheim gelassen haben? Ich könnte mich wohl wieder aufs Skizzieren verlegen. . . .

Er muß bedeutend größer sein als Artur Wilkinson — oder kommt mir's nur so vor, weil er so schlank ist? Große Männer gefallen mir am besten, aber in Bankhäusern scheinen sie nicht zu wachsen. Auch die Dame ist groß . . . nicht hübsch, aber sehr vornehm in der ganzen Erscheinung. Und wie sie ihm ähnlich sieht! Natürlich ist sie seine Schwester — es kann gar nicht anders sein . . . und beide haben das dunkle lockige Haar, das mir so gefällt.

Wenn sie mich doch auch ansehen wollten! Jetzt sitzen sie auf der allernächsten Bank, doch nicht ein einziges Mal sehen sie herüber. Ich glaube nicht, daß ich besonders nach seinem Geschmack bin . . . jedenfalls kleide ich mich nicht wie diese Frau. Sie sieht etwas quäkerhaft aus . . . ich bin entschieden besser gekleidet, mit mehr Schick, aber ich glaube selbst, daß mein Hut ein wenig zu bunt ist.

„Fritz, du bist ein unausföhlicher Plagegeist und gemeinschädlich! Kannst du dich denn nicht auf eigene Faust unterhalten? Kein jämmerlicherer Anblick auf der Welt als ein junger Mensch, der sich nicht zu beschäftigen weiß. . . . So spiele doch Billard im Kurhaus! Was? Die Queues haben keine Spitzen? Schlechte Handwerker haben immer etwas am Werkzeug auszuföhren. . . . Weshalb magst du denn nicht fischen, oder baden, oder zeichnen oder Gott weiß was vornehmen? Nun, dann versenke dich in die Schönheiten der Natur . . . es sollen ja welche vorhanden sein, soviel ich höre. Du sehnst dich aber vermutlich nach den Schönheiten von Bournemouth, mein Junge. . . . Artur Wilkinson sei angekommen, sagst du? Geradeswegs hierher soll er kommen? Hoffentlich hast du ihm nicht gesagt, wo ich bin? Ich kann ihn jetzt



nicht brauchen; ich will Ruhe haben! Wenn du auf der weiten Welt nichts zu tun hast, so geh diesen Leuten nach, dem Herrn und der Dame von der nächsten Bank, und sieh, in welchem Gasthof sie wohnen . . . ich wüßte es gern."

Da kommt ja Lucie mit einem Gesicht, als ob sie Spinnen verschluckt hätte! Wie es das Mädchen nur fertig gebracht hat, in zwei Tagen so von der Sonne verbrannt zu werden . . . ein frischgekochter Hummer ist nichts dagegen! „Schattenlos sei es hier? Ja, mein Kind, hast du je einen schattigen Strand gesehen? Du bist wirklich zu anspruchsvoll! In Devonshire? Ja, richtig . . . an Devonshire hatt' ich gar nicht gedacht und du hast auch kein Wort davon gesagt, solange's noch an der Zeit gewesen wäre. Übrigens ist dieser Ort höchst interessant. . . . Fritz, jetzt stehen die da drüben auf. . . . Tu, was ich dir gesagt habe. Und Lucie . . . wenn du nichts Besseres zu tun hast, so lauf doch schnell ins Haus und hole mir den zweiten Band von diesem Roman. Die Mutter liest ihn? Leg ihr nur den dritten dafür hin . . . sie merkt's nicht!"

Wahrhaftig, da kommt ja mein Artur Wilkinson im Sturmschritt. Geradeswegs vom Bahnhof. . . . Dieser Feueereifer! Und sieht aus wie eine Nachteule! Immer unklug, sich nach einer langen Eisenbahnfahrt vor Menschen sehen zu lassen!

Niemand mehr am Strand . . . ist mir lieb, daß der Herr und die Dame Arturs Begrüßung nicht mit ansehen . . . der gute Junge wird jedenfalls von einer abgeschmackten Überschwenglichkeit sein. . . . Übrigens geh' ich lieber ins Haus und schreibe meinen Brief an Frau Malory fertig.

---

### Dritte Szene.

(Ein mit frugalen, der Gesundheit zuträglichen Lebensmitteln reich besetzter Esstisch. Frau Hugo Malory teilt einer hungrigen Kinderschar Hammelbraten und gedämpften Reis aus. Fräulein Lydia Barfer tritt etwas außer Atem ins Zimmer.)

Lydia. Ich lade mich bei Ihnen zum zweiten Frühstück ein, liebe Frau Malory. Guten Tag, Fräulein. Guten Tag, Kinderchen.

Frau Malory (Fleisch aufschneidend). So ist's recht, Lydia! Rückt zusammen, Kinder, daß Fräulein Barfer Platz hat. Warum haben Sie sich denn so lange nicht bei uns blicken lassen?

Lydia. Ach! Das weiß ich selbst nicht . . . die Zeit entschlüpft einem immer . . . ich war auch sehr beschäftigt . . . (bedeutungsvoll) sehr in Anspruch genommen.

Frau Malory (ganz mit Austeilen beschäftigt). Fräulein, wollen Sie so gut sein und mir Hänschens Teller reichen?

Lydia. Ich kam, um . . . es verlangte mich, Sie zu sprechen . . . aber ich habe gelobt, Punkt vier Uhr wieder zu Hause zu sein.

Frau Malory (geistesabwesend). Wirklich? Hänschen, so starre doch nicht so vor dich hin!

Chor der Kinder. Er hat Fräulein Barfers Wasserglas umgeworfen!

Lydia. Ach! Das greuliche kleine Ungeheuer!

Frau Malory. Nicht böse sein mit dem Jungen, Lydia . . . er war ganz versunken in den Anblick Ihres Hutes. Ich weiß nicht, wie es kommt, aber ich kenne kein zweites junges Mädchen, das so wenig mütterlichen Trieb hätte wie Sie!

Lydia (kühl). Darin haben Sie vollständig recht . . . nicht einmal eine Puppe habe ich je geliebt. (Sie ist; hastig.) Frau Malory, bitte, lassen Sie das Fräulein den Pudding vorlegen und kommen Sie mit mir . . . ich habe Ihnen etwas mitzuteilen.

Frau Malory. Ich stehe zur Verfügung. (Sie gehen ins Wohnzimmer hinauf. Lydia sinkt in einen Lehnstuhl und macht den Versuch, bewegt auszugehen.) Mein liebes Kind . . . verzeihen Sie mir . . . aber sollten Sie etwa das Erröten einstudieren wollen? Ach, jetzt gelingt es Ihnen sogar, aber nur darüber, daß ich auf Ihre Schliche gekommen bin! Sagen Sie mir doch, was los ist? Irgend etwas Akutes? Ein ernstlicher Zwiespalt mit Lucie . . . oder sollten Sie zufällig endlich Ihrem Schicksal in die Arme gelaufen sein?

Lydia (feierlich). Ja, und das Schicksal wird heute nachmittag um vier Uhr seinen Besuch bei mir machen.

Frau Malory. Das ist doch nicht Ihr Ernst? Von mir war's nur ein Wit' . . . die Nachricht benimmt mir förmlich den Atem . . . und wer ist's?

Lydia (langsam). Herr Symonds ist es nicht . . . St. Jerome ebensowenig . . . nicht einmal Artur Wilkinson. Es ist ein Künstler . . . und ein Freund von Ihnen.

Frau Malory. Sie und ein Künstler!

Lydia. Weshalb ich nicht so gut als andre Frauen mit einem Künstler fertig werden sollte, seh' ich nicht ein! Ferdinand Munday ist's.

Frau Malory. Ferdinand Munday!

Lydia. Sie scheinen ja fürchterlich bestürzt zu sein, meine liebe Frau Malory! Bei Ihnen hätte ich das veraltete Vorurteil gegen Künstler wahrhaftig nicht vor-  
ausgesetzt . . . ein völlig überwundener Standpunkt.

Frau Malory. Mein liebes Kind . . . Munday ist ein so ernster Mann . . . so . . .

Lydia. Ich kann ebenfalls ernsthaft sein, wie ich alles sein kann, was mir beliebt. Übrigens ist's gar nicht so schlimm mit seiner Ernsthaftigkeit, und ich kann Ihnen sagen, daß er mein Herz durch Karikaturenzeichen gewonnen hat.

Frau Malory. Ich gebe zu, daß ich ihn von dieser Seite noch gar nicht kenne. Aber erzählen Sie mir doch mehr! Hatten Sie denn nicht mit einem jungen Wilkinson etwas angebandelt?

Lydia. Ach! Artur Wilkinson . . . der hat gar nichts damit zu tun. Ich weiß nur, daß ich mich heute mit Ferdinand Munday verloben werde. . . Zehn Minuten nach vier Uhr wird die Sache in Ordnung sein, denke ich!

Frau Malory (hartnäckig an ihrem Thema festhaltend). Aber was haben Sie denn mit dem andern angefangen? Ich weiß doch, daß Sie ihn nach Brawnborough lockten.

Lydia. Trücht genug von ihm, daß er kam! Ich sah auf der Stelle ein, daß es ein furchtbarer Mißgriff gewesen wäre. Er war mir vollständig ergeben — das konnte ein Blinder sehen — und pflegte mich mit jener Art von Besizermiene anzustarren, die ein Mädchen auf den Isolierschemel bannt und alle andern Männer verschnupft . . . unausstehlich, sag' ich Ihnen!

Frau Malory. Der arme Tropf!

Lydia. Mag sein, daß er Mitleid verdient, jedenfalls versteht er's, sich einem Mädchen zu verleiden. Ich würde keinem raten, auf diese Weise den Hof zu machen; wie's einem Mann auch zu Mut sein mag, er sollte immer Selbstbeherrschung genug haben, um seine Augen zu bewachen.

Frau Malory. Er war also offenbar rasend verliebt?

Lydia. Aber ich nicht, deshalb hab' ich mich geärgert und dann . . .

Frau Malory. Dann lernten Sie Ferdinand kennen?

Lydia. Ja, und Sie können sich gar nicht vorstellen, was das für ein Unterschied war!

Frau Malory. Nun, das will ich meinen.

Lydia. Artur Wilkinson hat nichts im Kopf als Geld und Geschäfte . . . ihn zu heiraten, wäre ein gesellschaftlicher Selbstmord gewesen. Die Börse führt zu nichts als wieder zur Börse . . . man verdient Geld, aber was hat man davon, wenn man's in Geschäftskreisen ausgeben muß? Ferdinand dagegen ist ein Neffe — oder Vetter? — von Lord Pulney . . .

Frau Malory (peinlich berührt). Ja, ich weiß.

Lydia. Trotzdem war ich nicht gleich mit mir im reinen, ob ich einen Künstler gerade heiraten möchte, und so ließ ich ihn eine Weile zappeln. Den ganzen Winter über hab' ich ihm mehrmals gefessen, und das war recht unterhaltend. . . . Sie wissen ja, daheim ist's seit Vaters Tod trostlos langweilig, alle hängen die Köpfe wie Trauerweiden. Das stimmt mich herunter und dann bin ich zu allem fähig. . . . Gestern nun traf ich ihn im strömenden Regen in einer Vorstadt, und ich war schmutzig und er war schmutzig . . . ich sollte zwar jetzt keine Witze machen, das klingt aber doch so . . . und alles sah so trübselig aus, und da weiß ich nicht, was in mich gefahren ist, aber kurz und gut, ich hab' ihm gesagt, er solle mich heute besuchen . . . was das heißt, weiß man ja! Schließlich, irgendwann und irgendwann muß man ja heiraten!

Frau Malory (herzlich). Mein armes Kind! Sie stellen sich leichtfertig und übermütig, doch im Grund sehnen Sie sich nicht minder nach Liebe, als jedes andre Weib. (Sie schlingt die Arme um die junge Dame und wirft dabei eine kleine Porzellanfigur vom Kaminsims.)

Lydia (macht sich aus der Umarmung los). Bitte nicht! Ich komme mir so abgeschmactt vor! (Hebt das Figürchen vom Boden auf und sieht es an.) Ich kann diese Porzellanaffen gut leiden . . . sie sind so possierlich.

Frau Malory (etwas beschämt). Sie können über Porzellanaffen reden.

Lydia. Weshalb nicht? Ein Gesprächsgegenstand so gut als ein anderer.

Frau Malory. Aber jetzt . . . in dieser Stunde . . . an der Schwelle . . . wo Sie im Begriff stehen, den wichtigsten Schritt im Leben des Weibes zu tun! Welche Ausblicke in die Zukunft sich Ihnen eröffnen . . .

Lydia. Ach! An diese Aussicht bin ich schon sehr gewöhnt! Es ist ja nicht das erste Mal, daß ich ans Heiraten denke . . . Sie wissen's ja . . . man muß sich wohl oder übel damit beschäftigen. Übrigens ist mir die Stimmung von „Er der herrlichste von allen“ auch ganz unausstehlich und auf Flügeln des Gefanges werd' ich wohl nie reisen, lieber im Orientexpresszug. Sentimentalität ist nun einmal nicht mein Fall.

Frau Malory. Ja, die ist bei den jungen Mädchen von heute gründlich aus der Mode gekommen. Aber sprechen wir doch noch weiter über die Sache. . . . Was werden Sie ihm sagen, wenn er kommt?

Lydia. Ja, das ist die Frage . . . nur keine Überschwenglichkeiten. Vermutlich wird er mich küssen wollen . . . und geküßt zu werden, ist mir höchst unangenehm.

Frau Malory. Mein liebes Kind, wissen Sie denn auch, daß Ferdinand Munday allgemein für eine glänzende Persönlichkeit gilt?

Lydia. Sonst würde ich ihn doch nicht heiraten! Ich will eben eine Partie machen. . . . Wer hat Ihnen denn dieses Zimmer eingerichtet?

Frau Malory. Liberty . . . nein . . . Morris . . . ich weiß es nicht mehr recht.

Lydia. Ach, bitte, besinnen Sie sich darauf . . . ich möchte meines genau ebenso haben. Weiße Emailfarbe . . . das ist reizend! Ferdinand hat in seinem Atelier in Hollands Willenstraße eine Menge alter Möbel, die ich schon unterbringen will, aber der Grundton soll hell sein. Ein Haus hab' ich längst im Auge . . . das alte Haus des Akademikers Gray in der Pontstraße mit einem großen Empfangs- und einem prächtigen Speisezimmer, einem Atelier, das sich für Gesellschaften wundervoll machen wird, und einem süßen kleinen Stübchen nach dem Garten . . . mein Boudoir . . . natürlich in Gelb, das ist ja meine Farbe. Mein Mann darf es nur auf besondere Aufforderung hin betreten. Nichts ist für Herren, die eine Dame besuchen, so verdrießlich, als wenn der Ehemann herumfischt.

Frau Malory. Ja, wo soll er sich denn aber außer seiner Arbeitszeit aufhalten?

Lydia. Er soll in den Klub gehen oder andre Damen besuchen.

Frau Malory. Letzteres könnte Ihnen mit der Zeit unangenehm werden!

Lydia. Gewiß nicht; ich erwarte, daß er flirtet, wie ich es auch tun werde. Lieben und lieben lassen oder wenigstens kokettieren, das ist mein Wahlspruch!

Ich werde ganz reizend sein gegen seine Angebetete, sie zu Tisch bitten, mit ihr ausfahren . . .

Frau Malory. Meine liebe Lydia, das klingt entsetzlich leichtfertig, ja unsittlich! Wie sind Sie in Ihrem Elternhaus zu solchen Lebensanschauungen gekommen?

Lydia. Das weiß ich nicht . . . vermutlich, weil ich ein selbständig denkender Mensch bin. Meiner Ansicht nach rührt die Hälfte alles ehelichen Unglücks daher, daß Mann und Frau beständig beisammen sind. Einander alles in allem sein — prr! — eine höchst unvernünftige Einrichtung! Überdies könnte ich mich auch durchaus nicht verpflichten, ihn immer gut zu unterhalten . . . dazu hätt' ich gar keine Zeit! O bitte, wieviel Uhr ist es denn? Ich muß ja um vier Uhr zu Hause sein, und zwar muß ich in gelassener Bornehmheit erwartungsvoll im Salon sitzen.

Frau Malory. O Lydia! Bedenken Sie doch, daß diese Unterredung der entscheidende, feierlichste Augenblick Ihres Lebens sein wird. . . .

Lydia. Natürlich bedenk' ich das . . . außerdem muß ich auch eine Menge Bedingungen stellen und darauf muß man vorbereitet sein, darf sich nicht überrumpeln lassen. Aber mir ist gar nicht bange . . . ich weiß, was ich will!

Frau Malory. Und auch, was er will?

Lydia (siegsgewiß). Mich.

Frau Malory (sie betrachtend). Sie sind ja freilich ein wunderhübsches Geschöpf, aber . . .

Lydia (erschreckend). Sie meinen, ich hätte noch etwas Besseres finden können?

Frau Malory. Nein . . . der Gedanke kam mir wahrhaftig nicht in den Sinn!



Lydia. Es ist auch richtig . . . ich glaube wirklich, das beste Teil erwählt zu haben, denn er ist gut, gar nicht launisch, zuverlässig, ein Mann, der mich nie mit Kleinigkeiten quälen wird . . . die Sache ist ja fürs Leben, da muß man vorsichtig sein. Warum sehen Sie mich denn so an?

Frau Malory. Reden Sie nur weiter . . . ich bin ganz Ohr. Was für weitere Klauseln wollen Sie in Ihren Ehevertrag aufnehmen?

Lydia. Interessiert Sie das? Mich auch! Jetzt muß ich mich erst besinnen . . . es gibt da verschiedene höchst wichtige Punkte. Der Ehevertrag . . . doch der ist eigentlich schon im reinen. Sie wissen, daß mein väterliches Vermögen mein unumschränktes Eigentum ist. Ich muß dem Papa nachrühmen, daß er alles pünktlich und sauber abgemacht hat vor seinem Tod. Aber Sie denken auch wohl nicht an die Geldfrage, sondern an die kleinen Bedingungen, die man persönlich zu stellen hat, nicht wahr? Also: Ferdinand muß alle Junggesellenfreundschaften, die mir nicht zusagen, aufgeben . . . namentlich darf er mir keine schäbigen Künstler ins Haus schleppen. Ferner darf er mich nie fragen, wo ich gewesen sei oder wohin ich gehe, noch mir zumuten, auf Bällen mit ihm zu tanzen. Mir wär's ja am Ende einerlei, aber es macht sich schlecht. Auch darf er sich nicht einfallen lassen, Briefe, die ich erhalte oder schreibe, sehen zu wollen.

Frau Malory. Aber die feinigern werden Sie durchsehen?

Lydia (lächelnd). Nein, denn es werden meist Rechnungen sein.

Frau Malory. Das steht doch nicht so unbedingt fest . . . übrigens kommen wir dabei zu der großen Frage vorhochzeitlicher Beziehungen! Werden Sie darauf be-

stehen, Ihres Mannes ganzes Vorleben kennen zu lernen, wie es bei Romanbräuten üblich ist?

Lydia. Ich habe ganz und gar nicht das Zeug zu einer Romanbraut und werde das Fragen hübsch bleiben lassen. Wenn er keine Vergangenheit hätte, würd' ich mir nichts aus ihm machen, aber sie im einzelnen zu kennen, begehrt' ich nicht. Gott, wie ernsthaft wir geworden sind! Da fällt mir ein, was ich sagen wollte . . . Hänschen und Guy dürfen doch meine kleinen Schleppträger sein? Lucie und Toosie sind natürlich Brautjungfern . . . ob die Trauung in der St. Georgs- oder in der St. Paulskirche stattfinden wird, weiß ich noch nicht recht . . . ich glaube aber, ich nehme die Georgskirche. Das Schiff ist breiter und der Zug braucht sich nicht zusammenzudrücken. Gedränge bei solchen Geschichten ist mir entsetzlich zuwider. Die Trauung findet jedenfalls am Nachmittag statt. . . . Lieber Himmel, schon drei Viertel auf vier Uhr! Ich muß fort. Sie könnten mir wohl noch einen guten Rat geben . . . Sie wissen ja, wenn ich Bedingungen stellen will, muß es heute sein, nachher ist's zu spät.

Frau Malory (frostig). Könnten Sie das nicht ihm überlassen?

Lydia. Ihm überlassen! Am liebsten würd' ich's schwarz auf weiß mit dem Amtssiegel festsetzen, nur ist das nicht gebräuchlich. Aber meinen Kopf muß ich beisammen haben und darf nichts übersehen. . . . Nun leben Sie wohl, die Stunde ist gekommen . . . hoffentlich kommt er noch nicht, ehe ich fertig bin. Ich bin mir bewußt, daß diese Unterredung von höchster Wichtigkeit ist, daß all mein Glück in der Ehe davon abhängt. (Eindringlich.) Bitte, bitte, fällt Ihnen nichts ein, was ich vergessen hätte?

Frau Malory. Nein, mein Kind, vergessen haben Sie nichts von Wichtigkeit . . . wenigstens nichts, was von Ihrem Gesichtspunkt aus so zu nennen wäre. Für mich altmodische Frau freilich haben Sie etwas übersehen, und zwar gerade das eine, wovon Wohl und Wehe Ihrer Zukunft abhängt . . .

Lydia (in höchster Spannung). Sagen Sie schnell . . . was?

Frau Malory. Das eine, was not tut, die Liebe.

Lydia (wegwerfend). Ach, meine gute Frau Malory!

---

### Vierte Szene.

„Ja freilich, Lydia ist verheiratet . . . seit vierzehn Tagen . . . riesig angenehm für uns!“ sagte Fräulein Lucie Barker mit Nachdruck, während sie sich auf dem einstigen Platz ihrer Schwester niederließ und mir eine Tasse Tee eingoß. „Nehmen Sie Zucker? Es ist mir unbegreiflich, daß Sie's nicht fertig brachten, rechtzeitig zu ihrer Hochzeit von der Riviera heimzukommen, Herr St. Jerome! Es war abscheulich von Ihnen . . . wir alle haben recht niedlich ausgesehen.“

„Woran ich nicht zweifle. Leider mußte ich gar nichts von der Sache, bis sie nahezu vorüber war. Sie haben mir die Verlobungsanzeige und die Einladung zur Hochzeit mit der nämlichen Post geschickt.“

„Das hat Lydia getan. Sie hat sich wie immer blitzschnell entschlossen.“

„Gleich nach Empfang der großen Neuigkeit schrieb ich meinen Glückwunsch und bestellte ein Hochzeitsgeschenk . . . es ist doch rechtzeitig eingetroffen?“

„So ziemlich.“

„Und ein paar Blumen zum Trost für Sie?“

„Zum Trost?“ wiederholte Lucie spöttlich. „Also waren die Blumen doch für mich bestimmt? Ich wußt' es ja! Lydia behauptete aber, sie seien für sie, ich hab' aber in diesem Fall nicht nachgegeben. Sie haben Lucie, nicht Lydia geschrieben?“

„Wenn ich sie für Ihre Schwester bestimmt gehabt hätte, würde ich nur Fräulein Barker geschrieben haben.“

„So feine Unterschiede nützen bei uns nichts. Lydia hat immer eingeheimst, was an Fräulein Barker und was an Fräulein L. Barker kam. Das war sehr ungeschickt, aber jetzt ist ja alles gut!“

Lucie atmete erleichtert auf.

„Sie fühlen sich befreit?“

„Nun ja . . . einigermaßen. Sie wissen's ja, Lydia war furchtbar gewalttätig. Wir konnten unsre Seelen nicht mehr unser eigen nennen, denn sie tat, zu unsrem Besten' immer genau das, was uns ein Greuel war. Unser Bestes war uns allmählich ordentlich ein Schreckgespenst geworden. Soll ich Ihnen sagen, was Fritz und ich am Tag nach ihrer Abreise gemacht haben? Wir haben im Schweiß unsres Angesichts das ganze Wohnzimmer umgeorgelt. Lydia war so eigen und die Möbel mußten immer stehen, wie sie es haben wollte. Wenn etwas recht unbequem war, dann war's für sie sicher schick. Sobald sie aber verheiratet war, haben wir das ‚Neunzehnte Jahrhundert' und andre ernsthafteste Zeitschriften aufgegeben und uns auf den ‚Punch' abonniert. Die arme Toosie bekam lange Röcke . . . Lydia hatte ja immer darauf bestanden, sie ‚ein Kind' bleiben zu lassen . . . und die Kaze die Erlaubnis, in die Wohn-

zimmer zu kommen! Auch die armen Hunde haben's jetzt besser, und ich habe mein eigenes Zimmer, kann meine Briefe ohne Faustkampf in Empfang nehmen und nach meinem Belieben leben . . ."

„Was Ihnen außerordentlich gut bekommt. Ich sah Sie nie so blühend. Aber jetzt erzählen Sie mir auch von Lydia.“

„Ach! Diese ewige Lydia!“

„Aber ich möchte recht viel von ihr hören. Ich war ja mit ihr befreundet . . . freilich nicht so, wie ich's mit Ihnen bin,“ setzte ich hastig hinzu. „Hat es ihr sehr weh getan, sich von all den Ihrigen zu trennen?“

„Weh getan? Unserer Lydia! Kühl war sie wie eine Gurke.“

„Kein sehr poetisches Gleichnis.“

„O, bitte, nörgeln Sie nicht! Ich schreibe ja keinen Roman . . . aber Sie vielleicht?“

„Möglicherweise, Lucie. Also Lydia hat sich nicht sehr aufgeregt?“

„Keine Träne hat sie vergossen, während wir alle weinten . . . weshalb, das wüßt' ich freilich nicht zu sagen.“

„Am Ende vor Freude?“ wagte ich aufs Geratewohl aufzustellen.

„Die Mutter weinte wahrhaftig nicht vor Freude! Sie betet ja ihre **GERMAN HOSPITAL** und bricht heute noch in Tränen aus, wenn ihr irgend etwas von Lydias Sachen unter die Hände kommt . . . und jetzt sind's doch schon vierzehn Tage.“

„Lydias Puppe zum Beispiel?“

„Eine Puppe! Man denke sich Lydia mit einer Puppe! Sie hat nie im Leben eine besessen. Der

mütterliche Instinkt fehlt mir gänzlich,' pflegt sie selbst zu sagen, und wenn sie ein kleines Kind sieht, fällt ihr nichts ein, als daß man's zum Fenster hinauswerfen könnte. Ihr haben immer nur Knabenspiele Spaß gemacht. Eine richtige wilde Hummel war sie! Solche Kraft im Handgelenk wie bei Lydia ist mir nie vorgekommen . . . sogar den Fritz hat sie untergekrigt."

„Was meint denn Fritz zu diesem großen Ereignis?"

„Ach, Fritz drückt sich wie gewöhnlich etwas verb aus. Wir seien unsern Familienkobold, den Hausteufel losgeworden, sagt er. . . Fritz und Lydia haben sich ja, wie Sie wissen, nie vertragen. Was haben die zwei sich gebalgt! Und dreinschlagen konnte Lydia! Ich denke manchmal, ich hätte recht gescheit werden können . . . gescheiter, als ich bin, wenigstens . . . wenn mir Lydia nicht, als wir beide noch klein waren, den Kopf so oft gegen den Kaminvorseher gestoßen hätte . . . das hat entschieden meinem Gehirn geschadet. Haben Sie je davon gehört, wie sie . . ."

„Glauben Sie, daß Munday seiner Aufgabe gewachsen ist?"

„Wie meinen Sie das?"

„Hat er Anlage, sich selbst zu behaupten, im Notfall sich seiner Haut zu wehren? Ist er im stand, ihr den Mann zu zeigen?"

„Ach, Herr St. Jerome, Lydia hat nicht im Sinn, sich zu zanken! So weit würde sie sich nie heruntergeben. Streit mit ihrem Mann, das fände sie niedrig und entwürdigend! Sie hat von jeher gesagt, das werde nie vorkommen, und sie wisse die Männer zu behandeln. Darüber hat sie gründlich nachgedacht, und sie wird ihn nie dahin kommen lassen, ihr den Mann

zu zeigen. Damit sei's aus und vorbei, sagt Lydia, und Mann und Frau stünden sich heutzutage ebenbürtig gegenüber."

"Borausgesetzt, daß die Frau nicht über ihm steht."

"Nun, in mancher Hinsicht ist Lydia viel gescheiter als ihr Mann. Er ist ja ein reizender Mensch, aber er ist ein Künstler und verwendet all seine Geisteskräfte auf seine Bilder. Es ist wirklich am Platz, daß er eine Frau bekommt, die ihn leiten, für ihn sorgen und ihn vorwärts schieben wird."

"Jetzt geht mir ein Licht auf . . . unsre Lydia heiratet ihn aus rein altruistischen Trieben?"

Lucie sah mich verdukt an, und da ich ihre Verständnislosigkeit mit den Erlebnissen am Raminvorsetzer in Zusammenhang bringen konnte, kam ich ihrer Schwäche zu Hilfe mit der Frage: „Ist er eine gute Erscheinung?“

"Außerordentlich, finde ich, aber nicht als ob Lydia darauf Wert gelegt hätte! Im Gegenteil . . . es ist ihr lieber, sie ist die Schönheit im Hause. Aber er bewundert sie ungeheuer, findet eine kraftvolle junge Göttin in ihr, eine Artemis, wie er sagt."

"Die Sache wird mir allmählich klar," bemerkte ich. "Und wo hat er sie in der Artemisrolle kennen gelernt? Im Seebad?"

"Ja, in Brawnborough. Er war dort, um Studien zu malen . . . mit seiner verheirateten Schwester, einer Lady Nugent. Diese wollte anfangs nicht viel von Lydia wissen . . . wie Schwestern es immer machen . . . mußte aber natürlich später nett gegen sie sein. Ja, und Lydia wurde eines gewissen Herrn Wilkinson überdrüssig . . . er ist Geschäftsteilhaber unsres Bruders, wissen Sie, und wir waren feinetwegen nach Brawn-

borough geschleppt worden und sie hatte ihn bis zu einem Antrag gebracht. Auf einmal aber war er ihr unausstehlich, und sie fing an zu malen und interessierte sich für Ferdinand Munday. Als wir dann wieder in der Stadt waren, hat er uns öfters besucht. Ich seh' ihn noch vor unserm Weihnachtstisch stehen und Lydia beobachten, wie sie sich mit den Kleinen herumtummelte . . . er sprach über sie wie über ein Bild!"

„Sie hat nicht die geringste Ähnlichkeit mit seinen Bildern.“

„Männer verlieben sich immer in das Widerspiel ihrer Ideale," bemerkte Lucie sachkundig. „Jedenfalls fand er sie sehr hübsch und bat sie, ihm in seinem Atelier als ‚Britomart‘ zu sitzen. . . . Wer ist denn eigentlich diese Britomart, Herr St. Jerome?"

„Lesen Sie nur die Feenkönigin.“

„Unmöglich! Ich hab's einmal versucht! Lydia hat's durchgebracht . . . wenigstens die Stellen über Britomart hat sie herausgefischt, um mit Ferdinand darüber sprechen zu können. Sie warf sich damals auf derartige Geschichten und heuchelte mit einem Male eine rasende Begeisterung für das Mittelalter.“

„Sie ‚posierte‘ für ihn in des Worts mehrfacher Bedeutung!"

„Es war zum Totlachen!" fuhr der offenherzige Berichterstatter fichernd fort. „Ich mußte sie als Ehrendame in sein Atelier begleiten, und ich kann Ihnen nur sagen, die Komödie war lustiger als je eine im Theater. Lydia war so holdselig, so sanft, sogar ein bißchen sentimental . . . so ganz anders als zu Hause! Ehrlich gesagt, sie hat ein wenig stark aufgetragen, aber Männer vertragen ja viel! Natürlich hab' ich sie nicht preis-



gegeben . . . ich bin eine gute Schwester und hab' ihr vor den Leuten immer die Stange gehalten, auch wenn wir uns daheim in den Haaren lagen. Überdies war's ja mein sehnlicher Wunsch, daß sie heirate! Dieses Haus hatte nicht Raum für uns beide, und so hab' ich wacker mitgewirkt, und als das Bild endlich fertig war, hatte Ferdinand die Überzeugung gewonnen, daß sie ein vollkommener Engel sei."

"Ist sie auch!"

"Ach, Herr St. Jerome!" sagte Lucie wegwerfend. "Das bildet sich Lydia selbst nicht ein . . . wir haben oft genug darüber gelacht."

"Die Spottsucht moderner Mädchen hat für mich etwas Unheimliches! Nun, diese Rolle Ihrer Schwester . . . soweit ich Munday aus seiner Kunst und vom Hörensagen kenne, muß es ein saures Stück Arbeit für sie gewesen sein . . . warum hat sie sich denn diesen Zwang auferlegt? War sie ernstlich in ihn verliebt?"

"Davon war nie die Rede," erwiderte Lucie harmlos, "aber es muß doch wohl der Fall gewesen sein, und dann, Sie wissen ja, welch ein Greuel Bedford Square von jeher für Lydia gewesen ist."

"Der Zusammenhang entgeht mir noch . . ."

"Der Anhang von Bedford Square, die Gesellschaft nämlich war ihr ein Greuel. Lydia haßte unsern Kreis, sie wollte ihre Beziehungen erweitern . . ."

"Heureka!"

"Ehrlich gestanden versteh' ich Sie recht oft nicht, Herr St. Jerome! Ich meine, Lydia fühlte sich unter Geschäftsleuten nicht an ihrem Platz, während Künstler heutzutage in die allerallerbeste Gesellschaft kommen! Ferdinand ist ein junges Talent, das Großes verspricht

und in der britischen Kunst dereinst einen hohen Rang einnehmen wird. . . ." Das war offenbar ein Zitat aus einer Kritik, die Lydia sorgsam aufgehoben haben mochte, um eine Bestätigung ihres Geschmacks zu haben. . . . Außerdem hat er eine reizende Schwester, Lady Nugent, die am Eaton Square wohnt und Lydia bei Hof vorstellen wird. . . ."

"Mir schwindelt! Und dann wird Lydia Sie vorstellen?"

"O ja," sagte Lucie. "Sie hat im Sinn, viel für ihre Familie zu tun. Vater und Mutter waren solch altgebackene Kleinbürger, die am Alten klebten und nie daran dachten, weiterzukommen."

"Indessen haben sie doch viel Geld verdient."

"Gesellschaftlich weiterkommen, meine ich. . . . Bedenken Sie nur, daß wir in diesem greulichen Viertel wohnen! Lydia dagegen hat ein süßes rotes Backsteinhaus in der Pontstraße . . . es hat einem Akademiker gehört, der kürzlich starb. Sie hat es selbst ausgewählt . . . ein großes Atelier ist darin für Bälle. Ferdinand hat ihr gänzlich freie Hand gelassen; er wohnte bisher nur in einer alten Baracke in der holländischen Willenstraße. Er ist entsetzlich zerstreut und unpraktisch, aber heftig kann er doch werden, wenn er sich auch gewöhnlich um nichts kümmert . . . ich weiß davon ein Lied zu singen. Und denken Sie sich, sein erster Brautführer, ein Herr Verschönle, fand ihn am Hochzeitstag um zwölf Uhr noch in seinem alten Malkittel im Atelier vor . . . er hatte die Trauung rein vergessen! Lydia dagegen war fix und fertig und alles ging wie am Schnürchen. Kein Wunder . . . wir hatten ja verschiedenemal Probe gehalten für die Trauung . . . Toosie mußte den Pfarrer

machen! . . . damit ja kein Verstoß vorkäme, und siehe da, alles ging glatt.“

„Wo bringt denn das junge Paar seine Flitterwochen zu?“

„Auf Lady Seymours Gut in Devonshire. Die Seymours sind alte Freunde von ihm und haben ihm ihr Landhaus zur Verfügung gestellt . . . da können sie ganz ruhig und zurückgezogen leben! Offenbar sind sie auch sehr glücklich . . . wenigstens haben sie noch nicht ein einziges Mal geschrieben, und nun sind's doch schon vierzehn Tage . . . mein Kleid von der Hochzeit ist sogar schon umgearbeitet worden . . . dieses ist's. Die arme Mutter wartet jede Post mit Sehnsucht ab, doch nie kommt ein Brief! Es würde ja nicht allzuviel Zeit kosten, ihr ein paar Worte zu schreiben, und wir alle finden es sehr unfreundlich von Lydia. Meinen Sie nicht auch, daß man sehr glücklich sein kann und doch schreiben?“

„Vielleicht ist sie's nicht.“

„O, darin kenne ich sie! Wäre sie's nicht, so wüßten wir's längst.“

Ein etwas zudringliches Husten im Nebenzimmer störte unser Zwiegespräch.

„Das ist Tante Elisabeth — eben aufgewacht,“ erklärte mir Lucie (zu Lydias Zeiten würde die Tante nicht gewagt haben, ihr Nickerchen im Salon zu halten!). „Gehen Sie doch hinein und sprechen Sie ein wenig mit ihr.“

„Ach! Und wie geht's meiner Lydia?“ begrüßte mich die alte Dame, die offenbar der Meinung war, ihren Schwiegenerffen vor sich zu sehen. Der Versuch, sie über derartige Irrtümer aufzuklären, galt in der

Familie für so fruchtlos, daß er niemals unternommen wurde. „Wie geht's dem süßen Lämmchen? Bringen Sie mir ein Küßchen von ihr?“

Ich mußte bekennen, daß ich leider mit einer so süßen Botschaft nicht versehen sei.

„Wo haben Sie denn das arme Herzchen versteckt?“ wehlagte die alte Frau. „Wir alle lechzen nach ihrem Anblick.“

„Was Loosie und mich betrifft, ist die Entbehrung erträglich,“ bemerkte Lucie, während sie den Türvorhang fallen ließ und den peinlichen Empfang abkürzte. „Ich weiß nicht, woher es kommt, aber alle alten Damen schwärmen für Lydia. Sie tut sich auch etwas darauf zu gute, jede einzelne so zu behandeln, als ob sie Hoffnung auf ihr ganzes Vermögen hätte, was ja sehr klug ist. Jetzt aber scheint sie in ihrem Glück selbst diese Weisheit vergessen zu haben . . . sie hätte dem armen alten Geschöpf wirklich einmal schreiben können.“

Beim Hinausgehen stieß ich in der Halle auf den jungen Barker, der sein Geschäft in Manchester hat und nur dann und wann kurze Besuche in London macht. Er ist mir nicht besonders sympathisch und die sehr zwanglose Art, wie er mir auf den Rücken klopfte, war es auch nicht.

„Warum in aller Welt sind Sie nicht herbeigereift, St. Jerome, um unsre alte Lydia abtanzen zu sehen? Ihr waret doch so gute Kameraden! Jetzt wissen wir gar nicht, wo sie steckt! Sie hat sich nicht ein einziges Mal herabgelassen, ihre trauernde Familie durch einen Brief zu beglücken, worüber die Alte sich abhärmt. Ich glaube selbst, daß irgend etwas los sein muß.“

---

### Fünfte Scene.

„Sehen Sie einmal dorthin . . . zweite Reihe Parkett-sitze!“ sagte der neben mir sitzende Cossie Davenant, gönnerhaft sein Opernglas vors Gesicht haltend. „Das ist wirklich eine ganz hübsche Frau! Sehen Sie doch hin, St. Jerome!“

„Es ist mir interessant, was Sie unter einer ganz hübschen Frau verstehen, Cossie,“ erwiderte ich, ohne mich umzusehen, „jedenfalls höchst moderner Geschmack? Das Haar gefärbt, neueste Schattierung, aufgestülptes Näschen, frecher Ausdruck, Teint durch Schminke hergestellt, nicht . . .?“

„Halb stimmt's, halb täuschen Sie sich, St. Jerome. Die Dame hat ein schmales klassisches Näschen und das Haar . . . nein, es kann nicht gefärbt sein, es hat zu viel Glanz dafür . . . am Ende ist die Farbe echt? Der Teint ist unbestreitbar Natur, aber der Ausdruck . . . ja, den können Sie frech nennen . . . entzückend unverfroren! Die Augen grau und klar, nichts dummlich Geheimnisvolles, und die Brauen bilden einen schmalen Strich, um einen Ton dunkler als die Augen selbst. Im Schnitt des Munds liegt eine Welt von Übermut und Ironie . . . die Lippen sind eher dünn, aber auffallend kirschrot . . .“

„Wahrhaftig, das muß Lydia Munday sein!“

Ich riß ihm sein Opernglas aus der Hand — sie war's.

„Die hat erst neulich geheiratet . . . ich hatte keine Ahnung, daß sie in London ist. Da muß ich hingehen und sie begrüßen.“

„Wenn Sie mögen, können Sie mich vorstellen,“ bemerkte Davenant mit gemachter Gleichgültigkeit.

„Wenn sie mag, heißt das,“ sagte ich.

Dann bahnte ich mir mit einiger Schwierigkeit meinen Weg zum Platz der jungen Frau, die, das Köpfchen kühn und kühl emporgerectt, neben ihrem anziehenden Gemahl saß und gerade vor sich hin blickte.

„Die ganze Parkettreihe wird Sie als gemeinschädlich betrachten,“ lautete ihre lakonische Begrüßung. „Ferdinand, hier stell' ich dir Herrn St. Jerome vor, meinen Freund, Berater, Beichtvater und Hausphilosophen.“

„Ich glaubte Sie noch in Devonshire, gnädige Frau . . .“

„So dumm sind wir nicht,“ erwiderte sie gelassen, indem sie den Kneifer, — eine neue Errungenschaft — auf ihr Näschen setzte. „Wer ist der nette Junge, den Sie bei sich haben?“

„Coffie Davenant . . . wenigstens sitzt er neben mir.“

„Er hat, was Kinderfrauen ein Engelköpfchen nennen.“

„Die Engelhaftigkeit ist leider nur äußerlich!“

„Ach! Sie mögen ihn nicht! Was ist er denn?“

„Nichts als Lord Fulhams ältester Sohn. Ihr Herr Gemahl kennt ihn, soviel ich weiß.“

„Freilich,“ sagte Munday gleichgültig.

„Und du hast mir nie von ihm erzählt, Ferdinand!“

„Was wäre da zu erzählen?“ warf er träge hin.

„Ist's kein netter Mensch? Ich lese seinen Namen so oft in Gesellschaftsberichten.“

„Was kaum Bürgschaft für seinen inneren Wert leisten dürfte,“ bemerkte ich. „Der arme Coffie! Er ist sehr verzogen worden.“

„Von Lady Fulham?“

„Von den verschiedensten Damen meiner Bekannt-

schaft. Wollen Sie vielleicht auch einen Erziehungsversuch mit ihm anstellen?"

„Wenn es zweckmäßig ist, mit ihm zu verkehren, gewiß,“ versetzte Frau Munday mit großem Ernst. „Ich möchte mir einen netten Kreis bilden.“

„Zu dessen Beredlung Gossie Davenant kaum beitragen wird.“

„Warum nicht? Er sieht interessant aus.“

„Ist es auch sehr! Ich werde Ihnen den jungen Mann heute noch vorstellen, jetzt muß ich mich aber empfehlen . . . der Vorhang geht auf.“

„Nein, bleiben Sie . . . wir wollen plaudern.“

„Dagegen werden Ihre Nachbarn einiges einzuwenden haben.“

Sie schmiegte sich etwas enger an ihren Gatten und sagte mit leiser Stimme: „Wärst du nicht so gut, Ferdinand, dich neben diesen Herrn Davenant zu setzen, damit Herr St. Jerome deinen Platz einnehmen kann?“

„Ich habe keine Lust, bei diesem dummen Jungen zu sitzen,“ entgegnete er noch leiser.

„Herr St. Jerome ist im selben Fall . . . er säße auch viel lieber neben mir, nicht wahr, Herr St. Jerome?“

Notgedrungen tat Munday, was ihm geheißen wurde.

„So, nun können wir uns ordentlich aussprechen.“

„Und das Schauspiel?“

„Das mag für sich selbst sorgen! Seinetwegen sind wir ja doch nicht da, sondern um die Zeit totzuschlagen . . . Abends im Gasthaus sitzen ist schrecklich öde!“

„Seit wann sind Sie denn in London? Ihre Hochzeit war ja erst vor vierzehn Tagen!“

„Sehen Sie nur nicht so entrüstet aus! Fünf ewig lange Tage sind wir in Devonshire gewesen, in dem

muffigen Altertum von einem Haus, das uns die Seymours zur Verfügung stellten. Der Schicklichkeit halber und aus Rücksicht auf die Dienstboten muß man nach der Hochzeit offenbar für einige Zeit von der Bildfläche verschwinden, aber wenn man nicht nach Paris geht oder nach Monte Carlo, ist die Geschichte greulich langweilig.“

„Es geht eine alte Sage vom Glück der Flitterwochen . . .“

„Ganz veraltet und abgeschmackt. Glücklicherweise kommen die Flitterwochen jetzt aus der Mode . . . weil's kein Mensch aushält. Ich wenigstens hätte dieses Glück keinen Tag länger ertragen. Ferdinand und ich waren den ganzen Tag beisammen . . . trieben uns auf tropfnassen grünen Wiesen herum, weil gar nichts anderes zu machen war und alle Welt uns wie Aussätzigen aus dem Weg ging! Ich war verdrießlich und er war verdrießlich; ich entdeckte alle seine Fehler, er etliche von den meinigen, er hatte Launen und ich hatte Launen, und in einem Haus aus den Zeiten der Königin Elisabeth seinen Stimmungen nachzuhängen, ist bedenklich. Also sagte ich eines schönen Morgens (es regnete Bindfäden!): „Mein Lieber . . .“

„Sind Sie schon dabei angelangt?“

„Ich hasse überschwengliche Bärtlichkeitsausdrücke und gebrauche nie welche.“

„Das war's nicht, was ich sagen wollte, aber, bitte, nur weiter.“

„Ich sagte also, daß ich die Geschichte satt hätte, daß er ja doch vor Sehnsucht nach seinen Modellen, Bildern heißt das, vergehe, wie ich vor Sehnsucht nach meiner Hauseinrichtung, und dann schnürten wir unser



Bündel und siedelten ins Metropolhotel in London über. Was ich zu besorgen habe, davon machen Sie sich gar keinen Begriff! Den ganzen Tag geht's von einem Laden zum andern, nur um Hochzeitsgeschenke umzutauschen! Zu dumm von den Leuten . . ."

„Geschenke zu machen?"

„Nein, aber einem nicht lieber das Geld zu geben. Da hab' ich nun —" sie zählte an den Fingern ab — „fünfzehn Teekannen, zwanzig Rahmgießer, zwei Klaviere, obwohl ich nie eine Taste berühre, aber schließlich hab' ich alles gut verwertet. Da fällt mir ein . . . haben Sie mir nicht ein Teeservice von Good geschenkt? Ich bringe alles durcheinander."

„Ich bekenne mich nicht zu meinem Geschenk . . . es könnte Sie in Verlegenheit bringen."

„Aber ganz gewiß nicht, da können Sie ruhig sein! Ich bin, wie Sie wissen, nicht sentimental, und Geschäft ist Geschäft. Wenn Sie mir's nicht sagen, können Sie auch nicht gekränkt sein, wenn ich's umtausche . . . wie ich schon sagte. . . . Ach! Bitte, bringen Sie doch den ungehobelten Menschen zum Schweigen, der immer ‚Bst' macht, als ob die Leute des dummen Stücks halber hier säßen! Meiner Ansicht nach ist Aufeinanderangewiesensein der schlimmste Feind der Liebe und der größte Irrtum ist, auf allzu vertrauten Fuß zu kommen . . ."

„Namentlich mit seinem eigenen Mann."

„Lady Seymour hat mir erzählt, daß sie und ihr Mann seit dem Hochzeitstag nie auf acht Tage getrennt gewesen seien. ‚Das ist am allerzutraglichsten für Eheleute, mein liebes Kind,‘ sagte sie. Wenn ich dann bedenke, daß ich erst neulich mit ansah, wie Sir Joseph

Seymour . . ." Sie brach plötzlich ab und hielt sich beide Hände vors Gesicht. „O Himmel, da wird eine Pistole abgeschossen!“

„Soll ich Ihren rechtmäßigen Beschützer herbeiholen?“

„O, wenn Sie einen Vorwand suchen, um von mir wegzukommen . . .“

„Keineswegs,“ versicherte ich. „Nur liegt mir's auf der Seele, wie Ihr Mann sich mit dem jungen Davenant langweilen muß.“

„Wenn Sie gehen, so lasse ich mir diesen Jüngling an Ihrer Stelle kommen. Ferdinand kennt ihn ja . . . er kennt überhaupt eine Menge netter Leute.“

„Was Gossie Davenant betrifft, so rühmen sich sehr viele seiner Bekanntschaft, namentlich auch die Damen vom Ballett.“

„Ich bin neugierig, diese Sorte junger Männer zu studieren.“

„Zu den Seltenheiten gehören sie gerade nicht, im Gegenteil ist heutzutage diese Sorte sehr verbreitet und ein Zeichen des Verfalls. Er hat den alten Kopf auf jungen Schultern, den unsre Großmütter noch als Unmöglichkeit bezeichneten. Aber was konnte man Besseres erwarten? Ein Junge, den man mit sechzehn Jahren aus der Schule nimmt, dem man gestattet, auf der faulen Haut zu liegen, französische Romane zu lesen und Absinth zu trinken! Er hat die ganze Welt gesehen und nichts gelernt, alles getrieben und alles gekostet, lebt nur für sich und die Wahl seiner Krawatten . . .“

„Ein dankbares Kapitel für Ihren nächsten Roman . . . seine Bekanntschaft reizt mich.“

„Ich hoffe, Sie davon abzuschrecken.“

„Bei uns zu Hause bekam man Derartiges nie zu sehen,“ sagte Frau Munday nachdenklich. „Dabei fällt mir gerade noch zu rechter Zeit ein . . . ich wollte Sie ja um etwas bitten. Sollten Sie zufällig einen Besuch im Bedford Square machen, so schwagen Sie nicht aus der Schule . . . meine Leute haben nämlich keine Ahnung davon, daß wir schon in London sind.“

„Das weiß ich, denn ich war gestern dort und fand Ihre Familie in großer Sorge um Sie. Wäre es denn so bedenklich, wenn die Ihrigen um Ihren Aufenthaltsort wüßten?“

„Gewiß, denn sie würden alle herbeistürzen, mich mit guten Ratschlägen ärgern und es entsetzlich unpassend finden, daß ich nicht mehr in Devonshire vermodere! Mindestens vierzehn Tage Festungshaft nach der Hochzeit, das halten sie für unumgänglich nötig . . . Sie wissen ja, was für altmodische Leutchen es sind.“

„Aber ein Brief?“

„Da würden sie ja am Poststempel merken, daß ich in London bin! O Herr St. Jerome, man sollte es Ihnen gar nicht zutrauen, daß Sie Romane schreiben!“

„Gnädige Frau, Sie sollen sich auf eigene Kosten davon überzeugen.“

„Wollen Sie mich in einen Roman bringen?“

„Wenn Sie gestatten . . .“

„Ich habe nichts dagegen, heißt das, wenn Sie mich recht schick und modern darstellen.“

„Es wäre rein unmöglich, etwas andres aus Ihnen zu machen,“ versicherte ich verbindlich. „Ich werde Sie studieren, ich werde den Ergebnissen der reizenden Lebensanschauungen, die Sie mir heute über eheliche Gemeinschaft und andres dargelegt haben, nachspüren, denn

ich hoffe, daß Sie in der Praxis nicht dahinter zurückbleiben und Ihre Theorien persönlich illustrieren werden."

Sie lachte.

"Ich merke es wohl, Sie wollen mich als ‚menschliches Dokument‘ benutzen! Das kommt davon, mit einem Romanschreiber befreundet zu sein! Was in seine Mühle kommt, muß gemahlen werden."

"Und wollen Sie in meine Mühle kommen?"

"Mein armer Freund! Sie tun mir leid, denn Sie werden sich fürchterlich abraçern und sich schließlich einbilden: ‚Jetzt hab' ich's! Genau nach dem Leben!‘ und dann werd' ich's doch nicht sein! Jeder Romanschreiber hat nur einen Frauentypus — den der einzigen Frau, die er je geliebt hat. Man liest seine Bücher, man schwärmt für ein ‚Ideal‘, eines schönen Tags lernt man ihn kennen, und er stellt vor: ‚Meine Frau!‘ Gruppe und Vorhang herunter! Selbst das Bild dieser Einzigen ist aber keineswegs ähnlich. Der Mann lernt hienieden nur ein Weib kennen und meist kennt er auch dieses nur halb."

"Ihre Betrachtungen sind sehr tiefsinnig. . . . Ist das der dritte oder vierte Akt?"

Marischal, der Regisseur und Unternehmer des Piccadillytheaters, der auf seiner eigenen Bühne den Besten seiner Zeit genug zu tun strebte, ist ein persönlicher Bekannter von mir und hatte mir heute ein Theaterbillet geschickt. Von Zeit zu Zeit sah ich sein Auge vorwurfsvoll zu mir herüberfunkeln, und ich war mir auch bewußt, mich schamlos aufzuführen. Da Frau Munday aber meinen Wink nicht erfaßte, fuhr ich fort: „Weshalb schreiben Sie nicht selbst einen Roman?"

"Ich hatte nie Zeit dazu, überdies liegt mir gar nichts daran, mich zum Besten der Leihbibliotheken zu

opfern. . . Gerechter Gott! Das Stück ist aus! Ich finde es recht läppisch, Sie nicht auch?"

„Dank Ihrer Nachbarschaft fühle ich mich nicht ganz urteilsfähig. Wollen Sie und Ihr Mann nicht im Savoyhotel mit mir zu Nacht essen?"

„Mit größtem Vergnügen. Laden Sie diesen Davenant doch auch ein.“

„Gewiß, wenn Sie mir versprechen, mich nicht ganz links liegen zu lassen.“

„Ich werde die Sonne meiner Huld allen leuchten lassen. Ferdinand, Herr St. Jerome bittet uns . . . was siehst du denn?"

„Das Mädchen in der fünften Reihe hinter dir!" erwiderte Munday. „In meinem ganzen Leben hab' ich diese Haarfarbe noch nicht gesehen . . . sieh nur hin, Lydia!"

„Wo? Zwischen dem Seeraben in Rosa und dem Walfisch mit der Perlenkette um den Hals? Ja, jetzt seh' ich sie! Mein erster Eindruck ist, daß man ihr einen Kamm leihen sollte.“

„Was gäb' ich nicht drum, wenn das Mädchen mir sitzen wollte!" murmelte der Maler, seine Entdeckung mit begeisterten Blicken verfolgend. „Aus der liebe sich etwas machen!"

„Greulich, ein Künstler zu sein," sagte Lydia, „und in jedem Menschen nur Rohmaterial für die Kunst zu sehen! Anfangs hat's Ferdinand sogar mit mir versucht . . . ich sollte ihm zu Helenas und Astarten und derartigen überirdischen Frauenzimmern sitzen. Ich hab' es aber abgelehnt, denn ich sehe für solche Damen viel zu gesund aus, finden Sie nicht auch, Herr St. Jerome?"

Nun stellte ich ihr „meinen Freund" Cossie vor, den

sie sofort mit der Zunge sehr schön, mit Blicken dagegen sehr ermunternd zu behandeln begann, und dann fuhren wir in zwei Droschken nach dem Savoyhotel.

\* \* \*

„Herr Davenant wird uns besuchen, sobald wir unter Dach und Fach sind,“ sagte sie, als ich neben ihr die Treppe im Savoyhotel herunterging. „Ich habe ihn eingeladen, denn ich glaube, er wird mir Spaß machen . . . meinen Sie nicht auch? Der Abend war reizend, wenn ich auch von dem Theaterstück nicht viel hatte. Nicht wahr, Sie merken sich's, daß Sie mich bei meinen Leuten nicht verraten dürfen? Das würde mir das Spiel verderben und ich bin durchaus noch nicht bereit, sie wiederzusehen. Wenn's so weit ist, werd' ich's ihnen melden.“

„Ich werde die Verschwiegenheit in Person sein, aber . . . was sagt denn Ihr Mann zu diesen kleinen — — Feinheiten?“

Sie lachte hellauf.

„Ferdinand ist ganz entrüstet, daß meine Familie mich so schlecht behandelt!“

„Wieso?“

„Weil mich noch niemand besucht hat.“

„Das wäre doch etwas schwierig, da sie nichts von Ihrem Hiersein wissen!“

„Woher soll denn aber Ferdinand wissen, daß ich's ihnen verheimliche? Ganz so dumm bin ich doch nicht, wie Sie offenbar denken, Herr St. Jerome. . . Gute Nacht!“

Dumm? Dafür hatte ich sie nie gehalten.

---

### Sechste Scene.

(Schulzimmer in Bedford Square 56. Lucie näht, Fritz raucht, Toosie singt. Mit klappernden Stöckelschuhen und in knistern-der Seide raucht Frau Munday herein. Großer Aufruhr.)

Frau Munday. Nun, Familie, wie geht's? Fritz hier? Ein unverhofftes Vergnügen! Du liebe Zeit . . . jetzt hab' ich euch alle geküßt . . . wie kam das nur?

Lucie. Wohl daher, daß du uns heute zum ersten Male seit deiner Verheiratung die Ehre er-zeigt . . .

Toosie. Und daß du all unsre Briefe unbeant-wortet gelassen . . .

Frau Munday (mit der Hand abwehrend). Ruhe, Kinderchen! . . . Es brauchen doch nicht alle zugleich zu reden! Ich war furchtbar beschäftigt, ihr macht euch ja keinen Begriff davon, was für ein Mühsal das Heiraten ist. Ich hatte wahrhaftig nicht die Zeit, an euch zu denken, aber im ersten freien Augenblick bin ich gekommen. All eure Briefe hätt' ich unmöglich beantworten können, so schrieb ich lieber gar nicht . . . dann konnte keines neidisch werden. Übrigens, wann kommt der Tee? Ich sah noch gar keine Vorbereitungen dafür unten?

Lucie. Aber, meine liebe Lydia, es ist erst halb fünf Uhr.

Frau Munday. Also gerade die rechte Zeit, daß der Tee heraufkommt. . . . Das Haus sieht sehr un-ordentlich aus.

Fritz (spöttisch). Ja seit wir auf den Genuß deiner Oberaufsicht verzichten müssen . . .

Frau Munday. Laßt ihr euch gehen, wie ich sehe! (Setzt sich.) Lucie, so sauge doch nicht an deinem

Fingerhut! Loosie, so schlendre doch nicht so herum, man wird ja seefrank. Was sangst du denn, als ich hereinkam? Singe nur weiter.

Loosie (geht ans Klavier und beginnt „Schön Rotraut“ zu singen. Bricht plötzlich ab und wirft den Klavierdeckel schmetternd zu). Dir kann ich nicht vorsingen . . . es geht nicht.

Frau M u n d a y (mit Würde.) Mein liebes Kind, du meinst doch nicht etwa, ich hätte dich zu meinem Vergnügen dazu aufgefordert? Ich dachte nur, ich könnte dir nützliche Winke geben, dein Fräulein Strumpf halte ich nämlich für eine Schneegans. Sei so gut und winde deine langen Beine nicht so simpelhaft um den Klavierstuhl und bemüh' dich, deine Schultern gerade zu halten. Armes Kind! Du bist jetzt in den Flegeljahren . . .

Loosie. Ist nicht wahr!

Frau M u n d a y. Dann hast du wenigstens den Schein gegen dich. (Die Türe geht auf, ein Kopf wird hereingestreckt, verschwindet aber sofort wieder.) Das war ja Tante Elsbeth! Weshalb kommt sie nicht herein und begrüßt mich?

F r i z. Wahrscheinlich weil sie nicht den Mut hatte, in ihrer alten Haube vor dein Antlitz zu treten!

Frau M u n d a y. Ich habe sie wohl gesehen, diese alte Haube. . . . Lucie, du solltest wahrhaftig dafür sorgen, daß Tante Elsbeth sich anständig anzieht. Das ist jetzt deine Sache, du bist die einzige Haustochter . . . du solltest wirklich ein Gefühl deiner Verantwortlichkeit bekommen. Wo ist denn die Mutter?

L u c i e. Ausgegangen . . . Warum konntest du deinen Besuch nicht anmelden?

Frau M u n d a y. Wie geht es ihr?



Lucie. Nicht zum besten. Die arme Mama! Gestern hatte sie wieder einen ihrer Anfälle und war nachher sehr schwach. Sie bedarf sorgfältiger Pflege.

Frau Munday. Pflege sie also. Im ganzen sind allerdings alte Leute immer schnell bei der Hand, sich für pflegebedürftig zu halten, und es ist ein großer Mißgriff, sie zu verhätscheln. Ich tue es nie. Du siehst übrigens ziemlich kazenjämmerlich aus, Lucie; du solltest Eisen nehmen.

Lucie. O, ich bin ganz wohl und habe in letzter Zeit eher mehr Farbe gehabt als sonst.

Frau Munday. Farbe? Das bestreite ich nicht, nur ist sie gelb! Dabei fällt mir ein . . . du könntest mir wohl das Empire-Mullkleid abtreten, das du von Tante Elisabeth bekommen hast. Es ist das einzige von deinen Kleidern, das mir gefällt, und ich wüßte viel daraus zu machen . . . ich seh' mich schön . . .

Lucie. Aber ich trage es selbst so gerne!

Frau Munday. Mein liebes Kind, für dich ist's rein unmöglich, dieses Kleid noch länger zu tragen . . . es wäre ja viel zu jugendlich.

Lucie (außer sich vor Zorn). Das find' ich reizend! Du bist ja volle zwei Jahre älter als ich!

Frau Munday. Wie komisch! Ich hatte mir eingebildet, du seiest die ältere! Die Sache bleibt aber doch, wie sie ist, denn ich bin verheiratet, und aus alten Mädchen werden junge Frauen. (Sie lacht.) Nun, wie hältst du's mit dem Kleid?

(Fritz geht hinaus, Doofie folgt ihm.)

Lucie. Wir wollen sehen. (Ernsthaft.) Lydia, ich möchte dich um Rat bitten. Sei einmal ein Engel und sage mir, wie ich mein seidenes Kleid ändern lassen

soll . . . weißt du das, welches ich bei den Malorys trug?

Frau Munday. Ich entfinne mich nicht. . . Ach! ist's nicht das mit dem schmutzfarbigen, häßlichen Ton? Und die Ärmel zu eng? Und der Rock zu kurz?

Lucie. Ja, es ist ein gründlich verfehlter Kauf gewesen, aber der Stoff ist sehr schön. Wie soll ich's also ändern lassen?

Frau Munday. Das ist nicht so leicht gesagt! Wenn es für mich wäre, würde ich breite Falten anbringen lassen, aber für eine kleine, plumpe Figur wie die deinige geht das nicht. Laß dir . . . ja! ich weiß es wirklich nicht . . . laß dir's machen, wie du magst.

Lucie (gereizt). Ein sehr wertvoller Rat! Nicht ein bißchen hilfst du mir, und doch muß ich das Kleid am Dienstag zu Wilkinsons anziehen, wo ich schon einmal in dem nämlichen war, weil mein neues bis dahin nicht fertig wird . . . und es liegt mir so viel daran, gerade dort niedlich auszufehen . . .

Frau Munday. Ruhe und kaltes Blut, Kleine! Ich vermute, daß St. Jerome dort sein wird?

Lucie. Ja . . . vielleicht.

Frau Munday. Mein liebes Kind, sei netwegen würde ich an deiner Stelle wirklich keine Anstrengungen machen! Das wäre nur ein großer Zeitverlust und du weißt doch, daß du jetzt vorwärts machen solltest, daß es hohe Zeit wäre, für dich etwas Sicheres zu finden. Warum wendest du dich nicht dem Woffle zu? Er würde einen ganz netten kleinen Ghemann für dich abgeben.

Lucie. Nie und nimmermehr! Du selbst hast ihn ja abgewiesen!

Frau M u n d a y. Wirklich? Ich hatte es rein vergessen! Es ist ja auch schon lange her . . . ich war noch sehr jung . . . du bist jetzt sechsundzwanzig, Lucie . . .

Lucie (eifrig). Vierundzwanzig!

Frau M u n d a y. Das kommt auf eins heraus. Ein Mädchen ist eben so alt, als es aussieht, und ich glaube wirklich nicht, daß du noch etwas Besseres finden wirst, denn du hast nicht das Talent, mit Männern umzugehen. Du kannst sie nicht schlecht behandeln. Sieh mich an! (Lucie warf ihr einen Wutblick zu.) Ich weiß haarscharf, wie man sie klein kriegt, während du die Männer so höflich behandelst, als ob's Frauen wären! Jede Wette möcht' ich drauf eingehen, daß du nicht einmal Mutterwisß genug hast, Tänze auszutauschen oder einem Herrn zu sagen, du habest keinen einzigen mehr frei, während deine Tanzkarte noch leer ist, und doch ist das der einzige Weg.

Lucie (kläglich). Ich kann aber nichts dafür, Lydia . . .

Frau M u n d a y. Nur nicht winseln! Ich weiß sehr wohl, daß kein Mensch aus seiner Haut schlüpfen kann und daß nicht jeder die gleichen Gaben hat. Was aber St. Jerome betrifft, so befolge meinen Rat und beschäftige dich nicht mehr mit ihm . . . es kommt nichts heraus dabei! Du gehörst nun einmal nicht zu der Art von Mädchen, die ihm zusagt.

Lucie (gereizt). Ich mache mir nicht das geringste aus ihm, aber er hat sich neulich bei Wilkinsons eine ganze Stunde im Wintergarten zu mir gesetzt.

Frau M u n d a y. Dann war es von deiner Seite höchst unpassend, so lange zu bleiben! Wahrscheinlich hatte er an dem Abend wenig Bekannte dort, deshalb macht er sich aber noch lange nichts aus dir und

wird sich nie etwas aus dir machen, denn du bist nun einmal . . . (Lucie stürzt weinend aus dem Zimmer.) Ja, was ist denn los? Das Mädchel muß entschieden Eisen nehmen . . . sie hat ja Nervenzustände! (Fritz tritt ein.) Wohlan, Frederikus . . . auf wie lange denn bist du von Manchester herübergekommen?

Fritz. Ich bleibe, solange ich Lust habe, und Spitznamen laß' ich mir von niemand beilegen, dafür bin ich zu alt.

Frau Munday. Dann ist's recht schade, daß du so lächerlich jung aussiehst . . . wundert mich, daß sie dich an der Börse für voll nehmen. (Er hat sich in einen Armstuhl geworfen; Frau Munday setzt sich auf dessen Lehne und betastet seine Brusttaschen.) Haha . . . eine Photographie! Zeig sie mir lieber willig . . . du weißt es ja, Fritz, mir etwas vorenthalten zu wollen, ist bedenklich.

Fritz. Allerdings; man kann sein Eigentum höchstens verbrennen, um es vor dir in Sicherheit zu bringen.

Frau Munday (die Photographie betrachtend). Was für ein komisches Gesicht! Erst denkt man, es sei ganz Nase . . . beim zweiten Blick entdeckt man, daß es ganz Mund ist! Sie scheint ihn aufzusperren, damit demnächst ihre Augen hineinfallen können! Und diese riesigen Ohren!

Fritz (grollend). Nun hättest du sie ja Zug für Zug zerfleischt.

Frau Munday. An ihre Füße habe ich mich nicht gewagt, die sind mir zu elefantenhaft. Wer ist's denn?

Fritz (brummig). Ein junges Mädchen in Manchester.

Frau Munday. Sie hält ja eine Violine in der Hand.

Fritz. Weil sie zufällig Künstlerin ist.

Frau Munday. Wahrhaftig? Wie heißt sie denn?

Sei doch nicht so zugeknöpft. (Toosie tritt ins Zimmer.)  
Wie heißt Frikzens neueste Flamme, Toosie?

Toosie (mit Feuereifer). Fräulein Annabel Lee, nicht wahr? Sie ist eine Größe in Manchester und Frik geht in all ihre Konzerte. Nicht wahr, Frik?

Frik (begeistert). Sie ist noch sehr jung, erst zwei- undzwanzig Jahre alt; aber ich glaube, das Mädchen hat eine glänzende Zukunft.

Frau Munday (frostig). Was die glänzende Zukunft betrifft, so kann ich darüber nicht urteilen; dagegen möchte ich behaupten, daß ihre Vergangenheit recht dunkel gewesen sein muß . . . dem Gesicht nach!

Frik. Was willst du damit sagen?

Frau Munday. Daß sie ein schlechtes Gesicht hat und obendrein ein hoffnungslos gewöhnliches. Was du auch tun magst, laß dir nie einfallen, mir diese Person vorzustellen . . . ich würde nicht mit ihr verkehren.

Frik. Sie mit dir jedenfalls nur, weil du meine Schwester bist! (Geht ab; schlägt die Türe zu.)

\* \* \*

Frau Munday (harmlos um sich blickend). Was nur mit den Leuten los ist? Weshalb laufen sie denn alle weg? (Ein Dienstmädchen bringt den Tee.) Und warum trägt denn Frik die Photographie dieser Musikantin in der Tasche spazieren?

Toosie. Weil er in sie verliebt, ich glaube sogar mit ihr verlobt ist. — Bum sikt!

Frau Munday. Dieses „bum“ mußt du dir abgewöhnen, Toosie, es ist sehr unfein. Warum hat man mir davon nichts mitgeteilt?

Toosie. Sehr überflüssig, dir etwas mitzuteilen . . . du kommst ja doch hinter alles!

Frau M u n d a y. Hole mir den Fritz . . . ich muß sofort mit ihm sprechen.

Loosie. Dazu wird er dir schwerlich Gelegenheit geben . . . er ist schon aus dem Hause. In Wut ist er davongerannt, weil du seine Annabel Lee schlecht gemacht hast.

Frau M u n d a y. Der Narr! Und wo steckt Lucie?

Loosie. Die liegt auf ihrem Bett und hat geschwollene Augen vor lauter Weinen. Ich war vorhin bei ihr . . . sie kann jedenfalls heute abend nicht ins Theater gehen und hatte sich doch so darauf gefreut! (Wutschnaubend.) Du solltest dich wirklich schämen! Ich wollte, du wärest auf deiner Hochzeitsreise geblieben und nicht heimgekommen, um uns alle halb zu Tod zu ärgern und uns das Leben zu vereckeln! Fritz — den hast du aus dem Haus getrieben; die Mutter — die hat eine Angst vor dir, wie höchstens noch vor der Köchin; die Lucie — die hast du um einen vergnügten Abend gebracht. Ich weiß wahrhaftig nicht, weshalb man die Verwandtschaft mit verheirateten Schwestern fortsetzt, während sie doch nur dazu da sind, einen zu quälen! Du bist unser Haussteufel, daß du's nur weißt! Bleib doch weg und ärgere deinen Mann . . . wir brauchen dich wirklich nicht! So, jetzt will ich nach dem armen Ding, der Lucie sehen . . . leb wohl! Hoffentlich hast du dich gut unterhalten bei deinem Besuch . . . mit dem Wiederkommen brauchst du dich nicht zu übereilen. (Geht ab.)

Frau M u n d a y. Mein, diese Familie! (Klingelt.) Bitte, rufen Sie mir eine Droschke . . . ich kann leider nicht zum Tee bleiben.

---

## Siebente Szene.

(Ferdinand Mundays Atelier. Frau Monday streckt den Kopf zur Türe herein.)

Frau Monday. Du hast mich rufen lassen, Ferdinand. Was willst du von mir? Ich bin nämlich rasend beschäftigt und habe Eile.

Monday. Dann geh nur . . . es ist auch einerlei. (Wendet sich zu seiner Staffelei.)

Frau Monday (unschlüssig). Ein bißchen Zeit hab' ich wohl . . . ich war nur eben dran, die Einladungsliste für unsre Hausweihe zu entwerfen. Was wolltest du denn?

Monday (in flehendem Ton). Wenn du mir für einen der Köpfe im Hintergrund sitzen wolltest, Lydia . . . Peggy Merridew verspätet sich heute und ich kann ohne Modell nicht weiterarbeiten.

Frau Monday (gelangweilt nähertretend). Ob ich mich entschließen kann, für eine Figur im Hintergrund Modell zu stehen, weiß ich denn doch nicht! Diese Peggy Merridew verspätet sich auch immer . . . es ist unverzeihlich, wie du deine Modelle verwöhnst, Ferdinand!

Monday. Wieso?

Frau Monday. Du zahlst ihnen verrückte Preise, ganz einerlei, ob sie kommen oder nicht, und sind sie da, so siehst du sie kaum an und arbeitest aus dem Kopf drauf los. Ich sehe überhaupt gar nicht ein, wozu ein Idealist Modelle braucht!

Monday. Ich bin also ein Idealist? Sage mir doch einmal, was du darunter verstehst.

Frau Monday. Nun, wenn einer ein Weib malt, das sich vor unsern Augen in eine Schlange verwandelt, so muß er meiner Ansicht nach ein Idealist sein.

M u n d a y. Könnte man da nicht weit eher von Realismus reden?

Frau M u n d a y. Das Weib ist keine Schlange, Ferdinand. Das ist ein ganz abgedroschener Vergleich und stimmt so wenig als die alte Leier von Weiberlaunen und so weiter. Vollkommen unrichtig. . . . Die Männer sind das unbeständige Geschlecht . . . nicht du freilich! Und wozu Modelle bezahlen? Duzende von hübschen Frauen aus der Gesellschaft lechzen danach, dir unentgeltlich sitzen zu dürfen . . . ich weiß es. Weshalb sie nicht verwenden?

M u n d a y (lachend). Würdest du dabei nicht eifersüchtig werden?

Frau M u n d a y (wegwerfend). Als ob ich so etwas Gewöhnliches je mitmachte! Eifersucht ist die Schwäche der alltäglichen Künstlerfrauen, und wirklich, Ferdinand, wenn du Modelle bekommen kannst, die's deinen schönen Augen . . . du hast nämlich hübsche Augen! . . . zu liebe tun, so heiß' ich's das Geld zum Fenster hinaus werfen, wenn du eine Peggy Merriem oder wie die Person heißt, besoldest.

M u n d a y. Die Peggy Merriems sind vielleicht nicht so hübsch als die vornehmen Damen, aber sie verstehen sich auf ihr Handwerk.

Frau M u n d a y. Modellstehen kann doch jeder Mensch!

M u n d a y (nachdrücklich). So versuch's doch!

Frau M u n d a y. Auf der Stelle . . . ich will mir deine „Lamia“ einmal ansehen. Aus dem alten Weib im Vordergrund mach' ich mir ehrlich gestanden nicht viel. . . .

M u n d a y. Es ist zwar ein Mann . . . der weise Apollonius.



Frau M u n d a y. Auf Bildern sehen alle Männer regelmäßig weiblich aus! Ist das unter dem Tisch Lamias Schlangenleib . . . so wie der Fischschwanz bei den Nixen?

M u n d a y (von seinem Gegenstand erfüllt). Erinnerst du dich der Szene nicht, wo der Philosoph hereintritt . . .

„Die Myrte flechte hin an tausend Zweigen —  
Langsam verstummt Freude, Lautenspiel und Lied —“

und dann:

„Bräutlich das Antlitz, doch kein blauer Schimmer  
Mehr rinnend durch die schön gewölbten Schläfen, kein Blütenhauch  
Die Wange mehr erwärmend, kein Strahl der Leidenschaft  
Das tief erstarrte kalte Bild erhellend . . .“

Wie heißt's doch weiter?

„Lamia nicht länger schön . . .“

Frau M u n d a y. Ich bitte dich, Ferdinand, gib's auf, Keats nachzumachen. Wie lang du's wohl durchführen könntest, möcht' ich wissen. (Sie schiebt ihren Arm durch den seinigen und zieht ihn vor die Staffelei.) Deine Lamia sieht gerade aus wie eine Schüssel voll Löwenmaul. Das Licht sollte ein bißchen mehr nach der linken Seite gelockt werden, denn jetzt färbt's ihr die Nase so rot. Der Fleischton des Armes muß entschieden kräftiger werden, sonst ist alles so nebelhaft und verschwommen — ein Gang zur Verschwommenheit sei deine Schwäche, sagt Gossie Davenant. Arbeite alles kräftiger heraus. Nennst du das etwa Schmelz der Farbe? Es wirkt gar nicht! Diese Schatten mußt du auch stärker betonen . . . sie sehen so flüchtig aus . . .

M u n d a y (lächelnd). Noch weitere Anleitung?

Frau M u n d a y (ernsthast). Nein, jetzt hab' ich, glaub' ich, alles gesagt.

M u n d a y. Willst du mir dann auch Gelegenheit

geben, deine Ratschläge zu benützen? Komm! (Er hilft ihr auf das Gestell hinauf.)

Frau M u n d a y. Aber nimm dich ja in acht, es ähnlich zu machen!

M u n d a y. Warum?

Frau M u n d a y. Weil die Leute nicht sagen sollen, ich sitze meinem Mann Modell und noch dazu für eine Nebenfigur! (Pausse.) Wie wär's, wenn du mich einmal anständig malen wolltest?

M u n d a y. Ich hoffe doch, daß ich dich nie unanständig malen werde!

Frau M u n d a y. Unfinn! Ich meine ein Porträt von mir.

M u n d a y. Genau dasselbe sagte mir neulich Frau Hugo Malory, und weißt du, was ich ihr zur Antwort gab? „Lydia ist die hübscheste Frau in ganz London — und die unmalbarste!“

Frau M u n d a y. Das halte ich eher für schmeichelhaft als für einen Tadel. Man ersieht daraus, daß ich mich zu kleiden weiß und daß meine Vorliebe für dich mein eigenes Urteil nicht schädigt, daß ich Glück habe, pariserisch aussehe . . .

M u n d a y. Und modern und verblüffend bis zum Äußersten! Weißt du eigentlich, Lydia, daß deine Farbenzusammenstellungen mir mitunter beinahe die Zähne stumpf machen?

Frau M u n d a y. Wenn sie's immer täten, wären sie noch modischer. Was versteht denn auch ein Künstler von Farben — Kleiderfarben, meine ich? Und vollends vom Schnitt! Ihr seid einer wie der andre und möchtet am liebsten jede Frau so anziehen, daß sie gar keine Figur mehr hätte, und daß jeder sagte: „Muß die eine

schlechte Schneiderin haben!" Aber ein Brustbild könntest du wohl von mir malen . . . im Ballkleid. Es ist eigentlich sündhaft . . .

M u n d a y. Sündhafte Verschwendung, sich einen Künstler zu halten und ihn nicht nutzbar zu machen, meinst du? Aber siehst du, großen praktischen Wert hätte es ja nicht, denn ich könnte dein Bild doch nicht verkaufen.

Frau M u n d a y. Warum nicht?

M u n d a y. Würdest du dem ersten besten, der's bezahlen kann, dein Bildnis gönnen?

Frau M u n d a y. Du könntest ja rasch ein andres malen, und solange du mich selbst hast, kann dir doch nicht so viel an meinem Bild liegen? Wir müssen sorgen, daß wir vorankommen. . . .

M u n d a y. Ich käme besser voran, wenn du still sitzen wolltest, Liebste.

Frau M u n d a y. Es ist so schwierig.

M u n d a y. So, und „Modell stehen kann doch jeder Mensch,“ meintest du vorhin! Es ist wirklich sehr freundlich von dir . . . (Er vertieft sich in die Arbeit. Pause.)

Frau M u n d a y. Nun . . . gestern war ich also in Bedford Square und habe die Familie besucht.

M u n d a y. So?

Frau M u n d a y. Es ist schrecklich, wie sie mich vermiffen! Lucie liegt in Fehde mit den Diensthofen und Toosie ist unausstehlich empfindlich. Fritz ist verliebt . . . das kommt öfters vor. Dieses Mal ist's ein junges Mädchen in Manchester. Nichts Ernsthaftes, aber ich muß ihm doch ein wenig aufpassen.

M u n d a y. Und wie haben sie ihr Ausbleiben erklärt? Wie hat Lucie es entschuldigt, daß sie dir nie geschrieben hat?

Frau M u n d a y. Ach! Sie fabelte etwas von verloren gegangenen oder unrichtig adressierten Briefen. Du gibst gar nicht acht auf meine Worte!

M u n d a y. O doch . . . sprich nur weiter. Was wolltest du noch erzählen?

Frau M u n d a y. Die Köchin hat gekündigt . . . und diese störrische Lucie will den Woffle nicht heiraten.

M u n d a y. Woffle! Woffle! Kenn' ich den Mann? Weshalb soll sie ihn denn heiraten? Der Name ist allerdings kein Anziehungspunkt. . . . Hat sie, abgesehen vom Namen, etwas gegen ihn einzuwenden?

Frau M u n d a y. Sie sagt, er habe zuerst um mich angehalten. Das mag ja sein, aber was schadet's denn? Woffle ist Mitglied des Geheimen Staatsrats.

M u n d a y. Und du hast ihm einen Korb gegeben?

Frau M u n d a y. O ja! Aber bei Lucie steht die Sache anders . . . sie wird schwerlich viele Freier finden. Dafür ist sie zu . . . zu unbedeutend.

M u n d a y. An deiner Stelle würd' ich mich nicht um Lucies Herzensangelegenheiten bekümmern.

Frau M u n d a y. Was fällt dir ein, Ferdinand! Wozu sind verheiratete Schwestern da, als um guten Rat zu geben? Aber wenn man meinen Rat nicht befolgt, ärgere ich mich. Woffle würde eine glanzvolle Partie für Lucie abgeben.

M u n d a y. Aber wenn sie ihn nicht liebt?

Frau M u n d a y. Wenn man sich nur Mühe gibt, kann man jeden lieben.

M u n d a y. Ist das deine Lebensauffassung? Hat's dir in meinem Fall große Mühe gekostet?

Frau M u n d a y. Laß das Küssen! Ich komme ja aus meiner Stellung!

M u n d a η. Als ob du sie nicht schon hundertmal verändert hättest! Wenn du dem Bild Erfolg wünschest, so gib dir Mühe, still zu halten.

Frau M u n d a η. Ich will ja . . . ich werde über mein neues Kleid nachdenken. (Pause.)

M u n d a η. Sieh dein neues Kleid nicht gut? Du machst ja ein so unglückliches Gesicht!

Frau M u n d a η. Soll ich etwa vergnügt aussehen, wenn ich kein Wort reden darf?

M u n d a η. Plaudere soviel du willst, nur nimm mir's nicht übel, wenn ich vielleicht zerstreute Antworten gebe.

Frau M u n d a η. Wenn du mir nicht zuhörst, werde ich sicher den Mund nicht aufstun. (Pause.) Ferdinand, es wäre mir lieb, wenn du mir sagen wolltest, wieviel Jahreseinkommen wir haben. Ich weiß es nicht mehr genau.

M u n d a η. Hast du's je gemußt?

Frau M u n d a η. Natürlich . . . ich habe ja ausdrücklich darauf bestanden, es genau zu erfahren, nun hab' ich's aber offenbar doch vergessen.

M u n d a η. Und ich weiß es wahrhaftig ebenso wenig . . . Wenn du deinen Blick auf den Nagel dort an der Wand heften wolltest.

Frau M u n d a η. Bitte, weiche mir nicht aus . . . ich möchte es wissen.

M u n d a η. Weshalb dein Erbsenköpfchen damit beschweren?

Frau M u n d a η. Ferdinand, mein Kopf ist gar nicht klein, und mein Vater pflegte immer zu sagen, ich hätte einen klaren Kopf für Geschäftliches. Wie ich diese gönnerhafte, überlegene Art Frauen gegenüber hasse!

Die Zeiten haben sich geändert; wir sind keine Puppen,  
kein Spielzeug, keine Sklavinnen mehr!

M u n d a y. Du ganz gewiß nicht.

Frau M u n d a y. Ich bin kein dummes Gänzchen,  
Ferdinand, und die Gönnermiene ertrage ich nicht ein-  
mal von dir. Meiner Ansicht nach sollte sich wenigstens  
eines von uns beiden verständig mit Geldgeschäften be-  
fassen.

M u n d a y (sorgfältig seine Palette aufsehend). Dann  
sei du dieses „eine“, Liebste. Mir sind sie in den Tod  
zuwider.

Frau M u n d a y. Ja, das weiß ich . . . ich hab's  
auch so gemeint. Derlei Dinge passen nicht für dich,  
du bist ja ein Genie.

M u n d a y. Danke schön!

Frau M u n d a y. Und vom Genie setzt man voraus,  
daß es in den Wolken lebe und sich nicht um Alltäg-  
liches kümmere. Du idealisierst . . .

M u n d a y. Und du realisierst!

Frau M u n d a y. Ich weiß nicht, ob du's schon  
beobachtet hast, aber ich bin in der Tat eine hervor-  
ragend praktische Frau!

M u n d a y. Du . . . mit dem flockigen Haar . . .

Frau M u n d a y. Ich bitte dich, Ferdinand, sei ernst-  
haft und höre mir zu.

M u n d a y. Ich bin ja ganz Ohr!

Frau M u n d a y. Und deine Gedanken sind ganz wo  
anders! Sag mir genau, wieviel du jährlich verdienst.

M u n d a y. Genau kann ich dir's nicht sagen, weil  
ich's nicht genau weiß.

Frau M u n d a y. Du solltest's aber wissen . . .  
oder ich. Sagen wir einmal, du verdienst tausend Pfund?

M u n d a η. Goldselige kleine Philisterin! Kein Künstler, der dieses Namens würdig ist, hat ein festes Einkommen. Unsrer Einnahmen wechseln wie die Windrichtungen. In einem Jahr verkaufe ich nicht eine Handbreit Leinwand. Meine Bilder verstauben in der Werkstatt oder ziehen im Land umher von einem Kunstverein zum andern, im nächsten Jahr halte ich Ausverkauf und übergebe meinem Bankier zwei- bis dreitausend Pfund. Das hängt rein vom Zufall ab und ich weiß nie, ob ich ein Krösus bin oder ein Bettler.

Frau M u n d a η. Aller Wahrscheinlichkeit nach wirst du ein Krösus werden. Du bist ein aufgehender Stern, der seines Erfolges sicher ist, sonst hätte man mir gar nicht erlaubt, dich zu heiraten.

M u n d a η. Wahrhaftig? Bin ich etwa eine vielversprechende Kapitalanlage?

Frau M u n d a η. Ich bitte dich, laß uns geschäftliches geschäftlich behandeln und einen Durchschnitt feststellen. In einem Jahr nichts, im andern zwei- bis dreitausend, das ergibt eine Durchschnittseinnahme von mindestens tausend Pfund.

M u n d a η. Das leuchtet mir ein . . . wo hast du denn Kopfrechnen gelernt? Nebenbei bitt' ich dich, dieses kluge Köpfschen etwas nach rechts zu drehen.

Frau M u n d a η. Bitte, Ferdinand, paß auf! Ich habe ja so selten Gelegenheit, mit dir über diese trockenen Geldgeschichten zu reden, die mir selbst ein Greuel sind.

M u n d a η. So denke doch nicht daran!

Frau M u n d a η. Das darf ich nicht, Liebster, weil sie sehr wichtig sind.

M u n d a η (leicht hin). Also sprich dich aus, wenn dir's Spaß macht.

Frau M u n d a y. Spaß macht mir's ganz und gar nicht, aber siehst du . . . mein Vater war doch Bankier und sprach natürlich viel über Geldgeschäfte; geradeso macht's mein Bruder und meine Vettern vom Bedford Square . . . du kennst sie ja?

M u n d a y (mit der Palette beschäftigt). Oberflächlich. Und weiter?

Frau M u n d a y. Alle sprechen sie viel über . . . über . . .

M u n d a y. Über Geld? Wie trostlos!

Frau M u n d a y. Nicht gerade über Geld, aber über Anleihen, Aktien, Report . . .

M u n d a y. Report! Was für ein niedliches Wort! Weißt du, was es bedeutet?

Frau M u n d a y. Natürlich! Ich bin ja mit derlei Dingen aufgewachsen . . . in unsrem Haus war von nichts andrem die Rede.

M u n d a y. Was? Im Familienkreis?

Frau M u n d a y. Versteht sich, gerade wie Künstler unter sich von Farben, Firnis, Pinseln und Leinwand reden . . .

M u n d a y. Künstler? Fällt ihnen ja gar nicht ein! Lieber sterben!

Frau M u n d a y. Nun dann ist's ein Mangel, und ihr würdet von den Farbenhändlern weniger betrogen werden, wenn ihr mehr davon verstündet! Aber, wie ich vorhin sagte, wir Mädchen . . .

M u n d a y. Du und Lucie, ihr habt eure Löffchen wohl mit Report geträufelt und von Devisen geträumt? Ich kenne ja das Zeug nicht einmal vom Hörensagen, aber sprich dich nur weiter aus . . . es klingt gar zu köstlich!



Frau M u n d a y. Aber trifft sich's nicht glücklich, daß wir etwas von Geschäften verstehen . . . für mich wenigstens?

M u n d a y. Ich weiß denn doch nicht, ob du viele Unnehmlichkeiten davon haben wirst. Weshalb trifft sich's denn so glücklich?

Frau M u n d a y. Weil wir uns so schön ergänzen. Du, der unbesonnene geniale Künstler, ich die nüchterne praktische Geschäftsfrau, die mit Vergnügen bereit ist, dir all diese kleinen Sorgen und Lasten aus dem Weg zu räumen. . . .

M u n d a y (betrachtet sie einen Augenblick ernsthaft). Aha! Du wünschst die Rassenschlüssel an dich zu nehmen? Wohl und gut! Vermutlich ein vererbter Trieb. . . . Setze deinen Kopf nur durch, aber, bitte, halte ihn jetzt für ein Weilchen gerade . . . er ist prächtig beleuchtet.

Frau M u n d a y. Ferdinand, du bist ganz und gar nicht bei der Sache.

M u n d a y. Wenigstens nicht mit ganzer Seele. Verzeih, aber ich bin eben an einem kizligen Punkt mit meiner Arbeit . . . bitte, halte nur still . . .

Frau M u n d a y. Du weißt doch, Liebster, daß mein Vater mir durch sein Testament unbedingtes Verfügungrecht über mein Vermögen gesichert hat . . .

M u n d a y. Famos! Das wirkt . . . es gelingt . . .

Frau M u n d a y. Lieber Ferdinand, weißt du zufällig, wie hoch mein Vermögen sich beläuft?

M u n d a y. Wie hoch? Was? Dein Vermögen? Gewußt hab' ich's einmal, aber ich kann mich nicht mehr darauf besinnen.

Frau M u n d a y. Aber ich glaube es noch auswendig zu wissen. Es sind fünfzigtausend Pfund, die

er mir in vierprozentigen Fndern angelegt hat zur Zeit, als diese noch auf Pari standen. Folglich habe ich jährlich zweitausend Pfund Zinsen.

Munday (lachend). Was für ein Geschäftsfinn! Wenn wir je weibliche Minister bekommen, werde ich alles aufbieten, daß du Finanzminister wirst, vorausgesetzt, daß ihr bis dahin das Wahlrecht den Männern noch nicht entzogen habt! So wie die Dinge sich jetzt entwickeln, bekommt ihr's ja sicher.

Frau Munday. Danke für den guten Willen, aber ich habe gar kein Bedürfnis danach. Mir genügen meine jetzigen Rechte vollkommen. Einen Mann auf dem Halse zu haben, ist vollauf Arbeit genug für jede Frau. Bitte, paß auf! Du siehst also, daß meine Zinsen zwei Dritteile unsres gemeinsamen Einkommens ausmachen . . . das deinige zu dem von dir angegebenen Durchschnitt berechnet . . .

Munday. Habe ich dir einen Durchschnitt angegeben? Ich habe wahrhaftig keine Ahnung davon, was ich gesagt habe, aber du bist ja offenbar im Stande, für zwei zu denken. Nun . . . und? . . . Den Kopf etwas höher, bitte!

Frau Munday. Ist's so recht?

Munday. Vortrefflich! Bist du auch nicht zu müde?

Frau Munday. Gar nicht . . . es geht prächtig. Ja . . . was ich also sagen wollte . . . kurz bevor er starb, sagte mein armer Papa zu mir: „Hör mich an, Lydia! Du bist ein verständiges Mädchen und hast vom Wickelfissen an über Geschäfte reden hören. Jetzt heiratest du solch einen Farbenflecker“ — er kannte dich ja noch nicht näher, Ferdinand! — „und der wird her-

gehen und all dein Geld in ein rotes Backsteinhaus stecken . . .“

M u n d a y. Entschuldige, du warst es im Gegenteil, die mich veranlaßt hat, mich in ein rotes Backsteinhaus zu stecken!

Frau M u n d a y. Allerdings, weil ich weiß, daß ein Künstler in einem roten Backsteinhaus leben muß! „Er wird sich dann mit Kunsthändlern oder Kritikern überwerfen“ — das sind immer Papas Worte, nicht die meinigen! — „und wenn du die Augen nicht offen hältst, verrückt werden oder sonst zu Schaden kommen.“ Er war mitunter ein wenig derb, der gute Papa, aber er packte die Sachen stets richtig an.

M u n d a y. Und kräftig, man könnte fast sagen roh!

Frau M u n d a y (schmollend). Hätt' ich dir's doch nicht erzählt! Aber ich möchte eben etwas feststellen, möchte dir begreiflich machen . . .

M u n d a y. Ich glaube schon begriffen zu haben, was du willst: alleinige Verfügung über unser Einkommen. Da es wesentlich aus deinem Vermögen fließt, sehe ich keinen Grund, Einwendungen dagegen zu erheben. Es sei also, wie du es wünschest . . . so oft ich Geld einnehme, werde ich's dir übergeben . . . einstweilen aber sitze mir noch ein Weilchen, Liebste, oder bist du jetzt müde?

Frau M u n d a y (äußerste Erschöpfung zur Schau tragend). Sehr!

M u n d a y. Armes Kind! Wir Künstler sind Ungeheuer!

Frau M u n d a y. Und über unsre Gesellschaft habe ich noch gar nicht gesprochen! Wann kannst du mir dein Atelier überlassen?

M u n d a y. Wann? Was? Du willst mich aus meiner Werkstatt vertreiben?

Frau M u n d a y. Zur Hausweihe brauch' ich sie natürlich . . . Paßt dir der Achtundzwanzigste oder der Dreißigste?

M u n d a y. Mir paßt jeder Tag gleich schlecht!

Frau M u n d a y. Gut, mir paßt der Dreißigste.

M u n d a y. Aber . . . (Es wird an die Thür geklopft.)

Frau M u n d a y. Dein Modell . . . ich verschwinde! Und, bitte, Ferdinand, mache mir keine Schwierigkeiten wegen des Ateliers. Wir haben dieses Haus ja eigens deshalb gemietet . . .

M u n d a y. Wahrhaftig? Aber ich . . .

Frau M u n d a y. Willst du mich etwa ärgern, jetzt, nachdem ich so reizend gegen dich gewesen bin?

M u n d a y. Nein, nein . . . mach's wie du willst! Ich miete mir irgendwo eine Scheune. (Das Modell tritt ein.) Kleiden Sie sich rasch an, Fräulein Merridew . . . es ist eine Schande, so spät zu kommen.

Frau M u n d a y. Adieu, Ferdinand! Hab' ich mich nicht sehr nützlich gemacht? (Im Hinausgehen, beiseite.) Gar nicht übel, ihm Modell zu stehen . . . dabei kann man manches ins reine bringen!

\* \* \*

(Das Modell kommt aus dem Ankleidezimmer und nimmt seine Stellung ein. Munday beginnt schweigend zu arbeiten; sie dreht unaufhörlich einen Diamantring, den sie am Finger trägt.)

M u n d a y (plötzlich). Was seh' ich, Peggy? Wer hat Ihnen denn Diamanten geschenkt?

P e g g y (mit Würde). Derjenige, der ein Recht dazu hat, Herr Munday. (Folgt eine lange Auseinandersetzung.)

\* \* \*

Frau M u n d a y (tritt zwei Stunden später nach dem Gabelfrühstück ins Atelier). Was ist denn los, Ferdinand? Du machst ja ein Gesicht, als ob du Spinnen verschluckt hättest?

M u n d a y. Um mein Bild ist's geschehen — Peggy Merriew heiratet.

Frau M u n d a y. Das abscheuliche Ding! Wie kann sie sich nur unterstehen?

M u n d a y. An und für sich können wir ihr ja deshalb noch keine Unfittlichkeit vorwerfen! Wenn sie nur vorher noch ihr Duzend weiterer Sitzungen aushielte, könnte ich sie auch entbehren.

Frau M u n d a y. So zwinge sie doch dazu!

M u n d a y. Unmöglich . . . ich habe kein Zwangsmittel. Diese Modelle haben uns immer in der Hand. In zehn Tagen reist sie nach Amerika ab.

Frau M u n d a y. Sie ist eine häßliche kleine Kröte mit einem Mund wie ein Kirchentor.

M u n d a y. Der Mund ist wundervoll . . . ein tragischer Mund. Gerade diesen Mund brauche ich.

Frau M u n d a y. Ich kann dir weit hübschere schockweise verschaffen.

M u n d a y. Den deinigen zum Beispiel! Was hilft das alles, wenn es eben nicht der Mund ist, den man malen will? Der ihrige ist einzig in seiner Art.

Frau M u n d a y. Einzig in seiner Art! Ich habe kürzlich irgendwo ein Mädchen gesehen . . . wo war's doch nur? . . . mit einem ganz ähnlichen Mund . . . ich muß mich nur drauf besinnen . . .

M u n d a y (verdrießlich). Wenn dir's auch wieder einfällt, was hilft denn das? Du kannst doch nicht zu einer landfremden Person hingehen und sie bitten, mir zu sitzen.

Frau M u n d a y. So unmöglich wäre das gar nicht. Wenn ich nur wüßte . . . wenn ich mich nur erinnern könnte . . . (Pause.) Ich hab's! Laß dir keine grauen Haare darüber wachsen, Ferdinand, denn du hast eine vollständige Frau, der du jetzt einen Kuß geben darfst. (Sie wirft einen Blick auf sein Bild.) Wie du mich und dein Bild zu gleicher Zeit bewundern kannst, ist mir räthselhaft.

M u n d a y. Ob ich mein Bild bewundere, ist mir im höchsten Grade zweifelhaft. Man hat seine Stunde des Mißtrauens gegen sich selbst . . . gesteh du nur ehrlich, daß du's nicht leiden kannst.

Frau M u n d a y. Du weißt ja, mir gefällt das Wachsfigurenkabinett! Aber das ist ja auch gar nicht nötig, daß ich für deine Bilder schwärme, wenn's nur die Käufe tun, so genügt das vollständig. Das Einzige, was mir an Herzen liegt, ist, daß sie fertig werden und aus dem Atelier kommen, doch du malst viel zu wenig. Du solltest die Zeit besser ausnützen, Ferdinand, jetzt, wo du gerade in der Mode bist. Weshalb nicht alle Wochen ein Bild hinaus schicken? Ich bin überzeugt, es wäre dir eine Kleinigkeit, aber du bist so entsetzlich gewissenhaft! Das ist aber nun einmal deine Art, und in deine Kunst will ich dir nichts dreinreden. Leb wohl . . . mal nur recht hübsch! Worüber schüttelst du denn so wehmütig den Kopf? (Geht.)

M u n d a y (mit einem Seufzer). Armes Kind! Hoffnungslos kunstfremd!

---

### Achte Scene.

„Ach! Da sind Sie ja! Welches Gedränge, nicht wahr? Mein Mann? Nein, der ist nicht da, Ausstellungenseröffnungen sind ihm ein Greuel; ein Künstler hält das

nicht aus! . . . Nein, ich habe noch nicht alles gesehen . . . schreckliche Mühe! Der Ministerpräsident sei im nächsten Saal, sagst du, Evelyn? Nun, was liegt mir daran? Werde mich nicht zum Schaupöbel gefallen, der ihn anhimmelt. . . . Wo ist denn Ihr Bild, Herr Talbot? Im dritten Zimmer? Das werde ich mir ganz gewiß anschauen. . . . Herr Davenant, bitte, sehen Sie sich nach Nevill um. Sie steht angeblich unter meinem Schutz, und dabei hab' ich sie verloren! Sie möchten lieber bei mir bleiben? Geht nicht, denn Sie sind mir langweilig. Außerdem möchte ich jetzt mit Herrn St. Jerome plaudern . . . Sie hab' ich ja eine Ewigkeit nicht gesehen, St. Jerome!"

Lydia Munday hatte ihre Stellung in der Gesellschaft errungen. Ich beobachtete sie mit kritischem Blick und staunte die Geschicklichkeit an, womit sich die Tochter des kleinbürgerlichen Bedford Square, die jetzt ruhig, lächelnd und selbstgewiß in der plaudernden, drängenden Menge stand, jenen Ausdruck übersättigter Gleichgültigkeit angeeignet hatte, der den Gewohnheitsbesucher derartiger Eröffnungen kennzeichnet. Dabei hatte ich allen Grund anzunehmen, daß sie zum allerersten Male an einer solchen teilnahm.

„Ich bin so glücklich!“ rief sie fröhlich. Meine Vermutung, daß sie damit auf den Erfolg ihres Mannes anspiele, dessen Bild am lautesten besprochen und gepriesen wurde, erwies sich als irrig, denn sie setzte zu meiner Aufklärung hinzu: „Ich bin entschieden die bestgekleidete Frau im Saal.“

„Hat der Gatte das Kleid entworfen?“

„Ferdinand? Der könnte keine schicke Toilette zeichnen und wenn er sich zu Tod arbeitete! Nein, nein, Frau Croner.“

„Doch nicht die berühmte und berüchtigte Croner?“

„Gewiß, dieselbe . . . ich kann mir das leisten. Sie schwärme einfach für sie; sie ist mir mehr Freundin als Schneiderin.“

„Nun, mit diesem Kunstwerk hat sie einen entscheidenden Erfolg zu verzeichnen, übrigens Ihr Mann auch mit der ‚Lamia‘!“

„Ja, und dabei habe ich Ferdinand in einem Zustand wahren Katzenjammers darüber verlassen!“

„Sollte nicht jemand zu ihm gehen und ihn aufrichten?“

„Wollen Sie damit andeuten, es wäre an mir, die glänzende Schauspiel im Stich zu lassen und mit der Nachricht von Ferdinands Erfolg nach Hause zu stürzen? Die Neuigkeit wird wohl kaum altgebacken, und er kann warten, bis ich hier genug habe. Wenn das Bild verkauft wäre, dann freilich . . . das wäre etwas anderes, aber ich hoffe, daß ich's verkaufen werde. Kennen Sie viele von den Leuten hier? Zeigen Sie mir die Berühmtheiten, aber bitte, recht unauffällig, damit man mich nicht für eine Schriftstellerin hält, die Sie mit Stoff füttern. . . . Das ist doch der zünftige Ausdruck? Ich hab' ihn von Nevill aufgeschnappt. Wer ist denn der Totenkopf mit der Blumenkrone da drüben?“

„Eine der edelsten Frauen dieser Welt . . .“

„Ich dachte mir, es müßte etwas Rechtes sein. . . . Sehen Sie nur, wie May Bowen das spiegelnde Glas über Alma Tademas Bild benützt, um ihr Haar zu ordnen! Ja, meine Liebe, du magst anstellen, was du willst, diese Frisur steht dir doch nicht! . . . Sie kommt an uns vorüber . . . bitte, unterhalten wir uns eifrig!“

„Frau Bowen pflegte doch Ihre Busenfreundin zu sein!“



„Aus den liebsten Freunden können die schlimmsten Feinde werden, und ich bin jetzt nicht aufgelegt, mich von ihr langweilen zu lassen. Wer ist das?“

„Fräulein Grant, eine Malerin.“

„Darum sitzt ihre Jacke so schlecht . . . armes Ding.“

„Manche sehen in ihr eine aufgehende Größe.“

„Als solche hat man mir beinahe jede zweite Dame im Saal bezeichnet! Da werden die kommenden Größen bald im Marktwert sinken. Und wer ist diese schmutzfarbig gekleidete Allegorie der Sünde? Auch eine aufgehende Größe?“

„Frau Simpatica Maple-Durham. Sie schreibt einen Roman . . . wie es heißt, ein ‚epochemachendes Werk‘. Der Stoff ist ihre eigene Geschichte und die ihrer Ehemänner . . . ich weiß nicht mehr recht, ob sie zwei oder drei gehabt hat.“

„Der Roman der Zukunft kann also nur von einer Frau mit einer Vergangenheit geschrieben werden, wie mir scheint,“ bemerkte Lydia. „Diese Frau Maple-Durham treibt ja offenbar Verschwendung mit Ehemännern. Vermutlich eine geniale Zigeunerin. Ich hasse das literarische und künstlerische Zigeunertum . . . im Grunde sind sie Spießbürger, die nur den Anstand aufgegeben haben. Sie sind um kein Haar geistreicher als andre Leute, nur daß sie sich nicht waschen und nicht in die Kirche gehen. Ubrigens haben die ungewaschenen Künstler im Schlapphut ihre Rolle ausgespielt, ganz vieux jeu. . . . Nein, Evelyn, ich habe deine Mutter seit einer guten halben Stunde nicht mehr zu Gesicht bekommen . . . fasse dich und trag's in Geduld, man wird dich nicht auffressen!“

„Darf ich Ihnen Ihre Frau Mutter suchen helfen?“ fragte ich die verlassene junge Dame.

Sie nahm mein Anerbieten an, aber schon im nächsten Zimmer war sie mir ebenfalls abhanden gekommen, und somit kehrte ich zu Frau Munday zurück, die ich im Gespräch mit einem Freund ihres Mannes, dem ernsthaften, an Wohltätigkeitswerken beteiligten Verschöyle traf.

„Was ich von der Ausstellung halte? Nicht viel . . . ich habe nie so viel langweilige Menschen beisammen gesehen. Ach! Sie meinen von den Bildern? Ja, die werde ich ein andres Mal in Augenschein nehmen. Viele hübsche Frauen? O ja, gewiß! Frau Bowen? Die find' ich einfach reizend . . . das weiße Hütchen steht ihr zum Entzücken. . . . Weshalb haben Sie das getan?“ herrschte sie mich an, als Verschöyle weitergegangen war.

„Was hab' ich denn getan?“

„Evelyn Wards Mutter gesucht, nachdem es ihr glücklich gelungen war, sie loszuwerden. Das ist ja Evelyns Stärke! Sie ist immer verloren und verlassen . . . weitab aus ihrer Mutter Augen.“

„Und darf ich fragen, was die Begeisterung für Frau Bowen zu bedeuten hat, womit Sie Verschöyle unterhielten?“

„Klugheit, verehrter Freund! Wenn man gefragt wird, muß man immer andre Frauen reizend finden, sonst gilt man für neidisch.“

„Ob diese Regel sich auch für unser Geschlecht bewähren würde, möcht' ich wissen.“

„Jedenfalls vernachlässigt ihr sie aufs schöndeste! Coffie Davenant kann Ihren Namen nicht nennen hören, ohne über Sie loszuziehen.“

„Was machen Sie eigentlich mit diesem Davenant, wenn ich fragen darf? Leiten Sie ihn an, den Weg zu gehen, den er nicht gehen sollte?“

Sie strahlte förmlich.

„Ich bin die einzige Person, die Einfluß auf ihn hat, und zwar unbedingten. Er sagt es selbst!“

„So? Hm . . . und was sagt seine Mutter dazu?“

„Lady Fulham? Die kann mir gar nicht genug danken! Sie wissen ja, das Beste, was einem jungen Menschen widerfahren kann, ist, daß eine junge verheiratete Frau sich seiner annimmt, ihn sein Herz ausschütten läßt, sein Vertrauen entgegennimmt und sich die Mühe gibt, ihn zu beraten, zu lenken und, wenn's not tut, auch gehörig abzukanzeln.“

„Jedenfalls wird dem Jüngling unter Ihrer Leitung ungesunde Sentimentalität erspart bleiben!“

„Darin täuschen Sie sich nicht,“ versetzte sie lachend.

„Jedenfalls trage ich aber dazu bei, seine Begriffe von weiblicher Vortrefflichkeit wesentlich zu erhöhen, ihm ein Ideal zu bilden und ihn von Schauspielerinnen und — Damen, die man eher dem Namen als dem Ruf nach kennt, fernzuhalten. Es ist ganz gewiß gut von mir, mich von dem armen Jungen langweilen zu lassen.“

„Sind Sie sicher, daß es Güte ist und daß die Grausamkeit nicht hinterherhinkt?“

„Meinen Sie, er könnte sich in mich verlieben?“ fragte sie unumwunden. „Nun, das Herz würde ihm nicht brechen! . . . Sehen Sie das junge Mädchen da drüben in dem empörend schlecht gemachten blauen Kleid . . . neben Cossie Davenant? Ihr Anzug ruft beinahe Zuckungen bei ihm hervor.“

„Das Kleid ficht mich nicht an, denn das Mädchen darin ist wunderlich. Merkwürdig . . . sie erinnert an die Hauptfigur auf Ihres Mannes Bild.“

„Kein Wunder, denn sie hat dazu gegessen. Sie

heißt Nevill France, und Ferdinand findet sie wunderbar schön. Er war gleich beim ersten Anblick Feuer und Flamme, Sie übrigens auch! Erinnern Sie sich denn nicht, das Mädchen im Theater, wie aus einem Bild von Burne-Jones herausgetreten . . . damals, vor vier oder sechs Wochen?"

„Es dämmert mir ein wenig . . . sie ist also ein Modell?"

„Nicht gerade ein zünftiges, aber zum Zigeunertum gehört sie — ein rechtes Original! Führen Sie mich ins Teezimmer hinauf, dann erzähle ich Ihnen, wie ich sie aufgestöbert habe . . . das war zu drollig! Wie sich Cossie ärgern wird!" flüsterte sie ganz beglückt, als wir die Treppe hinaufgingen und uns ein Tischchen auf der Galerie aussuchten, das einen guten Überblick über die Menge gewährte. „Dort steht er neben Nevill und sieht sich nach mir um. Er kann sie nicht ausstehen; sie ist viel zu jung für ihn. Da ich sie aber mitgebracht habe, befahl ich ihm, sie zu begleiten. Ich habe sie nämlich ganz unter meine Fittiche genommen."

„Weil sie als Folie unübertreffliche Dienste leistet?"

„Ja . . . haben Sie je solch einen Anzug und eine derartige Frisur gesehen? Der reine Burne-Jones! Sie war übrigens sehr nett und lieb und zeigte sich ganz bereit, ihr Äußeres umzuorgeln, wenn sie mit mir gehen dürfe. Ich fand aber schließlich, daß es besser wäre, sie bei ihrem Stil zu lassen. ‚Meine liebe Nevill,‘ sagte ich. ‚Ihr Stil ist das Zufällige, und Sie würden sich in zivilisierten Kleidern, wie wir andern sie haben, wunderbar ausnehmen. Bleiben Sie, wie Sie sind.‘ Und so geschah's."

„Darüber bin ich recht froh! Die reine Engelserscheinung."

„Mich erinnert sie mehr an eine Schauspielerin,“ entgegnete Lydia, „übrigens benimmt sie sich ganz fein. Wo sie das nur her hat, möcht' ich wissen. Schick fehlt natürlich gänzlich . . . woher sollte der auch kommen? Sie bewundert mich und versucht, mich nachzuahmen, das ist geradezu rührend. Ich habe sie wirklich gern und sie macht sich im Haus so nützlich, das arme kleine Ding.“

„Das kleine Ding ist die größte Dame im ganzen Saal! Das ‚klein‘ bedeutet also vermutlich, daß sie arm ist und ohne nützliche Beziehungen. Erzählen Sie mir von ihr und wie Sie auf ihre Spur kamen.“

„Freilich, mein Abstieg ins Bigeunertum! Das kam nämlich so. . . Ferdinands Lieblingsmodell hat kürzlich geheiratet und ihn schüß im Stich gelassen, und einen zweiten Mund wie den ihrigen gab's in ganz London nicht — so behauptete er wenigstens. Da fiel mir das Mädchen ein, das wir im Theater gesehen hatten, und ich gelobte meinem Mann, sie auszugraben, und ich vollbrachte es! Ferdinand sagt, ich sei frech wie der Teufel! Erinnern Sie sich vielleicht, daß wir sie zu der Türe hinausgehen sahen, die nach der Bühne führt? Gerade als wir selbst hinaustraten, hörte ich, wie die Logenschließerin sie mit ‚Meine Liebe‘ anredete . . .“

„Theaterbrauch!“

„Nun gut, daraus schloß ich, daß sie im Haus bekannt sein müsse, vielleicht Frau Marischal hinter den Kulissen aufgesucht habe, und da Gossie die Marischals kennt — er kennt alle möglichen sonderbaren Leute — gab ich ihm den Auftrag, auf ihre Spur zu kommen, was auch gelang. Sie sei ein Fräulein Fester Nevill France, berichtete er, und wohne Nummer zehn Talgarth Mansions, Waterlooviertel.“

„Diese Wissenschaft konnte Sie aber nicht sehr fördern.“

„Warum nicht? Ich ging hin und fand die Gesuchte.“

„Ohne sie zu kennen?“

„Ich will, daß Ferdinand es zu etwas bringt, und ein gutes Modell ist dazu die Hauptbedingung. Aber bleiben wir bei der Sache . . . erstens hatte ich ja keine Ahnung, an welchem Ende dieses ungeheuren Londons das Waterlooviertel sein könne, für alle Fälle aber wählte ich einen sehr einfachen Anzug . . .“

„Aha! Um das Zigeunerlager nicht durch Ihre Pracht zu ängstigen! Dabei nahmen Sie möglichst wenig Geld zu sich und ließen Ihre Uhr zu Hause, für den Fall, daß Sie in eine Räuberhöhle geraten könnten!“

„Vorsicht ist allezeit ratsam! Gut, ich fand glücklich die Talgarth Mansions und in Nummer zehn auf der Tafel unten ihren Namen. Also hinauf! Es waren greuliche Zementtreppen, auf denen ganze Scharen von kleinen Kindern herumkrabbelten; greuliche Weiber mit niedergetretenen Schuhen guckten aus den Türen und starrten mich an. Schließlich wurde es stockfinster und ich stolperte über ein Kohlenbecken, da stürzte ein Mann mit einer Pfeife im Mund aus seiner Höhle hervor und rief, was zum Teufel ich hier suchte. Es muß ein Sozialdemokrat gewesen sein . . . ich hatte noch nie einen in der Nähe gesehen. Endlich, endlich, vielleicht im sechsten Stock . . . wären die Treppen nicht so schmutzig gewesen, ich hätte mich vor Müdigkeit hingesezt . . . fand ich eine Türe mit ihrem Namen, eine Milchkanne davor und an die Klinke einen Zettel geheftet mit: ‚Vor sechs Uhr nicht zu Hause‘ — und jetzt war’s erst fünf Uhr!“

„Da hätten Sie genug haben können!“

„Ganz und gar nicht! So rasch werfe ich die Flinte nicht ins Korn. Ich war da, um das Mädchen zu sprechen, und sprechen mußte ich sie. Das ‚nicht zu Hause‘ konnte ganz wohl eine List sein, und so fing ich an zu klingeln und zu klopfen. . . . Ein leises Rascheln innen . . . und siehe da, sie selbst machte mir die Türe auf! Es war so dunkel, daß sie mich nicht deutlich sehen konnte. ‚Fräulein France, soviel ich weiß,‘ sagte ich. ‚Ja,‘ erwiderte sie in fragendem Ton. Es war ihr wohl ein wenig peinlich, in einem schäbigen Hausrock gesehen zu werden. Dann gestand ich, daß der Zweck meines Besuches sie wohl etwas befremden, daß sie aber meine Zudringlichkeit sicher entschuldigen werde, sobald sie ihn kenne. Das alles sagte ich in meinem besten Gesellschaftston.“

„Und sie hat Euer Gnaden gütigst einzutreten?“

„Nein, ich kann nicht behaupten, daß sie mich gebeten hätte, sie war im Gegenteil zuerst etwas ablehnend, aber ich brachte es fertig, an ihr vorüberzuschlüpfen — das kleine Ding ist ja dünn wie ein Faden! — und da stand ich denn in ihrem Wohnzimmer, nicht gerade ‚hereingewöhnt‘! Es ist, was man so eine abgeschlossene Mietwohnung nennt — höchst abgeschlossen sogar! Nicht Platz genug, um die Zunge herauszustrecken, aber danach hat ja nicht jeder Mensch ein Bedürfnis! Ordentlich aber war’s, viel reinlicher, als ich erwartet hatte, und dabei kommt die Aufwärterin nur einmal am Tage, denn ein Dienstmädchen hat sie nicht. Greuliche Feldstühle, wie man sie zu Picknicks mitnimmt, standen umher, die Lampe roch abscheulich, an den Wänden hingen kleine Bildchen ohne Rahmen und Büchergestelle an

Stricken wie in den Schulen . . . die ganze Einrichtung kann keine zehn Pfund gekostet haben! Ihr Schlafzimmer ist nur ein Kästchen . . . ich sagte ihr gleich, sie müsse für Ventilation sorgen.“

„Ein starkes Stück ist's doch, einem wildfremden Menschen auf die Bude steigen, sich eindringen, die ganze Häuslichkeit begucken und noch Kritik daran üben! Kein Mann hätte je den Mut dazu.“

„Das will ich meinen!“ stimmte sie mir selbstbewußt bei. „Wenn's etwas Unangenehmes zu tun gibt, muß es ja immer die Frau besorgen . . . die Männer haben ein merkwürdiges Talent, es auf uns abzuladen. Ferdinand brauchte das Mädchen, folglich hab' ich sie ihm besorgt, es war aber gar nicht leicht, dieses Kind zu überreden, das kann ich Ihnen wohl sagen. Anfangs hieß es nein, sie sei kein Modell, sei schon hundertmal gebeten worden, Künstlern zu sitzen, habe es aber immer abgeschlagen und habe auch gar keine Zeit dazu. Ich seifte sie aber ein wenig ein, begeisterte mich für ihren Stil — wenn Schicklosigkeit Stil ist! — und setzte ihr auseinander, was für eine große Ehre es sei, wenn ein Künstler in Ferdinands Stellung sie malen wolle. . . .“

„Wußte sie denn von ihm?“

„Sie spitzte die Ohren, als ich den Namen nannte, und verriet einigen Anteil, erinnerte sich eines Bildes, das er zwei Jahre vor unsrer Verheiratung ausgestellt hatte, ‚Lucassin und Nicolette‘ — es hat damals einiges Aufsehen gemacht. Sie erinnerte sich des Bildes viel deutlicher als ich — ich fand es nämlich dumm und sentimental . . . als ob eine Frau je mit bloßen Füßen im nassen Gras herumlaufen würde, in was für einer Lage sie auch sein mag! — Daraufhin kam unser



Gespräch etwas mehr in Fluß und sie taute allmählich auf. . . .“

„Sie haben wohl Ferdinands Namen als Beschwörungsformel benützt?“

„O nein, das war's nicht. Sie lauerte nur auf eine Gelegenheit, mit Anstand einlenken zu können, weil ich so reizend gegen sie gewesen war — ich kann nämlich sehr ‚leutselig‘ sein, wie unsre Köchin zu sagen pflegt! Ich heuchelte sogar warmes Interesse für ihren häßlichen bäurischen Wandschmuck, der aus Gipsfigürchen und derlei Krimskrams bestand, und die kindlichen Farbenfleckereien, die sie als Aquarelle zu bezeichnen liebte. Als ich dann aufstand, sagte ich, um die Sache zum Klappen zu bringen, kurzweg: ‚Also Sie kommen?‘ und sie erwiderte steif und mit einem Anflug von Theater-ton: ‚Dem Künstler, der jenes Bild gemalt hat, nützen zu können, wird mein Stolz sein!‘ Damit war's abgemacht, und sie kam. Bezahlung wollte sie nicht annehmen, meinem Mann aber mußte ich weismachen, sie werde bezahlt, denn sonst hätte er sich nicht darauf eingelassen. Ich sagte ihm also, ich hätte alles mit ihr verabredet, er solle den Punkt aber nicht berühren, weil sie so empfindlich sei. . . . Bitte, verraten Sie mich also nicht! Jetzt wollen wir hinuntergehen . . . das Teezimmer ist mir langweilig. Wenn Sie wünschen, werde ich Sie mit dem Mädchen bekannt machen und den armen Gossie von ihr erlösen.“

„Danke schön! Darf ich noch fragen, welcher ehrlichen Arbeit Sie das Fräulein abspenstig machen? Allem nach gehört sie ja der modernen Naturwidrigkeit des arbeitenden Weibes an?“

„Sie ist eine Waise, die beide Eltern verloren hat; die Mutter war italienischen Ursprungs. Natürlich ver-

dient sie ihr Brot. Sie ist so etwas wie Sekretär des Verlegers einer Zeitung zweiten Rangs und beschäftigt sich auch hin und wieder mit Maschinenschreiben. Ihr eigentlicher Beruf ist aber ihrer Meinung nach die Bühne. Sie ist sehr befreundet mit den Marischals vom Piccadillytheater; ich meine aber, wenn etwas an ihr wäre, hätte Marischal sie längst angestellt. Jedenfalls rede ich ihr gar nicht zu, Schauspielerin zu werden . . . mir liegt daran, daß sie meinem Mann erhalten bleibt, und ein gutes Modell sein ist besser, als eine untergeordnete Schauspielerin, finden Sie nicht auch?"

---

### Neunte Szene.

„Offenbar ist's ein Großes, einen Mund zu haben, der nicht schließbar ist, und Augen wie Tassenteller!“ äußerte Frau Munday gedankenvoll, während sie in einem Anzug, der jedes bisher gültige Gesetz der Farbenharmonie Lügen strafte, vor ihres Mannes Staffelei stand und seine Wiedergabe des „Burne-Jones-Mädchens“ studierte. „Also alle Künstler schwärmen für sie, sagst du?“

„Freilich,“ versetzte Munday. „Die Künstler schwärmen für Revill, die Salonmenschen für dich, so kommt jedes zu seinem Recht. Möchtest du nicht ein wenig in den Schatten treten, Liebste . . . ich fürchte sonst für meine Augen! — Wohin gehst du denn?“

„Ich kann's gar nicht begreifen, daß dir meine Kleider nie gefallen, Ferdinand, ich stehe doch im Ruf, mich besonders gut zu kleiden. Dies ist das neue Blau.“

„So? Mir tut's in den Augen weh.“

„Ach! Deinen Augen fehlt's nur an Erziehung . . .

du bist eben bisher noch nicht verheiratet gewesen, oder? Wohin ich gehe? Je nachdem gehe ich zu Lady Fulhams Gartenfest, vorher werde ich aber, um meine Sünden abzubüßen, mit Frau Bonchurch in den Park fahren. Sie will mich um drei Uhr abholen."

"Die vergoldete Bille!"

"Es ist nicht gerade zartfühlend, sie so zu nennen . . . nur weil sie häßlich ist und viel Geld hat."

"Soviel ich weiß, stammt dieser Witz aus deinem Munde!"

"Nun ja . . . witzig ist's ja, aber, bitte, nimm dich in acht, daß kein geflügeltes Wort daraus wird! Wir müssen uns gut stellen mit Frau Bonchurch . . . sie kann uns von Nutzen sein."

"Ich wüßte nicht wie!"

"Sie könnte zum Beispiel ihr Porträt bei dir bestellen."

"Grundgütiger Himmel!"

"Ich wüßte wirklich nicht, weshalb das so unmöglich sein sollte!" sagte Lydia ernsthaft und unbefangen. "Sie ist sogar sehr geneigt, sich malen zu lassen . . . ich glaube, ich kann sie noch dahin bringen."

"Sei so gut und unterlasse es, wenn du mich nicht ernstlich unglücklich machen willst. . . . Nebenbei bemerkt, will Wigan meine 'Lamia' haben."

"Dacht' ich mir's doch!" rief Frau Munday triumphierend. "War ich doch rasend huldvoll gegen ihn bei der Eröffnung neulich. Hab' ich mich getäuscht oder nicht?"

"Mir ist es gar nicht angenehm. . . ."

"Nicht angenehm? Nun, mir ebensowenig! Glaubst du etwa, es sei ein Vergnügen, deinetwegen ekfligen,

nach Schnupstabaß riechenden Kunsthändlern und fetten Millionärinnen den Hof zu machen? Und doch tu' ich's — dir zuliebe."

"Gerade mir zuliebe bitte ich dich, es nicht zu tun. Ich sehe meine Frau nicht gern in die Arena niedersteigen und sich mit Händlern herumschlagen."

"Jrgend jemand muß es tun."

"Keineswegs! Das ist unbedingt überflüssig! Wenn ein Künstler nicht ohne Tamtam und derlei Mittel zur Geltung kommen kann, so verdient er auch keine. Reklame ist der Fluch unsres Zeitalters."

"Ob sie ein Fluch ist oder nicht, jedenfalls ist sie heutzutage das eine, was not tut. Ich biete dir jede Wette an, daß keiner ohne sie vorwärts kommt, nicht einmal eine Schönheit. Niemand bewundert sie, eh einer das Tamtam für sie rührt, dann erst schwärmen alle. Und vollends ein Künstler! Ich muß sagen, Ferdinand, es ist sehr eingebildet von dir, wenn du glaubst, mehr als andre Künstler die geschäftliche Klugheit hintanzusehen zu können."

"Meine geschäftliche Klugheit heißt, gute Bilder malen," versetzte Munday entschieden, „ums übrige scher' ich mich den Teufel! Ich möchte etwas Rechtes schaffen, eh ich sterbe."

"Das sollst du auch, mein Liebling," sagte Frau Munday im Ton, womit man ein Kind beschwichtigt. „Male du ruhig weiter und kümmer dich gar nicht um praktische Dinge. Der Sinn dafür ist dir versagt, weil du eben ein Genie bist. Das Genie geht aber, wie man weiß, unfehlbar zu Grunde, wenn niemand über ihm wacht, und dazu hast du zum Glück mich. Ich bin schrecklich praktisch und kann ‚das Auswärtige‘ über-

nehmen und deinen Vorteil wahren. Dir scheint noch ein Überrest von dem törichten alten Haremideal der ‚Frau im Hause‘ anzukleben. Das ist aber ein ganz überwundener Standpunkt, die Frau kann heutzutage alles! Du malst in aller Ruhe deine Bilder, ich Sorge, daß sie verkauft werden. Was hast du für die ‚Samia‘ verlangt?“

„Fünfhundert Pfund.“

„Hoffentlich Guineen?“

„Das hab’ ich, glaub’ ich, nicht ausdrücklich bemerkt.“

„Ferdinand!“

„Was für eine Welt sittlicher Entrüstung!“

„Nun, es ist auch ärgerlich, Ferdinand . . .“

„Meine Liebe,“ begann er mit einiger Unsicherheit, „ich bezweifle ja deine praktischen Fähigkeiten und Talente keineswegs, und doch . . .“

„Und doch?“

„Wäre es mir lieber, du besaßtest dich nicht mit derlei Dingen. Laß deine Hand davon . . . sei ein gutes Kind!“

„Wie du befehlst, Ferdinand! Gott, was bist du für ein altmodischer Mensch! Natürlich haut dich dieser Wigan übers Ohr . . . dich kann ja jedes Kind betrügen. Kein Wunder, daß du nicht reich geworden bist! Du machst’s den Leuten viel zu bequem und steigst dadurch nicht einmal in ihrer Achtung. Sie nützen deine Gleichgültigkeit aus und nennen dich obendrein einen Narren. . . . Was gibt’s?“ fragte sie das eintretende Dienstmädchen.

„Blumen, gnädige Frau, mit einer Empfehlung von Herrn Davenant.“

„Der Junge wird zur Landplage,“ bemerkte Frau Munday, den Strauß in Empfang nehmend.

„So schüttle ihn doch ab!“ sagte Munday, vor seine Staffelei tretend.

„Ich gebe mir alle Mühe und setze ihm immer den Kopf zurecht, trotzdem erklärt er mich für die entzückendste Frau in ganz London.“

„Ganz meine Ansicht,“ warf der Gatte ritterlicherweise hin.

„Nur daß Cossie sie laut verkündigt.“

„Das heißt, dich mit Schmeicheleien überhäuft . . . nun ja . . .“

„Meinst du etwa, ich kokettiere mit ihm, Ferdinand?“

„Ich habe gar keine Meinung über diesen Punkt. . . Bitte, geh mir ein wenig aus dem Sicht.“

„Weshalb hast du keine Meinung darüber?“

„Weil ich keine Zeit habe!“

„Du bist ein sehr vertrauensvoller Ehemann, das muß ich sagen. Nicht ein einziges Mal hast du mich gefragt, warum ich am Montag den vierten Juni erst um zehn Uhr nach Hause gekommen bin.“

„Ich hab' mir zusammengereimt, du seiest bei meiner Schwester zu Tisch geblieben. Sie war doch auch in der Fulhamschen Gesellschaft?“

„Allerdings, aber ich bin nicht mit ihr nach Hause gefahren.“

„Nicht?“

„Hat sie dir nichts davon erzählt? Wie zartfühlend von ihr!“

„Geraldine ist gottlob keine Klatschbase.“

„Mitunter denke ich, sie sei überhaupt kein Weib!“

„Sie ist ein sehr gutes und echtes.“

„Gut und echt, beinahe ein Tugendspiegel . . . verzeih, Ferdinand, ich hab' ja nur beinahe gesagt! Ja,

sie ist wirklich gut und hat gar nicht das Schwägerinnenlaster, sich in alles einzumischen! Im Anfang hat sie's ein paarmal versucht. Wenn du mich um Rat fragst, liebe Lydia . . . konnte sie sagen, worauf ich dann arglos zur Antwort gab: „Ich frage ja gar nicht. . .“ Da gab sie den Versuch alsbald auf . . . es ist überhaupt noch niemand gelungen, sich in meine Angelegenheiten zu mischen.“

„Die arme Geraldine wollte dir ja nur helfen.“

„Ich war aber nicht hilfsbedürftig . . . ich hatte die Zügel auf den ersten Griff fest in der Hand. Übrigens komme ich ja vorzüglich mit ihr aus; ich setze überhaupt meinen Stolz darein, mit all deinen Verwandten gut auszukommen, Ferdinand, aber froh bin ich doch, daß du mir keine Schwiegermutter beigebracht hast, mit der ich hätte kämpfen müssen. Die gute Frau war so taktvoll, den Schauplatz zu verlassen, ehe ich darauf erschien.“

„Meine Mutter war mir sehr teuer, Lydia.“

„O gewiß, das weiß ich . . . ihr seid überhaupt eine reizende Familie. Geraldine hat mir zwar einige Enttäuschungen bereitet . . . ich hatte etwas anderes erwartet. Sie ist so sehr einfach, eigentlich gar nicht vornehm, und sie hat auch nicht einen Anflug davon, was die Quida ‚Patrizierfrechheit‘ nennt.“

„Wie käme sie auch dazu? Sie hat einen einfachen Juristen zum Mann, der nur als solcher den Lordstitel führt.“

„Was brauchst du deine Familie herunterzusetzen, Ferdinand! Du kannst ja gar nicht wissen, ob ich dich nicht der vornehmen Verwandtschaft wegen geheiratet habe. Es war natürlich nicht so . . . ich liebte dich um deiner selbst willen. . . Wundern muß ich mich aber

doch, daß du so gar nicht neugierig bist auf meine merkwürdigen Abenteuer vom vierten Juni! Möchtest du nicht wissen, wer mein Ritter war und weshalb ich so spät heimkam?"

„Du kannst mir's ja erzählen, wenn du Lust hast.“

„Ach nein! Es würde dich nur langweilen. . . . Die Frau läßt aber eine Ewigkeit auf sich warten! Was meinst du, soll ich Cossies Blumen anstecken?"

„Das wird darauf ankommen, ob sie zu deinem Kleid passen oder nicht.“

„So denk' ich auch. Ich ordne immer das Gefühl praktischen Rücksichten unter.“

„Kommen da überhaupt Gefühle ins Spiel? Du liebe Zeit!"

„Von Cossies Seite scheint mir das nicht ausgeschlossen. . . . Ich weiß, daß du ihn nicht ausstehen kannst, Ferdinand.“

„Woraus schließt du das?"

„Hauptsächlich aus der ausgesuchten Höflichkeit, womit du ihn zu behandeln pflegst.“

„Hältst du Höflichkeit für eine Maske, um Abneigung zu verbergen?"

„Ich nicht, aber du . . . ich weiß es. Weshalb kannst du ihn denn nicht leiden?"

„Es genügt vollkommen, wenn du ihn leiden magst.“

„Ich finde das wirklich höchst unvernünftig von dir, Ferdinand," sagte sie verdrießlich. „Er ist doch ein lieber Kerl, ein wenig verzogen vielleicht, im ganzen aber ein guter Junge. Was hast du nur gegen ihn?"

„Wir wollen lieber nicht über Cossie Davenant sprechen.“

„Ferdinand, du hast nur einen Fehler . . ."

„Und der wäre?"



„Du willst nie streiten.“

„Ist das nicht eher Weisheit?“

„Es ist kränkend. Jeder Mensch gibt gern seine Meinung kund.“

„Ich hindre dich doch nicht, die deinige kundzugeben.“

„Allein streiten kann man nicht.“

„Jetzt begreife ich,“ sagte er, die Pinsel beiseite und beide Hände auf ihre Schultern legend. „Du möchtest mir die Worte in den Mund legen! Siehst du, so etwas merken Männer nicht, und ich schon gar nicht. Lieber würde ich nachgeben, denn Zank und Streit halte ich nicht aus . . . alles andre lieber! Sei gut, Liebste; du hast mich geheiratet und mußt mich haben, wie ich nun einmal bin.“

„So wird's wohl sein,“ sagte sie. „Nun . . . auf Wiedersehen! Nevill kommt doch heute zur Sitzung? Wenn sie Lust hat, kann sie zu Tisch dableiben.“

„Könntest du es nicht möglich machen . . .“ Munday sprach etwas zögernd . . . „mehr im Atelier zu sein, wenn Fräulein France mir sitzt?“

„Wozu?“

„Nun, so gewissermaßen . . . als Ehrendame.“

„Das ist mir wirklich neu! Seit wann haben die Modelle Ehrendamen?“

„Fräulein France ist nicht nur Modell, sondern auch Dame.“

„Eine kleine Maschinenschreiberin . . . eine untergeordnete Schauspielerin! Bedenke doch, wie sie sonst lebt! Da gibt's nicht viel zu chaperonieren! Wie's bei der Bühne zugeht, weiß man ja . . . jede Schauspielerin muß sich vom Regisseur küssen lassen, eh sie auch nur eine Probe ablegen darf! Du brauchst gar

nicht zu lachen . . . ich hab's ganz bestimmt gehört. Man muß sich diese Tyrannen geneigt machen, und das täte sie, wenn sie dir nicht sitzen müßte."

"Ich hoffe nicht," versetzte Munday. „Immerhin aber — wenn sie zur Bühne gehen will, so schädigen wir sie, indem wir sie davon abhalten. Ich habe mir schon öfters Gedanken darüber gemacht, und . . ."

„Mach du dir keine Gedanken, sondern male! Nevills Bühnenlaufbahn ist etwas ganz Nebelhaftes. Wir wissen ja nicht einmal, ob sie Talent hat, aber daß sie gut sitzt, wissen wir. Das Mädchen steht sich weit besser dabei, wenn sie dir sitzt und zuweilen mit mir in anständige Gesellschaft kommt, als wenn sie daheim an ihrer Schreibmaschine Sklavenarbeit verrichtet oder in London umherstiefelt von einem Regisseur oder einem Agenten zum andern. Uebrigens ist sie für mich sehr brauchbar und ich könnte sie gar nicht entbehren. . . ."

„Ja, wenn sie dabei befriedigt ist. Und, Lydia . . . noch eins! Ich habe nie mit ihr über die Geldfrage gesprochen, weil du mir sagtest, es würde ihr Gefühl verletzen, und daß du mit ihr verabreden werdest, was wir für die Sitzung bezahlen. Ich hoffe, daß du es so eingerichtet hast, daß sie ihre Zeit gut, sehr gut verwertet, nur unter dieser Voraussetzung könnte ich es überhaupt über mich gewinnen, ihre Dienste anzunehmen."

„Das weiß ich ja, Liebster," sagte Frau Munday, indem sie aufstand und ihren Mann auf die Stirn küßte.

„Und ich kann mich auf dich verlassen?" erwiderte er, indem er die Hand nach oben streckte, um ihr Gesicht zum feinen herabzuziehen. Sie war aber schon verschwunden.

Eine Stunde darauf thronte Frau Munday unter einer ehrwürdigen Eiche in Lady Fulhams Park bei Kensington, wo eine interessante oder gesellschaftlich hervorragende Persönlichkeit nach der andern sie zu begrüßen kam und Rede und Antwort mit ihr austauschte. Man nannte das „mit Frau Munday eine Lanze brechen“.

„Sie geben mir nicht einmal Gelegenheit, auch nur ein Wort mit Ihnen zu sprechen,“ bemerkte der Sohn des Hauses mürrisch, als der Sitz an ihrer Seite endlich für einen Augenblick frei geworden war.

„Mit Ihnen kann ich jederzeit sprechen.“

„Und Sie haben meine Blumen nicht angesteckt!“

„Weil sie zufällig nicht zu meinem Kleid paßten. Ferdinand ist so schrecklich heikel, was Farben betrifft . . . er wäre außer sich gekommen, wenn ich sie angesteckt hätte. Ich gehe jetzt nach Hause, möchte aber erst noch Ihre Mutter sprechen und ihr berichten, was für ein artiger Junge Sie sind! Wo ist sie denn?“

„Da drüben . . . nebenbei bemerkt, gestern abend kam ich schön in die Klemme! Meine Mutter wollte wissen . . .“

„Das wollen Mütter immer!“

„Ja, und ich hatte keine Ahnung, welche Lesart unfres Streichs vom vierten Juni Sie im Publikum auszugeben wünschen.“

„Im Zweifelsfall sagen Sie nur immer die Wahrheit!“ erklärte Frau Munday schlagfertig.

„Aber . . .“

„Aber was? Wir haben doch kein Unrecht begangen?“

„Hätte ich etwa meiner Mutter erzählen sollen, daß wir Lady Nugent auf dem Spielplatz verloren und nicht gerade große Anstrengungen gemacht hätten, sie wieder-

zufinden, daß wir dann nach Windsor geschlendert seien, dort den Zug verfehlt, einen Wagen genommen und in Datchet zu Nacht gegessen hätten, um mit einem späteren Zug . . .“

„Nicht alles haarlein, Kindskopf! Auf solche Einzelheiten braucht man doch nicht einzugehen, wenn man etwas erzählt! Nun aber schießen Sie los — womit haben Sie Ihrer Mutter erklärt, daß wir nicht mit der übrigen Gesellschaft am Paddingtonbahnhof eintrafen?“

„Gut! Ich sagte, Sie und Lady Nugent wären durch das Gedränge beim Wettspiel voneinander getrennt worden, und Sie seien dann zu Provost zurückgegangen, um zu sehen, ob Ihre Schwägerin Sie nicht dort erwarte. Das sei leider nicht der Fall gewesen, und ich hätte Sie dann zur Bahn gebracht, wo der Zug fünf Uhr fünfzig schon abgedampft gewesen sei, so daß wir erst sieben Uhr dreißig mit der Südwestbahn hätten fahren können.“

„Ihre Mutter besitzt aber wahrscheinlich einen Fahrplan!“

„Begeht aber nicht die Gemeinheit, im Fahrplan nachzusehen, ob ich die Wahrheit spreche!“

„Glauben Sie?“ fragte Frau Munday zweifelnd. „Nun Sie müssen Ihre Mutter ja besser kennen als ich. Sehr geschickt erfunden kann ich Ihr Märchen gerade nicht nennen . . . es ist nicht einfach, nicht einleuchtend genug und viel zu ausgedacht und bestimmt! Eine Lüge muß immer etwas dehnbar sein, damit Spielraum zur Veränderung bleibt, man sollte sie nicht erst mühsam strecken oder einschlagen müssen, damit alles klappt. Wenn überhaupt, so lügen Sie frech, mir für mein Teil wenigstens sind halbe Maßregeln zuwider! Schließlich will ich

aber doch Ihre Lesart beibehalten, obwohl ich eine viel bessere hätte erfinden können. . . . Ich bin überzeugt, daß die Schatten dieser Zweige wie Arabesken über mein Gesicht huschen, und das macht sich schlecht . . . wir wollen aufstehen! Wär's nicht Ihre Pflicht, sich mit andern Gästen zu unterhalten?"

„Ich unterhalte mich lieber mit Ihnen.“

„Das ist selbstverständlich, aber bilden Sie sich ein, daß es mir ebenso gehe? Stellen Sie mir irgend einen netten Mann vor . . . doch ich sehe gar keine netten Männer hier . . . ich gehe lieber nach Hause.“

„Sie behandeln mich schlecht.“

„O, Sie können heute abend mit uns essen . . . wir erwarten sowieso langweilige Leute zu Tisch.“

---

### Beunte Szene.

„Es ist jammerschade, Ferdinand,“ sagte Frau Munday ein paar Tage später beim Gabelfrühstück zu ihrem Mann, „daß du deine ‚Lamia‘ an diesen alten Wigan verkauft hast!“

„Er hat sie gestern wieder verkauft . . . an Sir George Bryan.“

„Das verbessert die Sache einigermaßen! Da kommt sie nach Glade, wo viele vornehme Leute aus und ein gehen. Ich meinte nämlich, es sei schade, weil Herr Verschonle sie auch gern gehabt hätte . . . er sagt mir's, so oft ich ihn treffe. Er würde einen hohen Preis bezahlt haben . . . ich glaube, er ist ein wenig in Nevill verliebt!“

„Nun, vielleicht kann er ja sie selbst bekommen!“ warf Munday mit einem Anflug von Bitterkeit hin.

„Du weißt doch, daß dieses törichte Kind sich derart

in die Idee mit der Bühne hineingesteigert hat, daß nichts sie davon abbringen könnte, nicht einmal ein Heiratsantrag."

"Vielleicht ist es ja auch ihr wahrer Beruf."

"Der Beruf einer Frau ist, zu heiraten," entgegnete Lydia. „Überdies glaube ich gar nicht, daß sie Talent hat, ich habe sie auch nie zum Deklamieren aufgefordert aus lauter Angst, es könnte langweilig werden. Was ich ihr aber immer und immer sagte, ist, daß sie gar keine Aussicht hat, auf der Bühne ihr Glück zu machen. Sie ist ja größer als die Hälfte aller Liebhaber in London, und da wagte es kein Regisseur, sie auftreten zu lassen, und sie ist hübscher als die Frauen der andern Hälfte — wie sollte sie da aufkommen? . . . Aber ich wollte eigentlich von Verschöyle mit dir sprechen . . . er meinte, ob du die ‚Amia‘ für ihn nicht noch einmal malen könntest, vielleicht in kleinerem Maßstab?"

"Eine Wiederholung? Nein, ganz gewiß nicht."

"Warum nicht?"

"Weil . . . du würdest's doch nicht begreifen! Überdies könnte es dem jetzigen Besitzer unlieb sein."

"Weshalb in aller Welt würdest du den um seine Meinung fragen?"

"Sieh, Lydia," hob Munday mit Ernst an, „wenn du dir einmal in den Kopf gesetzt hast, dich in derlei Dinge zu mischen, so solltest du dir wenigstens Mühe geben, sie auch einigermaßen vom Standpunkt des Künstlers aus zu betrachten. Du mußt wissen, daß ein Künstler überhaupt keine Wiederholungen malt, jedenfalls nie ohne Genehmigung vom Eigentümer des ursprünglichen Bildes. So viel aber weiß ich, daß in diesem Fall der Besitzer diese nicht geben würde, und darum . . ."

„Das weiß ich ja, aber wenn du einige Einzelheiten verändern wolltest — das könntest du doch, nicht? — und damit jeden Vorwurf umgehen?“

Munday stand auf und trat ans Fenster.

„Es wird regnen,“ meldete er. „Gehst du heute aus?“

„Nein, Liebster, ich werde mich auf dem Altar verwandtschaftlicher Gefühle opfern. Mein Bruder Fritz ist gestern von Manchester gekommen und wird heute den Tee bei mir trinken. Er hat mein Haus noch nicht gesehen, und mich selbst seit meiner Hochzeit auch nicht.“

„Wird dein Bruder . . . wird Fritz zu Tisch bleiben?“

„Mach nur kein so ängstliches Gesicht, Ferdinand! Nein, er wird nicht zu Tisch bleiben, denn ich werde ihn gar nicht auffordern . . . er paßt zu wenig zum Stil unsres Kredenztischs und ebensowenig zu Cossie Davenant, der heute kommt. Fritz würde sich halb zu Tod ärgern über den guten Jungen!“

„Darin wird er's kaum weiter bringen als ich!“

„Ach, ich weiß es ja, du und Cossie, ihr zieht euch gegenseitig nicht sehr an, aber schließlich habt ihr doch gemeinsamen Boden unter den Füßen, ihr gehört in den nämlichen Gesellschaftskreis, während meine Familie . . . nun ja, ich will ihr ja gewiß die Bürgertugenden nicht absprechen, aber nicht wahr, wir beide, du und ich, haben wenig Gemeinsames mit ihr? Ich mache dir's nicht zum Vorwurf, es geht mir ja genau ebenso — ich bin über sie hinausgewachsen. Selbst solange ich in ihrem Kreis lebte, gehörte ich innerlich nicht dazu; ihre Art war nicht meine Art. Ich sehe auch keinem von ihnen ähnlich, oder meinst du? Von meiner Mutter hab' ich schon gar nichts, und ich kann nicht begreifen, wie sie dazu kam, meinen Vater zu heiraten. Ich hätte es sicherlich nicht getan!“

„Ich habe noch nie eine Tochter kennen gelernt, die sich herabgelassen haben würde, ihren eigenen Vater zu heiraten!“

„Gut, das ist also ein allgemeiner Zug! Fahre du nur fort, unsterbliche Werke zu malen, Liebster, und laß mich mit dem Schlingel von Fritz fertig werden. Wir verstehen einander und schließlich ist er ja seit Pappas Tod doch das Haupt der Familie.“

\* \* \*

Eine Stunde darauf trat Frau Munday in ihren Salon, um einen hochgewachsenen jungen Burschen zu begrüßen, der ihr den Rücken zuehrte und mit gespreizten Beinen vor einem frühen Bild von Rosssetti stand, das er aufmerksam zu betrachten schien. Jetzt drehte er sich um und schüttelte der Schwester die Hand.

„Will dir etwas sagen, Syd . . . das Zeug hier imponiert mir nicht sehr,“ lautete seine erste Bemerkung.

„Das verlangt auch kein Mensch von dir! Sei so gut, dich zu setzen, und reibe deine schmutzigen Stiefel nicht an meinem Teppich ab.“

„Nur Geduld, Alte, erst muß ich mich hier umsehen. Bedenke, daß ich heute zum ersten Male dein Haus in Augenschein nehme. Mein Urteil wird dir sicher von Wert sein, denn ich bin Kenner . . . wir in Manchester haben uns stark auf die Kunst geworfen.“

„So? Ich dachte nur auf die Baumwolle.“

Fritz kicherte.

„Ich dünkte, erst könntest du mich besichtigen und dann mein Haus . . . du hast mich seit meiner Hochzeit kaum gesehen.“

„Ach! Dein Lärvochen weiß ich auswendig, das kann



ich mir aufsparen. . . . Also das ist dein Ideal von Einrichtung, Lyd? Wie ich sehe, segelst du ganz im ästhetischen Fahrwasser . . . Majoliken, Elfenbeinschnitzereien und dergleichen alter Kram, aber weißt du, Lyd, Geldeswert steckt jetzt recht wenig in dem mittelalterlichen Plunder. Als vernünftige Frau, die von Kindesbeinen dem Spruch ‚Bar Geld lacht‘ gehuldigt hat, könntest du wohl etwas Gescheiteres tun, als dein Haus mit Dingen vollstopfen, die im Wert erstaunlich zurückgehen.“

„Bedenke gütigst,“ entgegnete sie hofmeisternd, „daß all diese Altertümer künstlerische Bedeutung und für Künstleraugen besondern Wert haben.“

„So? Und läßt sich diese künstlerische Bedeutung in Bargeld umsetzen? Ich zweifle stark! Und wenn diese Künstleraugen ein Bild oder eine Bronze begehren, können sie dann einen Mühlenbesitzer aus Manchester oder einen Liverpooleser Baumwollmakler überbieten? Laß mich mit dem Schnickschnack ungeschoren!“

„Sei still, Fritz! Das ist Gotteslästerung in einem Künstlerhause . . . obwohl ich auch denke . . . ich muß sagen . . .“

„Daß Geld das Einzige ist, dessen Wert die Probe hält! Du müßtest nicht deines Vaters Tochter sein, wenn du anders dächtest. Der arme Alte! Nun schau dir einmal diese alte Majolikafschüssel an mit dem Sprung mitten durch und diese gründlich verzeichnete, unmögliche Madonna.“

„Um's Himmels willen, Fritz! Rubingußglanzmasse aus der allerbesten Zeit, vom Meister signiert! Was würde Ferdinand dazu sagen!“

„Was Ferdinand sagen würde, ist mir schnuppe, aber

ich weiß, was der alte Cohen sagen würde oder Matthäus Levi oder Jakob Robertson, lauter Leute, die im Geld ersticken. Die würden dir sagen, es sei kein umsetzbarer Artikel, du könntest keine fünf Pfund dafür kriegen, und wenn du damit in der Bondstraße von Haus zu Haus gingest."

"Also keine leicht realisierbaren Werte, meinst du?" sagte sie lachend.

"Ganz richtig, Syd, und laß dir raten — kaufe du Sachen, die . . . die in der Mode sind! Pariser Bronzen, weißt du, Bilder von aufgehenden Größen oder gute halb moderne, halb alte Sachen, Sevres und Dresdener Porzellan . . ."

"Ich verstehe . . . so was Ferdinand hübsche Kinkerlitzchen nennt."

"Ich gebe dir mein Wort darauf, Sevres und Dresden steigen im Wert, und wenn du Gelegenheit dazu hast und deinem Urteil trauen kannst, so lege nur Geld darin an. Ich sage dir, daß dein Mann etliches bei mir lernen könnte! Tatsache ist, daß wir in Manchester in Kunstsachen gewitzter sind als ihr in London."

"Wahrhaftig? Nun, wenn es etwas gibt, worauf sich Ferdinand von Grund aus versteht, so ist's Porzellan, Möbel und alte Meister . . ."

"Aha! Brauchst nicht gleich so die Federn zu sträuben, Alte! Eigentlich ist's nett, dich des neugebackenen Ehemanns Geschmack so in Schutz nehmen zu sehen, aber was brauchen wir leeres Stroh zu dreschen! Mich geht's ja nichts an, und wenn dir's Spaß macht, in einer Trödelbude zu wohnen, so gönn' ich dir das Vergnügen. Die zu Hause haben mir eine Menge Bestellungen an dich aufgetragen . . . übrigens scheintst du sie ganz gründ-

lich zu vernachlässigen. Das gehört sich nicht! Die Mutter kommt mir seit des Alten Tod ein bißchen trübfinnig vor, und Lucie behauptet, du seiest eine schlechte Schwester."

"Ich bin böse auf Lucie, weil sie so eigensinnig ist."

"Woffles wegen? Nun, ich kann dir nur sagen, auf den heißt sie dir nie an; er ist ihr viel zu nüchtern. Mir kommt's vor, als ob sie darauf veressen wäre, eine große Dummheit zu machen . . . gerade wie du auch!"

"Mein lieber Fritz, viel Manier hast du ja nie gehabt, aber seit du in Manchester bist . . ."

"Laß mir meine Manieren in Ruh'," versetzte er gutmütig. "Ich glaube, daß der Lucie so ein Federfuchser im Kopf steckt. . . ."

"Ich könnte mir nicht denken, wer."

"Der eine, mit dem du's auch probiert hast . . . wie heißt er doch nur? . . . Jetzt hab' ich's . . . St. Jerome."

"Ach, St. Jerome! Ich hab' mir ihn angesehen, das war alles. Als Freund ist er sehr angenehm, als Gatte dagegen wär' er nicht zu brauchen, drum hab' ich's dabei gelassen."

"Aber was ist's mit Lucie?"

"Er wird ihr niemals einen Antrag machen. Sei so gut und reiße sie aus dieser Selbsttäuschung! St. Jerome gehört zu den Männern, die nie heiraten, weil sie mich geliebt haben."

"Wollte er dich wirklich heiraten?" bemerkte der Bruder mit einem lauernden Seitenblick. "Ich hatte bisher immer gemeint, du habest nie einen tatsächlichen Antrag erhalten, bis Ferdinand kam?"

"Ich habe allerdings," versetzte die Schwester hoheits-

voll, „nie einen Mann so weit kommen lassen, daß er mir einen Antrag machte, weil ich ihm stets vorher abgewinkt habe.“

„Das hast du sehr geschickt angegriffen, Verehrteste. Manche Mädchen haben das Talent nicht. Ja, du bist wahrhaftig ein gescheites Frauenzimmer, Lydia, das muß man dir lassen, und es kommt etwas dabei heraus, wenn man mit dir redet . . . zu dem Zweck bin ich auch gekommen. . . . Nebenbei muß ich dir jetzt etwas Unerquickliches sagen — wenn du die Tante Elisabeth nicht etwas öfter besuchst als bisher, so ist sie im Stande, dich aus ihrem Testament zu streichen — paß ein wenig auf!“

„Da werde ich allerdings öfter hingehen müssen,“ gab Lydia mit einem Seufzer zu, „aber ihre Stube ist so muffig, und um einiger armseligen paar tausend Pfund willen . . . denn um mehr wird sich's ja nicht handeln?“

„Das weiß kein Mensch! Sie ist eine greuliche Geheimnisfrämerin! . . . Nun sag mir einmal, Lydia, wer hält denn eigentlich die Bude hier, das heißt, wer hat das Heft in Händen?“

„Ich . . . mehr oder weniger.“

„Also eher mehr als weniger, wenn ich mein süßes Schwesterchen recht kenne! Gut . . . höre mich also an. Wenn du wirklich freie Hand hast, so könnte ich dich auf eine gute Fährte bringen. . . .“

„Wahrhaftig, lieber Fritz? Nur heraus damit!“

„Siehst du, die Geschichte ist die, und der Profit dabei . . .“

„O Fritz! Profit ist ein greulich ungebildetes Wort! So reden Modelle und derlei . . .“

„Sehr wohl, Guter Gnaden . . . ich begreife, daß Sie die Hilfe eines so ungebildeten Menschen nicht

brauchen, empfehle mich also! Wo habe ich denn nur meinen Hut und meinen Stock?"

„Sei doch nicht so grob und so närrisch, Frik, sondern zeige mir die gute Fährte . . . ich bitte dich!"

„Wie könnte ich mir anmaßen, eine so erhabene junge Dame über irgend etwas belehren zu wollen!"

„Du weißt doch, Frik, daß du von der ganzen Familie immer den besten Kopf fürs Geschäft gehabt hast."

„Schnickschnack."

„Und du verstehst auch wirklich sehr viel von Kunst."

„Papperlapapp!"

„Jawohl, in Sevres und Dresdener Porzellan bist du ein Kenner."

„Das will ich meinen, Syd. Hab' ich dir je von der Sevresvase erzählt, für die ich ganz kühl einen Tausender hingelegt habe?"

„Aber Frik, wie unbesonnen!"

„Unbesonnen? Am nächsten Tag habe ich sie um zwölfhundertfünzig Pfund an den alten Levi von der Manchesterbörse verkauft . . . das war doch ganz annehmbar?"

„Was! Auch noch an einen Juden! Du bist wirklich findig. Doch jetzt sage mir, was du mir sagen wolltest."

„Nun siehst du . . . es ist so eine Art von Syndikat, worin wir stehen . . ."

„Wer steht darin?"

„Erstens einmal ich. Fünftausend hab' ich eingelegt, zu sechsen sind wir. Cohen hat dreißigtausend gezeichnet, Philipp's fünf, Sam Mendoza zehn, Jack Roberts, Lemis und Matthäus Levi zusammen stehen für den ganzen oder doch annähernd den ganzen Rest gut."

„Wie groß ist die ganze Summe?"

„Donnerwetter, Lyd, du bist ein schneidiges Frauenzimmer! Das Ganze beläuft sich so auf rund . . . sagen wir hunderttausend.“

„Sichere Leute?“

„Einer wie der andre. Cohen ist seine Millionen wert, hat seine fünfzigtausend Tonnen auf der See schwimmen, besitzt zwei Baumwollspinnereien und ist Grundbesitzer am Hafen von Liverpool. Mendoza ist auch ein rechter Kerl.“

Frau Mundans Augen funkelten.

„Weiter, weiter, Fritz! Erkläre mir's noch näher . . . sind auch Londoner Firmen daran beteiligt?“

„Das taugte uns gerade! Die guten Bissen behalten wir für uns selber und die Londoner wären uns auch zu flau und bedächtig . . . wir in Manchester sind richtige und dazu noch frisch geschliffene Yankee.“

„Damit läßt sich also auch ein Schnitt machen?“

„Schnitt machen? Teuerste, du scheinst dir auch einige Redensarten aus der niedrigen Geschäftssphäre beigelegt zu haben!“

„Dann habe ich sie von dir gelernt, schäme mich aber daran. Das Geschäft ist also wirklich gut?“

„Du fährst nicht schlecht dabei, kann ich dir sagen!“

„Wirklich nicht? Woher weißt du das so gewiß?“

„Tritt ein, dann wirst du's erfahren.“

„Du willst also, daß ich beitrete?“

„Fällt mir gar nicht ein, das zu wollen! Du kannst meinerwegen die Hände davon lassen und zusehen, wie wir uns die Taschen vollstopfen.“

„Nun denn . . . überlegen wir's uns des näheren. Was will denn euer Syndikat eigentlich betreiben? Obwohl das, glaube ich, ziemlich einerlei ist?“

„Natürlich ist's einerlei, umsomehr, als keiner von uns einen Augenblick länger drin bleibt, als bis die Aktien begeben . . . doch das verstehst du ja nicht! — als bis das Publikum uns die gewünschte Prämie bezahlt hat.“

„Es ist also eine Aktiengesellschaft?“

„Versteht sich. Das Syndikat muß eine Konzession kaufen, dann wird die Gesellschaft gegründet. Begreifst du das?“

„Ein Bergwerk?“

„Ja.“

„Silber?“

„Keine Rede, solche Schafsköpfe sind wir nicht — Gold, das ist selbstverständlich. Mit keinem andern Metall läßt sich den Leuten ein blauer Dunst vormachen. Das reichste Lager in Westaustralien . . . die ersten Schürfer bauten ihren Ofen aus goldhaltigem Quarzgestein auf und fluchten fürchterlich, denn als der Ofen heiß geworden war, lief das Gold dran herunter und versteckte ihnen die Klappen . . . der anschaulichste Schwindel allen Minenschwindels. . .“

„Wann soll die Gesellschaft gegründet werden?“

„Übermorgen. Wenn du mir bis morgen mittag um zwölf Uhr Nachricht gibst, können wir dich mit zehntausend Pfund dran beteiligen, nachher nicht mehr.“

„Wenn es solch ein Leckerbissen ist, warum behältst du ihn dann nicht für dich?“

„Ja, siehst du, die Prolongationszinsen sind mir dieses Mal ein wenig sauer geworden. Mehr als fünftausend Pfund kann ich augenblicklich nicht hineinstecken.“

„Wenn du mir's nur etwas klarer machen wolltest . . . eigentlich kaufe ich doch die Kaze im Sack.“

„Du kannst's ja bleiben lassen! Ich kann dir nur sagen, das Geschäft ist prima, und weil ich nicht in der Lage bin, den ganzen Profit einzuheimsen, so möcht' ich ihn wenigstens in der Familie behalten. Dir werden vollbezahlte Aktien zugeteilt, die du in zirka vier Wochen mit großem Gewinn umsetzen kannst.“

„Eigentlich sollte ich meinen Mann erst darüber hören. . . .“

„Wenn du Lust hast, so tu's, aber was soll so ein armer Teufel von Farbenflecker von Geschäften verstehen?“

„Die Manchesterredeweise ist gar zu liebenswürdig!“

„Dummes Zeug! Geschäft ist Geschäft und deinetwegen verleg' ich mich nicht auf schöne Redensarten. Wenn du's für passend hältst, so trag ihm die Sache vor, aber laß dir raten — nicht allzu ausführlich. Alles braucht er ja nicht zu wissen . . . bring ihn nur dazu, ja und Amen zu sagen . . . es wird dich nicht gereuen, Lydia. So unverschämt wird er doch nicht sein, die Verwaltung deines eigenen Vermögens beaufsichtigen zu wollen. . . . Übrigens, er hat dich wohl deswegen geheiratet, denk' ich mir?“

„Nun, wenn er mich des Geldes wegen genommen hat, so habe ich ihn seiner Stellung, seines Namens willen geheiratet!“ rief Frau Munday zornig. „Du mußt das nie sagen, Frik!“ setzte sie etwas sanftmütiger hinzu. „Wenn dir's paßt, kannst du unsre Heirat ja als einen Handel ansehen — ich gebe das Geld, er die Stellung. Das Leben am Bedford Square war mir unausstehlich geworden . . . ich konnte es nicht mehr aushalten . . . es paßte nicht für mich . . . ich war für ein andres geschaffen. Was ich brauchte, hatte ich ja, aber ich begehrte nach dem, was Ferdinand mir geben konnte



— dem Leben, wie ich's jetzt führe, den Kreisen, die mir zusagen, dem Glanz seines Künstlernamens. Du machst dir keinen Begriff davon, wie angesehen er ist . . ."

„Reizend, wie sie für den eigenen Mann Reklame macht!“ rief Fritz höhnisch.

„Ich will dir nur klar machen, daß ich bei dem Handel jedenfalls nicht zu kurz gekommen bin.“

„Und er?“ fragte Fritz nachdrücklich.

„Was willst du damit sagen?“

„Nun, der Kuckuck soll mich holen, wenn in einer Ehe, wie du mir die deinige schilderst, etwas von Liebe zu spüren ist!“

„Ob du sie spürst oder nicht, ist sehr gleichgültig,“ warf Frau Munday trocken hin. „Streiten wir nicht länger über Dinge, wovon du nichts verstehst, sondern sage mir deutlich, was du von mir willst?“

„Ich etwas von dir wollen? Bewahre mich Gott!“ rief er entrüstet. „Dir einen Gewinn zuschanzen, das wollte ich.“

„Gut, also schreibe mir die Zahlen, die du genannt hast, auf ein Blatt Papier. . . .“

„Damit du's deinem Mann zeigen kannst?“

„Das werde ich mir noch überlegen. Habt ihr nicht einen Prospekt oder so etwas Derartiges? Gib her! Ich werde dir morgen mit der ersten Post meinen Entschluß mitteilen . . . Himmel . . .“ sie warf einen Blick auf die Uhr, „. . . wir essen ja um acht Uhr! Adieu, Alter, laß dich bald wieder bei mir sehen! Da geht's hinaus. . . Herzliche Grüße an die Mutter . . . dort . . . dort ist dein Stock!“

„Du wirst mir noch einmal danken als dem Begründer deines Reichthums!“ rief Fritz Barker, während er buchstäblich zum Haus hinausgeworfen wurde.

## Elfte Szene.

(Frau Mundays Ankleidezimmer. Ihre Jungfer sitzt gähnend mit einem Roman in der Hand in der Ecke. Frau Munday tritt herein und wirft mit sichtlich erleichterter Stimmung ihren Abendmantel ab.)

Frau Munday. Sie können zu Bett gehen, Celestine, ich brauche Sie nicht. Gute Nacht! . . . Dummes Ding, können Sie nicht warten, bis Sie draußen sind, um sich die Augen zu reiben! (Sie läßt sich vor dem Ankleidespiegel nieder und nimmt eine genaue Besichtigung ihrer Person vor.) Kein Mensch würde denken, daß ich seit vierzehn Tagen jeden Abend in Gesellschaft gewesen bin! Und heute habe ich Aufsehen gemacht — wie gewöhnlich! Sonst würde ich mir auch gar nichts daraus machen, in Gesellschaft zu gehen . . . sobald eine Frau einfieht, daß sie den Neid der andern nicht mehr erregt, soll sie's aufgeben. Das hat, soviel ich weiß, Frau Recamier gesagt. Nun, ich brauch's also vorderhand noch nicht aufzugeben . . . und doch bin ich keine Schönheit . . . eigentlich kaum hübsch, mitunter beinahe häßlich. Das letztere weiß freilich niemand außer mir selbst und ich weiß es zu verstecken. Vier Modejournale haben mein Bild unter den „berühmten Schönheiten“ gebracht, seit ich verheiratet bin, das will immerhin etwas heißen für eine Frau, die nicht einmal hübsch ist! Mein Teint, der ist wirklich schön . . . kein Wunder! Ich esse ja nie Süßigkeiten oder irgend etwas Pikantes! Kein geringes Opfer, aber es lohnt sich! Ich brauche dafür auch keinen Puder wie all die armen Tröpfe, die nie ohne Puderquaste in der Tasche in Gesellschaft sein können . . . Wie gründlich ich das verachte! Meine Nase . . . ja, die ist freilich unbedeutend, aber schließlich viel bequemer als solch

eine klassische wie May Bowers, nach der man sich immer richten muß. Mein niedliches alltägliches Mäschen verurteilt mich wenigstens nicht zu irgend einem Stil in der Haartracht, und mein Mund . . . nun, da ich immer plaudre, weiß ja kein Mensch, wie er sich in Ruhe ausnimmt! Farbe hab' ich ja nicht viel . . . umso besser, da kann ich jede Farbe tragen! Nevill France, das ist ja eine Schönheit . . . fällt mir gar nicht ein, es zu bestreiten! Aber Eindruck macht sie nirgends außer unter Künstlern. Sie muß immer erst als Bild gestellt werden, ehe sie wirkt; wie's eigentlich damit zugeht, weiß ich nicht recht. . . . Nein, ich bin ganz zufrieden, ich möchte mich gar nicht anders haben, als ich bin. Es gibt noch etwas Mächtigeres als Schönheit, und das ist Reiz. Mag sein, daß ich nicht schön bin . . . ich glaube wirklich, ich bin's nicht . . . aber ich bin etwas Besseres, ich bin berückend!

M u n d a y (hinter ihrem Rücken eintretend). Wer ist denn berückend? Du? Ja, du bist es wirklich.

Frau M u n d a y (ärgerlich). Wenn du doch nicht immer so herumschleichen wolltest! Man hört dich nie kommen! Gerade wie deine geliebten Katzen! Nein . . . mich hab' ich nicht gemeint . . .

M u n d a y. Wen denn? Etwa mich?

Frau M u n d a y. Mein Selbstgespräch lautete im Gegenteil, es sei merkwürdig, wie sehr dir bei deiner guten Erscheinung das Berückende abgehe!

M u n d a y. Das muß ich deinem Urteil anheimstellen. Meine Erscheinung ist höchstens angenehm, hausbacken, wohlthuend, aber nicht berauschend. . . . Du warst heute abend wieder hinreißend!

Frau M u n d a y. Und kein Mensch da, den hinzu-

reißen der Mühe gelohnt hätte! Ist dir je eine langweiligere Gesellschaft vorgekommen? Deine Freunde sind's . . . ich bin nicht für sie verantwortlich. Wir müssen den Verkehr nach und nach einschlafen lassen; die Leute sind wirklich zu ledern! Und den Allerlangweiligsten gibt man immer mir zum Tischnachbar, weil man weiß, daß ich den Ruhm meiner Unterhaltungsgabe aufrecht erhalten will. Mir traut man zu, daß ich Besenstiele zum Reden bringe, wie Swift sagt.

M u n d a y. Sagt Swift so? Wahrhaftig, Lydia, für eine gescheite Frau, wie du bist, nimmst du den Besen erstaunlich oft verkehrt in die Hand.

Frau M u n d a y. Es ist greulich, Ferdinand, wie wenig ihr Künstler in der Literatur bewandert seid . . . Zitate gehen an euch rein verloren! Weißt du denn nicht, daß Swift . . .

M u n d a y (rasch einfallend). Ich bitte um Entschuldigung; du hast natürlich recht — wie immer! Aber, bitte, laß uns die Seymours nicht vor den Kopf stoßen! Es sind meine ältesten Freunde und Lady Seymour ist wirklich eine gute Seele.

Frau M u n d a y (schläfrig). Freilich, der reinste Engel; trägt zwei Jahre lang denselben Hut. Schmucklose Tugend ödet mich an! Geschmacklose Frauenzimmer sind für unsre Zeit, was für frühere die Hexen waren . . . man sollte sie gar nicht am Leben lassen. . . .

M u n d a y. Meine liebe Lydia, alle Welt kann nicht dir gleichen, und von einem etwas eintönigen, trüben Hintergrund hebt sich dein Bild ja umso leuchtender ab.

Frau M u n d a y. Mitunter sagst du ganz reizende Sachen, lieber Ferdinand, und weißt dich wirklich sehr gut auszudrücken. . . . Bitte, setz dich dorthin, ich habe

dir etwas vorzutragen! Oft frage ich dich ja nicht um Rat, aber heute abend bist du gar zu nett, da muß ich's tun! Höre mir zu! (Sie setzt sich auf die Armlehne des Stuhls.) Fritz war heute nachmittag bei mir . . .

M u n d a y. Ich weiß es, ich habe ihn an seiner Zigarrensorte erkannt. Ihr nicht allzu zarter Duft drang bis zu mir ins Atelier hinauf und mischte sich in meine etwas erleseneren Phantasieen! Nevill . . .

Frau M u n d a y. War sie da? Nevill ist so lautlos, daß ich nie weiß, ob sie da ist oder nicht. Ja freilich, mein Brüderchen hat die ganze Zeit geraucht, er behauptet nämlich, ohne Zigarre nicht ordentlich reden zu können, und er hatte mir wirklich etwas Wichtiges zu sagen. . . . Bitte, lehne dich nicht so zurück, deine Schulter zerdrückt mir das Handgelenk! . . . Also denn, Fritz möchte haben . . .

M u n d a y. Was möchte er haben? Etwa, daß ich sein Porträt male? Ich tu's unentgeltlich, dir zuliebe. . . . Kann man mehr von mir verlangen?

Frau M u n d a y. Meinst du, der junge Mann wäre im stande, eine halbe Stunde stillzusitzen? Die Tatkraft zersprengt ihn ja förmlich! Außerdem würde er sein Bildnis niemals bei einem Idealisten wie du bestellen, sondern zu einem Modernen gehen, der den „Teufel im Leib hätte“ . . .

M u n d a y. Und der pechschwarze Schatten hinsetzt und einen Hintergrund, der durch den ganzen Saal schreit! Nun, ich kann's verschmerzen, wenn er meine Kunst verschmäht! Was führt ihn denn aber zu uns? Etwas Geschäftliches?

Frau M u n d a y. Ja, etwas Geschäftliches, und zwar etwas sehr Vorteilhaftes . . .

M u n d a y. Aha! Das heißt, er will etwas abstoßen?

Frau M u n d a y (nach einer Pause). Wie kommst du darauf, Ferdinand?

M u n d a y (lachend). Du hast mir wohl nicht einmal so viel Geschäftskennntnis zugetraut? Aber sage mir jetzt, weshalb Friß etwas umsetzen will?

Frau M u n d a y. Aber daran denkt er ja gar nicht, nur du! Du allein sagst, es handle sich darum. . . .

M u n d a y. Wie töricht von mir! Jetzt erzähle mir aber von dem vorteilhaften Geschäft.

Frau M u n d a y (nach kurzem Zögern). Ich weiß ja, daß du sehr unwissend bist in geschäftlichen Dingen, Ferdinand, aber sogar du wirst einen Begriff davon haben, was ein Syndikat ist?

M u n d a y. Sogar ich! Nun mein Begriff davon ist, daß etliche Leute Geld zusammenlegen, um andre darum zu bringen . . . Stimmt's?

Frau M u n d a y. Ach! Wenn du die Zeit mit geistreichen Bemerkungen vergeuden willst . . .

M u n d a y. So belehre mich doch, was ein Syndikat in Wirklichkeit ist!

Frau M u n d a y. Ein Syndikat nennt man es, wenn Kapitalisten, die unbedingtes Vertrauen zueinander haben, ihr Geld zusammenlegen, um gemeinsam ein großes Unternehmen ins Leben zu rufen.

M u n d a y. Es tagt mir! Und dein Bruder wünscht, daß wir zu diesen Kapitalisten auch unbedingtes Vertrauen haben sollen? Ich für mein Teil möchte keinem von diesen Börsenjobbern auch nur einen silbernen Löffel anvertrauen!

Frau Munday. Woraus man sieht, daß du um dein Haar besser bist als sie!

Munday (lächelnd). Schön gesagt, aber ich dachte, wir dürften uns keine Zeit zu Wizen gönnen.

Frau Munday. Das war auch keiner, sondern heilige Wahrheit, und wenn man seinem eigenen Bruder nicht trauen könnte, wem sollte man denn trauen? das frag' ich dich, Ferdinand. Fritz ist ein plumper, ungeschlachter Mensch, aber eine ehrliche Haut ist er auch; darin liegt die Tugend seiner Fehler! Außerdem hat er hervorragendes Geschäftstalent; was er anfängt, muß ihm gelingen. Überdies handelt sich's auch gar nicht um dein Geld, sondern um das meinige.

Munday. Ich bildete mir ein, daß zwischen uns von „Mein“ und „Dein“ nicht mehr die Rede sein könne.

Frau Munday. Du lieber altmodischer Schatz! Selbstverständlich ist dein Vermögen auch das meinige, aber meines Vaters Testament bestimmt, daß mein Vermögen ausschließlich mir gehört.

Munday (trocken). Ich fange an zu begreifen. Eine Abschrift dieses Testaments trägtst du wohl immer bei dir?

Frau Munday. Sei nicht ungezogen, Liebster, sondern gib dir Mühe, die Sache wirklich zu ergründen. Ich habe ja gar keine Lust, mein Geld zu verschwenden, sondern nur einen Teil meines Kapitals, das, wie du weißt, in vierprozentigen Indern angelegt ist, in Anteilscheine dieses Syndikats zu verwandeln. Das wollte ich dir auseinandersetzen, aber du wirfst ja gleich ärgerlich!

Munday. Es bedarf keiner langen Auseinandersetzung, um mir begreiflich zu machen . . .

Frau M u n d a y. Gut! Dann unterlasse ich sie und handle einfach!

M u n d a y. Ich verweigere aber . . .

Frau M u n d a y (sehr sanft). Liebster, du hast gar nicht das Recht, etwas zu verweigern.

M u n d a y (heftig). Das wollen wir doch erst sehen! Ich gebe nicht zu, daß du zum Fenster hinauswirfst, was dein Vater . . .

Frau M u n d a y. Ich weiß, was ich tue, und du verstehst offenbar nichts von der Sache. Es ist einfach törichter Eigensinn und Herrschsucht von deiner Seite, wenn du mir widersprichst; ich aber muß tun, was ich für richtig halte. Hätte ich dir doch nichts davon gesagt!

M u n d a y. Du kannst dich an einem solchen Unternehmen nicht beteiligen ohne meine Zustimmung, und ich mache nicht gemeinsames Spiel mit . . .

Frau M u n d a y. Höre einmal, Ferdinand, gehört das Geld dir oder mir? Als ich dich zum Mann nahm, warst du . . .

M u n d a y (auffspringend und ans andre Ende des Zimmers gehend). Ein Habenicht's, ein Bettler, vielleicht mit einigen Aussichten auf die Zukunft, und du eine reiche Erbin! Es tut mir leid, daß du mich daran erinnerst. Nicht um deswillen habe ich dich geheiratet, sondern um deiner selbst willen, weil ich . . . hol's der Kuckuck! . . . Ich sagte mir: vom Geld meiner Frau will ich nicht leben, kein Mensch soll von mir sagen können, ich hätte eine reiche Frau gesucht . . . ich werde arbeiten, als ob sie keinen Pfennig hätte, als ob ich den ganzen Haushalt allein bestreiten müßte, und ich hab's auch getan! Wie ein Sklave hab' ich gefront,



verhaftes Zeug hab' ich gemalt, Bildnisse und überstürzte Wichtigkeiten . . . um ein kleines hätte ich meine Kunst verraten . . . um deinetwillen! Still davon! Nimm dein Geld und wirf's zum Fenster hinaus, wirf's ins Meer, wenn du magst, nur sprich mir nie mehr, nie, solange du lebst, ein Wort davon.

Frau M u n d a y (die blaß geworden ist). Sei doch nicht so unliebenswürdig, Ferdinand.

M u n d a y. Unliebenswürdig!

Frau M u n d a y. Wutschnaubend, wenn dir das lieber ist! Ich bin nur froh, daß wir uns verständigt haben. . . . (Langsam und nachdrücklich.) Du hast also nichts dagegen, daß ich mich mit meinem Kapital an einem Unternehmen beteilige, das ich für vielversprechend halte?

M u n d a y (hitzig). Nicht das Geringste! Mach mit deinem Geld, was du willst, gib's aus, tritt in ein Syndikat ein, schenke deinem Bruder, schenke diesen Kapitalisten dein unbedingtes Vertrauen, tu, was du magst, nur erwähne dein Geld mir gegenüber nie wieder. Wenn du dann zur Bettlerin geworden bist, so sag mir's, dann wollen wir von meiner Arbeit leben!

Frau M u n d a y (steht auf und küßt ihn). Damit hat's keine Gefahr, Liebster! . . . Und, Ferdinand, noch eins wollte ich dich fragen. . . .

M u n d a y. Bitte, frage mich nicht mehr um Rat, was es auch sein möge! Gute Nacht. (Will hinausgehen.)

Frau M u n d a y. Ich wollte dich gar nicht um Rat fragen, sondern dir einen Rat geben, und zwar in einer Angelegenheit, die Eile hat!

M u n d a y. Was denn?

Frau M u n d a y. Diese Kopie oder . . .

M u n d a y. Was für eine Kopie? Ich weiß nicht,

wovon du sprichst. Daß ich keine Wiederholungen male oder Kopieen mache, hab' ich dir ja gesagt. Laß mich jetzt gehen . . . ich bin todmüde.

Frau M u n d a n. Du sprichst von Wiederholung, nicht ich! Die „Lamia“ meine ich, die „Lamia“ für Herrn Verschöyle . . . er hätte so gern, daß du ihm eine malst! Ich hab' dir's heute früh schon erzählt.

M u n d a n (in eisigem Ton). Ich überlasse die Beurteilung dessen, was du für deine Privatangelegenheiten hältst, vollständig dir, möchte dich aber bitten, daß du mir auch anheimstellst, was sicherlich meine Sache ist. In der Kunst halte ich mich für einigermaßen urteilsfähig. . . . Gute Nacht. (Geht hinaus.)

Frau M u n d a n (nachdenklich). Er scheint verstimmt zu sein . . . fast hätte er die Türe zugeschlagen. . . . Hätt' ich ihm doch nichts gesagt! Natürlich hat er alles falsch aufgefaßt. (Sie beginnt ihr Haar aufzulechten.) Das ist das erste Mal, daß er mich so verlassen hat . . . also wohl so etwas wie „der erste Streit“. Unsinn . . . er wird doch nicht etwa erwarten, daß ich in Krämpfe falle oder laut schluchze, bis er wiederkommt und mir gütigst verzeiht? Oder daß ich an seiner Türe rüttle, bis er aufmacht? Ich werde vielmehr in aller Ruhe zu Bett gehen. Der dumme Kerl . . . nun bis morgen wird er schon wieder vernünftig werden. (Sie zieht ihre Uhr auf.) Ein Uhr . . . ums Himmels willen . . . ich habe ja Fritz versprochen, daß ich mit der ersten Post Bescheid sende . . . nur ein Glück, daß mir's noch eingefallen ist! (Sie setzt sich an ihren Schreibtisch.) „Lieber Fritz! Lege los — ich halte mit. Scheck folgt. Lydia.“ So! Kurz und gut! Als ob ich so etwas hinauslassen würde . . . fällt mir gar nicht ein! Ferdinand

ist ja ein lieber Mensch, aber in Geschäften, da verlass' ich mich auf meinen Bruder! Ich habe den langweiligen Prospekt ganz durchstudiert . . . die Geschichte hat Hand und Fuß. Man verspricht ungeheuren Gewinn, und die Hälfte von dem, was drin steht, wird doch wohl wahr sein. Nun muß ich noch an den Briefkasten. . . Hoffentlich schläft Ferdinand schon! Wenn er mich gehen hörte, würde er sich gewiß erbieten, mir den Brief zu besorgen . . . so höflich und ritterlich ist er! Und ihn Nachts ein Uhr zur Brieflade schicken, während er so böse ist über meinen Entschluß, das hieße ihm doch übel mitspielen! (Legt einen Mantel um und schlingt ein Spizentuch über den Kopf.) Genau wie eine Frau, die ihrem Mann durchgeht, was ich nie tun werde . . . so dumm bin ich nicht.

---

### Zwölfte Szene.

Die untergehende Sonne drang in breiten schrägen Streifen in Ferdinand Mundays Künstlerwerkstatt. Drei verschiedene Wanduhren schlugen gleichzeitig; der Ton klang gut zusammen. Die Pinsel in ein tiefes Gefäß steckend, atmete der Künstler wie befreit auf.

„Das genügt für heute!“ sagte er vor sich hin.

Die Angorafäße, die getigerte und die schwarze Käse richteten sich auf und blinzelten ihren Herrn an. Mundays Modell stieg von dem Gestell herunter, setzte den Hut auf und begann vor einem alten venezianischen Spiegel, der an einem Türpfosten hing, seinen Schleier zu knüpfen.

„Darf ich helfen?“ fragte er. „Der Spiegel ist halb blind.“

„Darauf verstehen Sie sich ja doch nicht,“ erklärte das Mädchen mit weiblicher Überlegenheit, indem sie mit geschickten Fingern das nebartige Gespinnst über ihr Gesicht verteilte.

Der Künstler hatte sich auf seinem Stuhl gedreht und sah ihr zu.

„Eine treffliche Stellung!“ bemerkte er.

Nevill ließ die Hände sinken.

„Ich stehe jetzt nicht Modell,“ sagte sie, „sondern knüpfe meinen Schleier!“

„Weshalb Sie beleidigt sind, wenn ich Ihre Bewegungen schön finde, ist mir rätselhaft! Ich muß doch wohl ein Urteil darüber haben.“

„Ich nehme es auch gar nicht übel, ich freue mich sogar darüber. Gute Bewegungen werden mir auf der Bühne zu statten kommen.“

„Sie denken immer noch daran?“ fragte er zerstreut.

„Natürlich — immer. Ich denke sogar an gar nichts andres, wie wir armen Theaternarren alle! Das Theater steht immer vor mir wie ein Zauberspiegel . . . vielleicht ebenso trügerisch! Ihre Frau benimmt mir zwar oft den Mut.“

„Sie hat ja gar kein Urteil über Ihr Talent . . . so wenig als ich, denn Sie haben uns nie gewürdigt, eine Probe davon zu hören!“

„Weil ich Angst habe,“ erklärte Nevill fast herb.

„Angst? Und Sie wollen Schauspielerin werden?“

„Ach! Vor Fachleuten bin ich nicht schüchtern! Neulich ließ mich Marischal im Piccadillytheater Probe spielen . . . wir waren ganz allein . . . in dem seltsamen verschleierten Tageslicht . . . alle Sperrsitze mit Tüchern verhängt, wie eine geisterhafte Zuhörerschar . . . ein

kalt, teilnahmslos, starres Publikum und vielleicht nicht einmal herzloser als das wirkliche zuweilen! Er setzte sich in die Mitte des Hauses, um die Leistungsfähigkeit meiner Stimme zu prüfen."

"Und hat sie ausgereicht?"

"Gewiß. Ich vergaß die ganze Umgebung und ihn auch, ich war ganz ich selbst."

"Was meinte Marischal dazu?"

"Die üblichen Redensarten . . . ich müsse abwarten, der Beruf sei überfüllt . . . er selbst würde mich ja auf der Stelle nehmen . . ."

"Wenn Frau Marischal nicht wäre?"

"Vermutlich," sagte sie trübselig. "Alles ist in weiter Ferne, hoffnungslos fern. Ich begreife allmählich, daß man alles haben mag, sogar Talent, und doch nicht vorwärts kommt . . . ohne Gönner! Jetzt muß ich aber schleunigst fort . . . ich habe etliche viertausend Wörter zu schreiben, die mit der letzten Post befördert werden müssen."

"Mit der letzten Post? Wer trägt sie denn hin?" fragte er plötzlich.

"Ich selbst! Der Briefkasten ist zum Glück nur hundert Schritte weit entfernt! Sie sollten einmal sehen, wie ich Schlag Mitternacht pfeilschnell hinlaufe, daß der Schutzmann an der Ecke mich verwundert anguckt!"

"Ein Schutzmann ist also vorhanden!" sagte Munday sichtlich erleichtert.

"Das will ich meinen . . . in einer Nachbarschaft wie die meinige weiß der Mann auch, warum er dasteht! Fast jede Nacht gibt's ja Zänkereien unter Betrunknen oder wird jemand aus dem Wirtshaus nebenan herausgeworfen. Gestern nacht sprach eine Frau Lennox in

Nummer zehn die ganze Nacht hindurch oder fluchte vielmehr, und diese Häuser sind so erbärmlich gebaut, daß die Stimmen hörbar sind, als ob sich die Leute in meinem Zimmer befänden! Eine Frau Mulligan hat die Gewohnheit, sich halbwegs zum Fenster hinauszustürzen, sich aber immer noch retten zu lassen. Vorgestern nacht hatte die Uhrmachersfrau unter mir ihren Mann hinausgeschloffen und schloß so fest, daß er die Türe beinah einschlagen mußte, bis sie aufwachte. Morgens ist nach sechs Uhr nicht mehr an Schlaf zu denken, weil all die Leute so früh aufstehen, ja . . . „ein freies Leben führen wir!“ Doch jetzt ist's allerhöchste Zeit!“ rief Nevill, indem sie die getigerte Rahe, die sie auf den Arm genommen hatte, losließ und dem Maler die Hand hinstreckte.

„Ich werde Sie nach Haus begleiten.“

„Lieber nicht.“

„Warum nicht?“

„Nun denn . . . ja.“

Er warf noch einen Blick auf die Staffelei und verdeckte das angefangene Bild. Sie verfolgte sein Tun mit gespanntem Blick, sagte aber kein Wort.

„Es ist zu nett, daß Sie mich gar nicht quälen, Ihnen das Bild zu zeigen,“ bemerkte Munday. „Die meisten Frauen würden mir keine Ruhe lassen!“

„Ich weiß ja, daß es Ihnen peinlich wäre.“

„Ja, Sie begreifen das, weil Sie eben eine Künstlernatur sind. Sie fühlen, daß eine unvollendete Arbeit für ihren Schöpfer jeden Reiz verliert, wenn fremde Augen darauf ruhten. Der erste Dufst ist unwiederbringlich dahin, es wird einem verhaßt. Es ist gerade, wie wenn man die Wurzeln bloßlegte, um sich vom Wachstum einer Blume zu überzeugen . . . sie gedeiht einfach nicht mehr.“

Nevill mußte, woran er dachte. Am Tag vorher war seine Frau mit drei eleganten Freundinnen während seiner Abwesenheit in die Werkstatt eingedrungen, um ihnen den ersten Blick auf seine „diesjährigen Neuigkeiten“ zu verschaffen. Leider hatten die Damen unverkennbare Spuren ihrer Gegenwart zurückgelassen, denn Frauen haben ja nie die Geduld, jedes Ding wirklich wieder an seinen Platz zu stellen.

Munday und sein Modell stiegen die breite eichene Treppe hinunter. Die Wände waren teilweise mit trefflichen alten Teppichen und Geweben behängt, die gut zu dem matten Gold alter Bilder- und Spiegelrahmen aus früheren Jahrhunderten stimmten. Da und dort waren alte Stiche von deutschen und niederländischen Meistern angebracht, auch moderne Radierungen berühmter ausländischer Künstler mit Namensunterschrift und Widmungen, wie „A mon ami Ferdinand Munday“ hingen dazwischen. Allerhand alte Krüge und Figuren, zum Teil in Bronze, schmückten die Halle. Alles hatte einen gewissen Wert und der Gesamteindruck war ernst und vornehm.

„Das nennt man ja wohl ein ‚sehenswertes‘ Haus?“ bemerkte Nevill etwas wegwerfend.

„Ja . . . soviel ich weiß, wird das von einem Künstler erwartet.“

„Sind Sie eigentlich ein sogenannter Gesellschaftsmensch?“

„Noch nicht, aber meine Frau läßt alle Mienen springen, um mich dazu zu machen.“

„Geben Sie's nicht zu!“

„Ja, man kann nicht zwei Herren dienen!“ sagte Munday bitter. „Erst stört und schädigt die große

Welt unsre Kunst, dann wirft die Gesellschaft sich zum Gönner auf und setzt uns in ein rotes Backsteinhaus, um unsre Phantasie lahmzulegen. — Gehen wir!"

„Wenn ich an mein Treppenhaus denke! Beleuchtung und Reinigung kosten fünfzig Pfennig die Woche! Es hat steinerne Stufen, rote Ziegelwände und als plastischen Schmuck Milchkannen und leere Kohleneimer . . . so kahl und hart wie die Welt. — Wonach sehen Sie?"

„Ich sehe nur nach, wo wir heute abend eingeladen sind. Meine Frau schreibt mir's gewöhnlich auf diese Tafel."

„Gehen Sie denn jeden Abend in Gesellschaft?"

„Nahezu jeden."

„Macht es Ihnen Vergnügen?"

„Vergnügen? . . . Manchmal unterhalte ich mich ja recht gut, wenn ich erst dort bin, im ganzen aber taugt es nicht für unsereinen. Die Hitze und das grelle Licht schaden den Augen, und am nächsten Morgen geht man mit dumpfem Kopf und Unlust an die Arbeit."

„Ja, warum tun Sie's dann?" fragte Nevill ärgerlich.

„Was? An die Arbeit gehen? Weil ich muß!"

„Nein, warum gehen Sie so oft in Gesellschaft, wenn Sie sich nichts daraus machen?"

„Aber meine Frau macht sich sehr viel daraus."

„Dann soll sie doch allein gehen!"

„Ja, mein liebes Zigeunerkind, wissen Sie nicht, daß Mann und Frau in Gesellschaft zusammen gehören? Eigentlich ihre einzige Zusammengehörigkeit in diesem verrückten, unnatürlichen Weltleben!"

„Künstler sollten gar nicht in Gesellschaft gehen," belehrte ihn Nevill streng. „Es ist herabwürdigend."

„Darin kann ich Ihnen nun nicht beistimmen. Weil



man ein Künstler ist, braucht man doch kein Einsiedler oder ungeleckter Bär zu sein."

Die Haustüre fiel hinter ihnen ins Schloß; sie standen auf der Straße. Nevill schien das Gespräch über diesen Gegenstand fortsetzen zu wollen.

"In der Gesellschaft ist so viel Lüge," erklärte sie.

"Seien Sie doch nicht so pharisäerhaft!"

Sie starrte ihn betroffen an und er lachte.

"Gewiß, Pharisäerhochmut findet sich auch bei den Zigeunern, und dazu gehört die Anmaßung, wahrer zu sein als andre. Ich versichere Sie aber, Sie finden in einem Ballsaal so viel echte Menschennatur als auf dem Lehmboden einer Tonne; überdies ist sie mannigfaltiger."

"Das glaube ich schon," räumte Nevill ein, "und doch ist's mir zu künstlich. Ich habe nicht die Gabe, mich anzupassen, klug zu sein, mich durchzuwinden und meine Gefühle zu verbergen, meinen Willen durchzusetzen, ohne dergleichen zu tun, und eine Gevatterin zu verhöhnen, während ich mich scheinbar vor ihr beuge. Lydia hat dieses Talent in seltenem Grade! Sie weiß nach allen Seiten Rücksicht zu nehmen, führt einen förmlichen Giertanz aus, ohne je eins zu zerbrechen, und tut doch, was sie mag."

"Das lernt sich rasch," erwiderte Munday. "Die Frauen haben so viel Anpassungsvermögen."

"Ich nicht. Mir ist oft, als ob ich in zwei Welten lebte, als zwei verschiedene Personen! Meine rauhe Welt, wo man sich wehren und durchschlagen muß, und Ihre weichgepolsterte, wo ich mich anstellen soll, als ob ich zerbrechlich, hilflos und nutzlos wäre. Der Unterschied ist riesengroß! Da verlass' ich meine düstere, armelige Behausung und komme zu Ihnen; ich gehe mit

Ihnen und Lydia in Gesellschaft, wo alles fröhlich, spiegelblank, elektrisch beleuchtet ist, und dann höre ich wie das Aschenbrödel die Uhr schlagen und eile in meine Kutsche — den Omnibus! —, komme heim, taste mich die stockfinstere, kalte Treppe hinauf, ziehe meinen Vortürschlüssel aus der Tasche und schließe mir auf. Drinnen ist kein Licht, kein Feuer, keine Menschenseele, der ich gute Nacht wünschen könnte."

Ihre Stimme zitterte ein wenig.

"Wie einsam Sie sind!"

"Und am andern Morgen steh' ich früh auf, ohne daß mich jemand fragte, wie ich geschlafen habe, zünde Feuer an, mache eine Tasse Tee, die ich am Küchentisch hinunterstürze, esse ein Stückchen hartes Brot und vergeße die Butter!"

"Ist das Ihr ganzes Frühstück?"

"Für sich selbst ist's einem nicht der Mühe wert, Umstände zu machen."

"Nun begreife ich wenigstens, weshalb die selbständigen, arbeitenden Frauen immer so spindeldürr sind! Könnten Sie denn nicht mit irgend jemand zusammenleben?"

"Stubengenossenschaft mit einem Mädel, meinen Sie?" fragte Nevill in dem weichen, einschmeichelnden Ton, der ihrer Ausdrucksweise alle Plumpheit und ihrer Aufrichtigkeit alle Schärfe benahm. „Keine acht Tage wären vorüber, so würden wir uns in den Haaren liegen! Ich kann Frauenzimmer nicht ausstehen!"

"Dann wüßte ich keinen Ausweg als . . ."

"Als . . .?"

"Heiraten."

"Wie mich's verdrießt, daß Sie auch die alte Leier anstimmen wie alle andern!"

„Wer sind diese andern? Meine Frau?“

„Ja. Lydia hält es für ein verfehltes Leben, wenn ein Mädchen nicht heiratet! Doch weil sie selbst glücklich geworden ist, liegt darin noch lange kein Grund . . . ich wollte nur . . . ach! Wenn sie mich doch mit ihrem Herrn Verschonle in Ruhe lassen wollte!“

„Da wird man wohl von mir erwarten, daß ich auch ein gutes Wort einlege für den armen Verschonle,“ bemerkte Munday. „Er ist mir ein lieber Freund, aber freilich . . .“

„Langweilig, kreuzbrav, hausbacken! Bester Herr Munday, Sie können doch einer wilden Hummel wie mir nicht mit gutem Gewissen raten, diesen Mann zu heiraten?“

„Jedenfalls hätten Sie dann jemand, der Ihnen gute Nacht und guten Morgen wünschen würde!“

„Wenn das alles ist, könnt' ich mir ja einen Papagei halten.“

„Möglicherweise könnte Ihnen ein Papagei lästiger werden als ein Mann. Er hackt und beißt und verlangt, daß man ihm hin und wieder den Kopf kraue!“

„Ich bin fest entschlossen, mir weder einen Papagei, noch einen Mann anzuschaffen,“ erklärte Nevill. „Mit Lydia habe ich diese Frage schon unzählige Male durchgesprochen. Ich bin jetzt schon vierundzwanzig Jahre alt und bin gewöhnt, allein zu stehen und meinem Kopf zu folgen. Er führt mich nicht gerade ins Paradies, dieser Kopf, aber es ist doch mein eigener. Überdies bin ich auch nicht liebenswürdig genug. Ich bin viel zu sehr Zigeunerin für einen Mann aus Ihren Kreisen, einen aus den meinigen aber könnte ich nicht heiraten.“

„Warum denn nicht?“

„Weil ich vom Mann gute Manieren verlange.“

„Da ist zum Beispiel Ihr Verleger . . . ist er nicht anziehend?“

„Sie trauen mir doch wohl nicht den schlechten Ton zu, mit meinem Brotherrn zu liebäugeln? Er sieht in mir nichts als eine Maschine, und dafür bin ich ihm nur dankbar.“

„Aber es gibt angenehme Männer genug auf der Welt, die keineswegs eine Maschine in Ihnen sehen und Sie morgen heiraten würden, wenn Sie ihnen auch nur durch einen einzigen Blick Mut machen wollten. Ich weiß es bestimmt . . . man betrachtet mich als eine Art von Vormund und Gönner von Ihnen und schüttet mir sein Herz aus. Und es wird auch so weit kommen! Sie werden sich einen darunter aussuchen und eine große Dame sein, die viel zu vornehm ist, einem armen Maler zu sitzen. Ich aber werde gute Miene zum bösen Spiel machen und Ihnen Ihr eigenes Bildnis als Hochzeitsgeschenk verehren!“

„Ihnen werde ich immer sitzen und immer werde ich bereit sein, wenn Sie mich rufen,“ versetzte sie ernsthaft. „Wenn Sie mich wollen, brauchen Sie's nur zu sagen, und wo ich auch sein mag, womit ich beschäftigt wäre, selbst aus dem Grab heraus werde ich mich einfinden.“

„Der Aufgabe, einen Geist zu malen, würde ich mich kaum gewachsen fühlen,“ erwiderte er leicht hin. „Es wäre mir auch lieber, Sie in Fleisch und Blut als glückliche, strahlende Frau, die für einen alten Freund ein halbes Stündchen übrig hat, bei mir eintreten zu sehen. . . . Sie wissen's ja, ich wünsche Ihnen nur das Beste.“

„Und unterm Besten verstehen Sie eine Heirat?“

„Man nimmt allgemein an, daß die Frau in der Ehe am glücklichsten sei.“

„Nimmt man das an? Ich habe meine Zweifel darüber! Und wenn auch — alle können nun einmal nicht heiraten,“ erklärte sie fast heftig. „Die Statistik beweist's ja! Es gibt gar nicht genug Männer auf der Welt . . . weshalb kann man also nicht einer Anzahl Mädchen in aller Ruhe gestatten, von diesem Wettbewerb zurückzutreten, und weshalb will man sie über die Achsel ansehen, weil sie diesen Weg gewählt haben und darauf bleiben möchten?“

„Das wäre allerdings vollkommen ausführbar,“ gab Munday zu. „Ich sehe es ganz deutlich kommen . . . ein neuer Orden der Bestalinnen, wo das Heiraten mit gesellschaftlicher Todesstrafe bedroht wird! Freiheit! Und was für ein vergnügliches Leben diese Eheentsagerinnen führen würden!“

„Wie meinen Sie das?“

Munday lachte.

„Ja, das Kokettieren müßten sie ja nicht abschwören, und somit . . .“

„Sie beharren dabei, die Sache als schlechten Witz zu behandeln, doch mir ist's vollkommen Ernst damit. Ich sehe gar nicht ein, weshalb eine derartige Gemeinschaft nicht ins Leben treten sollte! Frauen, die arbeiten müssen, ihren Beruf haben, die sich keine weiteren Verpflichtungen aufladen, keine Fesseln tragen . . .“

„Ich weiß! Ich weiß! Und all diese antieheliche Begeisterung wäre erloschen, der Tempel weggeblasen wie ein Beduinenzelt, am ersten Tag, wo einer davon das Unglück widerfahren sollte, sich zu verlieben.“

„Die Ehe ist mitunter das Grab der Liebe.“

„Keine neue Auffassung!“

„Nein, vielleicht als Redensart recht verbraucht, aber für mich eine Wahrheit, denn ich weiß, daß eine durch Gelöbniß gebundene Liebe mir nicht mehr Liebe wäre, sondern ein Vertrag, ein Vertrag, den zwei ehrliche Menschen vielleicht in ehrlicher Absicht schließen. Aber wie kann der Mensch geloben, treu zu sein? Das ist rein unmöglich! Man kann sich dadurch gebunden fühlen in seinen Handlungen, doch nimmermehr in Gedanken. Der Gedanke ist frei! Wenn ich nicht mehr das Verlangen empfinde, treu zu sein, so bin ich schon untreu.“

„Selbstverständlich beruhen alle Liebeschwüre auf Wahrscheinlichkeit,“ versetzte Munday. „Der A. kann keinen Eid darauf leisten, daß er die B. immer lieben werde, das ist ganz richtig, aber er hat die Wahrscheinlichkeit erwogen und ist der Überzeugung, daß voraussichtlich dieses Gefühl dauern und nicht vorübergehen werde, und dann gelobt er Treue.“

„Auf die bloße Wahrscheinlichkeit hin! Wie gräßlich! Wenn ich einmal mein Wort gegeben hätte, sei's vor dem Altar, oder auf dem Standesamt, so würde ich Wort halten. Gelübde ist Gelübde, eben deshalb will ich keins ablegen . . . ich hätte Angst davor.“

„So denken Sie jetzt und trotzdem würden Sie, sobald Sie liebten, die Aussicht auf ewige Treue nicht unerträglich finden.“

„O gewiß!“ rief sie leidenschaftlich. „Wenn ich je einen Mann lieb hätte, würde ich wahrscheinlich so gut wie andre Frauen Torheiten begehen. Selbst den Greueln der Häuslichkeit . . . und andern Greueln . . . würde ich mich um feinetwillen aussetzen . . . o ja, zwischen wahrhaft Liebenden wäre die Heirat ja nur Nebensache,

eine harmlose unumgängliche Förmlichkeit, ein Zugeständnis an die Gesellschaft, eine Form, die man erfüllt, wie man auch einen Besuch macht oder sich Visitenkarten bestellt, eine Nebensache, die man im Notfall entbehren könnte. . . Schwache ich eigentlich großen Unsinn?" fragte sie plötzlich.

„Jedenfalls hört er sich weit angenehmer an als billiger Cynismus oder Wiße, die einem die Seele austrocknen! Reden Sie nur weiter! Wenn all die fortschrittlichen Frauen ihre Ansichten in so weichen Tönen verteidigten . . .“

„Ich bin aber keine fortschrittliche Frau!“

„O nein, das sind Sie nicht! Sie brauchen es gar nicht mit solcher Entrüstung zu bestreiten. Ich weiß auch, daß Sie nicht die Hälfte von dem denken, was Sie sagen.“

„Habe ich denn gar so Entsetzliches gesagt?“

„Sie haben hin und wieder das Gebiet des Unpassenden gestreift, was aber gar nichts auf sich hat . . . mir gegenüber. Mir kann man alles sagen, ich lebe ja im sechzehnten Jahrhundert, wie meine Kritiker behaupten, aber andern gegenüber würde ich mich an Ihrer Stelle nicht so umstülpen.“

„Aber in meiner schrecklichen Welt sagt jedermann alles,“ rief das junge Mädchen verzweifelt. „Alles wird besprochen, erörtert, jedes Ding im Himmel und auf Erden . . .“

„Ja, das weiß ich. Man spricht von allem und denkt sich dabei . . . beinah nichts — Zigeuner heizen mit Stroh! Diese Atmosphäre ist Ihnen wohl ein wenig entleidet, denk' ich mir?“

„Bis zum Überdruß . . . seit ich Sie kennen gelernt habe . . . Sie und Ihre Frau.“

„Ich frage mich . . .“ begann Munday, als sie das eiserne Gitter vor den ausgetretenen Steinstufen der Talgarth Mansions erreicht hatten, wo ein Duzend schmieriger Kinder spielten und sich balgten, dann hielt er inne.

„Was fragen Sie sich?“

„Ob Sie viel Verkehr haben mit Ihren früheren Kreisen? Ob Sie Besuche empfangen?“

„Von Freunden aus dem Zigeunerleben? O nein! Ich fordere sie nicht auf, mich zu besuchen, ich lade niemand ein . . . doch, Sie lade ich ein,“ setzte sie hinzu, indem sie sich rasch umdrehte und ihm die Hand hin-streckte, als ob sie ihn einführen wollte. „Machen Sie mir die Freude und kommen Sie nur dieses eine Mal zu mir und trinken Sie eine Tasse Tee mit mir! Sie waren noch nie bei mir, haben meine Stübchen nie gesehen und ich fürchte, Lydia hat Ihnen eine abschreckende Beschreibung davon gemacht. Elegant ist's freilich nicht bei mir, aber für meinen Geschmack ganz hübsch und der Botticelli-Engel, den Sie mir geschenkt haben, hängt überm Kamin, um mich zu segnen! Bitte, bitte, tun Sie mir die Liebe an!“

Sie bat und bettelte wie ein Kind und die Linie ihres nach oben gerichteten Kinns war dabei von erlesener Schönheit.

„Nein . . . es wird besser sein, ich gehe nicht hinauf . . . danke schön!“ erklärte Munday mit einer gewissen höflichen Barschheit. „Ich habe wirklich keine Zeit mehr. . . Auf Wiedersehen!“

„Auf Wiedersehen!“ sagte sie enttäuscht und ein wenig verlezt.

Dann tauchte sie in die dunkle Höhle hinein und



Munday, der noch einen Augenblick stehen blieb, sah ihr weißes Kleid die düstere Steintreppe im Innern hinaufplattern. Mit einem Seufzer wandte er sich ab und ging in westlicher Richtung seines Wegs.

---

### Dreizehnte Scene.

„Ich bin müde, Cossie,“ versicherte Frau Munday. „Tanzen Sie doch lieber mit meiner Schwester Lucie! Was ist denn das . . . Herr St. Jerome? Sie haben mir etwas zu sagen? Sehen Sie sich hierher und legen Sie los!“ befahl sie, mir den Platz neben sich anweisend.

Die hübsche Frau Munday sah in ihrem weißen, silberflimmernden Ballkleid noch hübscher aus als sonst und blieb in der Stickluft eines Tanzsaals im Hochsommer blaß und kühl wie eine Lilie. Die andern Damen nahmen sich neben ihr wie glühende Bacchantinnen aus; Frau Munday's Rüschen waren nie zerknüllt, ihre Falbeln nie zerrissen, und wenn ihre Augen auch nie funkelten, so waren sie dafür auch nie matt oder geröthet. Das Tanzen war nicht ihre starke Seite und darin lag vielleicht der Grund, weshalb sie selten tanzte, sondern meist siegesgewiß im grellsten Bogenlicht saß, dessen unbarmherzige Klarheit sie nicht zu scheuen brauchte, und ihren kleinen Hofstaat von Verehrern um sich sammelte, deren abgestumpfte Seelen sie durch scharfe, treffende Witze erquickte und durch ergötzliche „Man sagt“, für deren Wichtigkeit sie keinerlei Verantwortung auf sich nahm. Geschont wurde dabei niemand, am allerwenigsten ihre Freunde.

„Ich höre, daß Sie gestern abend etwas sehr Unfreundliches und höchst Unzutreffendes über mich geäußert haben,“ bemerkte ich mit der Absicht, ihr das boshafte Wort getreu zu wiederholen.

„Hab' ich das getan? Es wird wohl so sein! Ich weiß nicht mehr, wie ich dazu kam . . . war's etwa nicht wahr?“ fragte sie gänzlich uneingeschüchtert, indem sie unbefangen und lachend zu mir aufblickte.

Es war nichts zu machen; man konnte sie nicht in die Enge treiben. Ich schlenderte bald darauf weiter und geriet in die Nähe eines Paares, das vorhin durch Frau Mundays Befehl trotz beiderseitigen Widerstrebens vereinigt worden war.

„Ich wollte Ihre Schwester überreden . . .“ hörte ich den jungen Davenant beginnen.

„Welche Schwester?“ fragte Lucie, nach Luft schnappend. — Junge Damen vom Bedford Square kommen beim Tanzen außer Atem. — „Ich habe nämlich zwei . . .“

„Selbstverständlich meinte ich Frau Munday!“

„Das finde ich gar nicht so selbstverständlich! Loosie steht Ihnen im Alter viel näher!“

„Tanzen wir?“ fragte er verdrießlich.

Lucie machte offenbar den Versuch, wichtig zu sein, und war, wie das gewöhnlich geht, nur vorlaut und schnippisch. Die beiden walzten jetzt und hielten dann wieder in meiner Nähe still, wobei ich aus Coffies Munde den Satz auffing: „. . . sie tanzt göttlich!“

„Ich finde, daß verheiratete Frauen überhaupt nicht zu tanzen brauchen,“ lautete die liebenswürdige Entgegnung. „Ihretwegen gibt man die Bälle wahrhaftig nicht.“

„Aber es muß reizend sein, unterm Schutz einer ver-

heirateten Schwester auf Bälle zu gehen! Sie und Frau Munday sind wohl ganz unzertrennlich?"

„Soweit es unverm . . . soweit es uns angenehm ist,“ verbesserte sich Lucie. „Tanzen wir noch einmal?“

Dieses Mal war der Vorschlag von Lucie ausgegangen. Sie verschwanden in dem Wirbel, und ich stieß auf Frau Hugo Malory, die ich zum Büfett führte. Frau Malory, die auf dem besten Weg ist, eine gesellschaftliche Schiedsrichterin zu werden, hatte die Gunst ihres Umgangs auf Frau Munday ausgedehnt und Lydia, die den Wert dieses Vorzugs zu schätzen mußte, hütete sich wohl, vor der einflußreichen Frau jene Seiten ihres Wesens zu enthüllen, die hier schwerlich Anklang gefunden hätten.

„Mit Frau Malory muß man sich gut stellen,“ hatte sie mir in einer Anwandlung von Aufrichtigkeit gesagt. „Es rentiert sich!“

„Die hübsche Frau Munday! Ich habe sie schon als junges Mädchen gekannt,“ bemerkte die gesellschaftliche Schiedsrichterin, als Lydia am Arm des höchststehenden Gastes an uns vorüber zu Tisch ging. Frau Malory hatte das Recht, ihre Meinungen frei zu äußern, und schätzte, wie man sehen wird, Frau Munday nicht ganz so hoch, als sie geschätzt sein wollte, auch ließ sie die Rolle, die sie jetzt spielte, nicht so ohne weiteres gelten. „Sie kam vor ihrer Verlobung zu mir und schüttete mir ihr Herz aus. Ihre Familie ist höchst ehrenwert, aber spießbürgerlich, und sie sehnte sich, in andre Kreise zu kommen. Sie hatte Ehrgeiz.“

Das war mir genau bekannt, aber es war unterhaltend, die Sache von einem andern Standpunkt aus beleuchtet zu sehen.

„Wie sich die Zeiten ändern!“ warf ich hin. „Eine reiche Bankierstochter heiratet der Stellung wegen — einen Künstler!“

„Freilich merkwürdig, und doch ist es so! Ferdinand Munday war für sie eine begehrenswerte Partie, denn er ist zwar arm, hat aber gute Beziehungen und verkehrt in den ersten Kreisen. Ich weiß nicht mehr recht, wo er die kleine Barke aufgegabelt hat . . . ich lernte sie ganz zufällig in einer Kochschule kennen . . . an solchen Orten lernt man ja allerlei Leute kennen! Das junge Ding machte mir Spaß . . . sie war so frisch und so köstlich Kleinbürgerlich . . . und so forderte ich sie auf, mich zu besuchen. Da kam sie denn eines Tags sehr spät ganz erhitzt und atemlos bei mir an, weil sie, wie sie mir sagte, die Hügelstraße durchaus nicht hatte finden können! Man denke sich!“

„Die Hügelstraße nicht kennen, heißt allerdings weltfremd sein.“

„Ich wollte Ihnen dadurch nur vor Augen führen, wie fabelhaft sich die kleine Frau herausgemacht hat.“

„Ja, jetzt findet sie den Weg nach der Hügelstraße und nach jedem Ziel, das sie erreichen will!“

„Entschieden. Sie hat es fertig gebracht, in die Mode zu kommen, trotzdem weiß ich aber zufällig, daß viele sie nur um des Gatten willen dulden. Er gehört ja ganz zu uns, das heißt, er schwebt noch etwas über uns in den Wolken! Ich habe ihn sehr gern. Er ist durchaus nicht wie die Künstler im allgemeinen . . . ein sehr guter Gesellschafter, der einen nie mit Fachsimpelei ödet. Dabei arbeitet er, soviel ich weiß, sehr fleißig. Man muß ihn schon zu Tisch bitten, um seiner habhaft zu werden.“

„Kennen Sie Frau Mundays Schwester auch?“  
fragte ich.

„Heißt sie nicht Lucie? Nur ganz flüchtig! Es scheint eine zweite, etwas verblaßte Auflage von Lydia zu sein ohne deren Koboldsnatur. Ziemlich geschmacklos . . . und dann hat sie auch noch einen Bruder, der ist schon das Gräßlichste, was Sie sich vorstellen können! Lydia ist entschieden der Glanzpunkt der Familie, aber sie sollte sich in acht nehmen! Wenn sie mit dem abgeschmackten Jungen von den Fulhams so weiter kokettiert, kann ich ihr genau sagen, was geschehen wird.“

„Und was wird denn geschehen?“

„Die gute Gesellschaft wird sie fallen lassen.“

„Kokettierens halber?“

„Kokettieren im allgemeinen schadet nicht, aber mit Cossie Davenant kokettieren — ja!“

„Das Jüngelchen kommt mir sehr harmlos vor.“

„Und ist hoffnungslos verderbt, Sie dürfen mir's glauben . . . ich weiß es. — Drehen Sie sich um, Herr St. Jerome!“ sagte sie etwas scharf. „Lydia Barfers Abklatsch macht große Anstrengungen, um Ihre Aufmerksamkeit zu erregen!“

Ja, es war Lucie Barker, die keinen Ritter hatte und mir in reizender Reckheit mit dem Fächer auf den Ellbogen klopfte. Obwohl man mich theoretisch zu „Lydia Ihren“ rechnete, behandelte mich doch die ganze Familie Barker mit rührender Vertraulichkeit.

„Blaudern Sie ein wenig mit mir, Herr St. Jerome! Ich verlasse mich immer auf Sie, wenn ich keinen Tänzer habe.“

„Das dürfen Sie auch,“ versicherte ich.

„Ja, weil Sie nicht tanzen. Ach, ich bin todmüde!“

Und sie sank neben mir auf den Diwan, vor dem unser kleines Tischchen stand.

„War's nicht abscheulich von Lydia, mich dem elenden Wurm an den Hals zu werfen, der mich nebenbei nicht einmal haben wollte?“

„Haben Sie je einen Wurm mit lockigem Haar und einem Gesicht wie Milch und Blut gesehen?“

„Ach ja! Er ist reizend . . . so lockig und rosig . . . kurz, alles, was ein Mädchen sein sollte! Wahrhaftig, er hat einen besseren Teint als ich. . . Bitte, sagen Sie jetzt nicht: ‚Das ist ihm zu gönnen!‘

„Wie käme ich dazu?“

„Ich wollte nur vorbeugen.“

Das andauernde vertraute Zusammenleben mit Lydia hatte bei der ganzen Familie eine scharfe Bitterung für Unannehmlichkeiten, denen man vorbeugen muß, hinterlassen, und in Lucie lebte alle Bitterkeit und Durchtriebenheit einer unterdrückten Gattung verbunden mit einer Unummwundenheit und Kraft des Ausdrucks, die mir immer ergötlich waren.

„Ich kann das Jüngelchen nicht ertragen,“ fuhr sie fort, „und Lydia benimmt sich eselhaft um feinetwillen. Er folgt ihr überall wie ihr Schatten und schwärmt für sie . . . ist das nicht sonderbar?“

„Nun . . . sie ist hübsch genug,“ bemerkte ich.

„Ein Mann ist wie der andre, aber das find' ich wirklich gemein, daß Lydia alle für sich nimmt.“

„Aber Sie möchten doch nicht Cossie Davenants Verehrung genießen?“

„Nein, wahrhaftig nicht, aber . . .“ sie lachte höh-nisch . . . „ursprünglich war's wohl geplant, daß er sich mir widmen solle, wenigstens behauptet's Lydia. . .

Sie spricht immer davon, daß sie zu einem Diner ,einen jungen Herrn für Lucie' einladen müsse, und dann läuft es regelmäßig darauf hinaus, daß der junge Herr für sie da ist. Bisher hatte ich mir immer eingebildet, es sei an den Verheirateten, die Elefantenrolle zu übernehmen."

„Ja, das war früher der Brauch in der guten alten Zeit, jetzt aber ist es ganz anders!“

„So oft wir zusammen in Gesellschaft gehen, muß ich sie nach Hause bringen,“ fuhr sie anklagend fort. „Sie hat immer Angst, das Pferd könnte stürzen und sie könnte genötigt sein, allein auf der Straße zu stehen.“

„Und gesezten Falls, dieses Ereignis träte ein, wenn Sie dann allein nach Hause fahren?“

„Bei mir hätte es weniger auf sich,“ sagte Lucie ernsthaft, „denn ich bin keine so auffallende Erscheinung wie Lydia . . . das sagt sie selbst. Heute kommt Ferdinand, um sie abzuholen . . . er ist irgendwo bei einem Festessen oder Bankett. Jetzt kann er noch nicht da sein, aber ich wollte, er käme bald.“

„Ferdinand scheint großen Anklang in der Familie zu finden?“

„Ach! Ferdinand ist ein lieber Mensch!“ rief sie begeistert.

In dem Augenblick tauchte ihr Tänzer auf, um seine Rechte geltend zu machen, und ich durchwanderte die Räume, um ihre Schwester aufzusuchen. Nach einiger Zeit sah ich das silberne Gewand zwischen den Palmen im Wintergarten durchschimmern und fand Frau Munday mit einem besonders engelhaften Gesicht einsam unter einer kirschroten Ampel sitzend.

„Allein?“ fragte ich.

„Nicht allein,“ erwiderte sie bedeutungsvoll.

„Einsam bin ich nicht alleine!“ Sie lieben ja die  
Zitate.“

„Dieses stimmt nur nicht, denn ich bin weder ein-  
sam, noch denke ich an jemand, ich denke überhaupt  
höchstens im Bett, denn Denken ist für mich das reine  
Schlafmittel. Nein . . . es sind oder waren zwei alte  
Kägen hinter dieser Palmengruppe . . . Palmen haben im  
Ballsaal ja den Zweck, Skandal zu verstecken, nicht  
wahr? . . . die mich durchhechelten und keinen guten  
Faden an mir ließen. Das hat mir riesig Spaß ge-  
macht!“

„Hat man Sie nie belehrt, daß Horchen unrecht sei?“

„Wenn zwei sprechen, darf man horchen . . . Recht  
oder Unrecht liegt dabei an der Zahl.“

„Ich begreife, es ist ähnlich wie mit dem Plündern  
eines Bahnzugs oder einer Versicherungsgesellschaft! Nun,  
und was hatten sich die Damen zu erzählen?“

„In meinem ganzen Leben hab' ich noch nicht so viel  
über mich gehört; es war eine ‚Charakteristik‘ in aller  
Form. Die eine war, glaub' ich, die kleine Hexe May  
Boven . . . sie hat über der linken Augbraue einen dicken  
Klumpen Puder sitzen, was ich ihr aus Freundschaft  
sagen wollte . . . jetzt aber laß' ich's hübsch bleiben! Die  
andre war eine Frau von unbestimmtem Alter und Ge-  
sicht, mit einem Büschel Federn auf dem Kopf wie ein  
Schlittengaul . . . ich kenne sie nicht, aber ich werde ihre  
Bekanntschaft schon noch machen!“

„Um ihr ins Gesicht zu schlagen?“

„Wenn ich angegriffen werde, schlage ich wieder.  
Mein kleiner Dolch ist schon geschliffen!“



„Ich bilde mir ein, erraten zu können, was diese Damen sagten.“

„So raten Sie! Ich gestatte es.“

„Sie werden wohl angedeutet haben, daß Sie den kleinen Davenant zum Narren halten . . .“

„Solang er mich nicht zum Narren hält . . .“

„Darauf möchte ich nicht schwören!“

„Herr St. Jerome!“ Sie erhob sich halb von ihrem Sitz. „So? Genügt das, um mein Gefühl der Kränkung auszudrücken? Dann kann ich mich ja wieder setzen. Schließlich sind wir doch alte Freunde, und . . . und ich möchte gerne hören, was Sie zu sagen haben. Es ist zu unterhaltend!“

„Ist es Ihnen angenehm, im Mund der Leute zu sein?“

„Wenn sie um Cossies willen über mich klatschen, mache ich mir nichts daraus.“

„Weil er der Sohn eines Lords und der Neffe eines Herzogs ist?“

„Herr St. Jerome! Sie werden mich wirklich zwingen, Sie zu verlassen! . . . Nein, ich mache mir deshalb nichts daraus, weil es einfach beweist, daß man neidisch auf mich ist . . . die Frauen wenigstens.“

„Um diese Eroberung werden Sie wenige Frauen beneiden!“

„Das ist das erste wirklich harte Wort, das Sie mir sagen, Herr St. Jerome, und ich nehm's Ihnen bitter übel. . . . Cossie ist ein reizender Mensch, bildhübsch und riesig fesch . . . May Bowen würde weiß nicht was drum geben, ihn als Haustierchen zu haben.“

„Und hat Ihr Mann gleichfalls Freude an diesem Haustierchen?“

„Mein Mann? Ach, Sie kennen ihn ja! Bilden Sie sich etwa ein, er kümmere sich darum, ob man tot oder lebendig, vergnügt oder verdrießlich ist? Er steckt so mit Leib und Seele in der Arbeit, daß ich alles tun könnte, was mir nur einfiele . . . er würde es nicht einmal merken. Wenn ich ihm heute sagte, ich werde mich entführen lassen, er würde sicher nicht einmal fragen, von wem! Künstler täten am besten, gar nicht zu heiraten. . . . Übrigens ist das nicht seine Gestalt, die ich dort am Türpfoften lehnen sehe?“

„Ja, er ist's . . . und die Gestalt nimmt sich heute ganz besonders vorteilhaft aus, finde ich.“

Sie setzte ihren Kneifer auf und besah sich den Gemahl aus der Ferne.

„Ja, Sie haben recht. So hübsch hab' ich ihn noch gar nie gefunden. . . . Wollen Sie ihm nicht sagen, wo ich sitze?“

Ich ging hin und legte die Hand auf Munday's Arm.

„Ihre Frau bittet . . .“

„Will sie schon nach Hause?“ fragte er. „Ich bin eben erst gekommen. . . . Wo ist sie denn?“

„Dort im Wintergarten, am äußersten Ende.“

Er trat zu ihr. Sie hatte immer noch den Kneifer auf dem Näschen.

\* \* \*

„Ja, Ferdinand, du bist wirklich . . .“

„Was bin ich?“

„Eine der, nein, die glänzendste Männererscheinung im Saal!“

„Bitte, laß das!“

„Warum sollte ich das nicht sagen? Ich betrachte dich rein objektiv und du weißt, daß ich dem Äußeren großen Wert beilege.“

„Sollte ich also grau werden, so würdest du mich sofort im Stich lassen?“

„Nein, das würde ich nicht tun,“ versetzte sie zärtlich, „sondern ich würde dich einfach veranlassen, dein Haar zu färben. Ich frage dich ja nicht oft, Ferdinand, aber sage mir, ob ich heute abend hübsch aussehe. Frau Cromer hat all ihren Wig aufgeboden für dieses Kleid . . . und ich all mein Geld!“

„Ganz objektiv betrachtet, siehst du wunderhübsch aus.“

„Warum objektiv?“ fragte sie geistesabwesend.

„Ja, warum objektiv, wenn einem die Persönlichkeit so nahe ist?“

Er legte seine Hand auf die ihrige.

„Eigentlich köstlich,“ bemerkte sie nachdenklich, „auf einen Ball zu gehen, um mit seinem eigenen Mann Liebenswürdigkeiten auszutauschen!“

„Ist das ein Wink? Soll ich mich verziehen?“

„Nein, es macht mir Spaß . . . zur Abwechslung. Wie dunkel es hier ist! Wer uns so sitzen sieht, könnte denken, wir liebäugelten ganz rasend . . . man könnte uns für ein Liebespärchen halten!“

„Gältest du das wirklich für denkbar?“

„Mein Talent für den Flirt ist doch unbestreitbar . . .“

„Wirklich? Ich habe nie mit dir geflirtet!“

„Ferdinand! Und du hast doch einmal gesagt, du liebst mich . . . so kann man dir glauben!“

„Ich glaube, Lydia, dein Begriff von Liebe ist nichts als ein potenziertes Flirt?“

„Vielleicht . . . vielleicht auch nicht. Mit solchen Spitz-

findigkeiten gebe ich mich nicht ab, ich weiß nur, daß wir hier seitab, so ziemlich im Dunkeln sitzen, daß ich dich sehr stattlich und vornehm finde. Und wie findest du mich?"

„Wunderhübsch!"

„So hübsch wie Nevill?"

„Es würde mir nie in Sinn kommen, einen Vergleich zwischen euch beiden zu ziehen. Jede ist ein Typus, aber von grundverschiedener Art."

„Und sie ist dein Typus?"

„Und du bist meine Frau," sagte er einfach. „Jedenfalls habe ich dich gewählt!"

„Aber nehmen wir an, du hättest Nevill vor mir kennen gelernt?"

„Was für eine unmögliche Mutmaßung!"

„Nevill würde sie nicht so von der Hand weisen."

„Was willst du damit sagen?"

„Nur, daß sie mit beiden Händen zugegriffen hätte, wenn du zu haben gewesen wärst."

„Rede doch nicht solches Zeug, Lydia!"

„Daß sie eine hoffnungslose Leidenschaft für dich hat, sieht doch ein Blinder. Erst heute sprach eine Dame darüber . . . sie wußte nicht, wer ich war, und weil ich ihre Ansicht gern gehört hätte, munterte ich sie zum Reden auf."

„Du hättest ihr auf der Stelle sagen sollen, daß du nahe befreundet bist mit Fräulein France."

„Wie dumm, Ferdinand! Dann hätte sie ja kein Wort mehr gesagt. Nein, ich war mäuschenstill, um möglichst viel zu hören."

„Möglichst viel? Was kann man über ein junges Mädchen wie Nevill viel erzählen!"

„O doch so manches!"

„Es wird besser sein, du sagst es mir nicht.“

„Du brauchst gar nicht so kitzlig zu sein, Ferdinand, wo du doch die Hauptschuld trägst. Da gehst du in aller Ruhe hin, beredest ein junges Mädchen, dir stundenlang ohne Anstands dame zu sitzen, und wunderst dich hernach, daß sie ins Gerede kommt.“

„Ich habe sie veranlaßt, mir berufsmäßig zu sitzen, wie ein andres Modell auch, aber ich sehe wohl ein, daß es nicht geht, und werde der Sache ein Ende machen.“

„Was für ein abgeschmackter Unsinn!“ rief Lydia heftig. Und ihren Mann von der Seite anblinzelnd, fuhr sie fort: „Beruhige dein Gemüt ihretwegen . . . in unsern Kreisen weiß kein Mensch davon, und in den ihrigen nimmt niemand Anstoß daran. Ich wollte nur sagen, daß sie eben nicht zu uns gehört, sondern eine Zigeunerin ist und bleiben wird. Übrigens hat diese Frau Bosanquet auch gar nichts Gräßliches gesagt, und namentlich keine Silbe in Beziehung auf dich. Sie sagte nur, daß sie sich komödiantenhaft anziehe und daß ihr Haar sehr auffallend sei, auch sprach sie von ihrer wunderlichen Erziehung durch den Freigeist von einem Vater . . . dafür kann das arme Ding ja nichts! Wir wußten's ja, daß sie unter Zigeunern aufgewachsen ist, als wir sie . . .“

„Du tußt gerade, als ob es ein Verbrechen wäre, aus diesen unbemittelten, aber geistig lebendigen Kreisen zu stammen!“

„Ein Verbrechen nicht, aber ein Unglück. Wer Pech anrührt, besudelt sich; wer also vollends im Pech aufwächst . . .“

„Und das ist ganz gewiß, daß die Sitzungen bei mir im Sündenregister der armen Nevill nicht aufgeführt

wurden? Du kannst schonungslos sein, Lydia, aber ich weiß, daß du immer die Wahrheit sagst . . ."

„Schön und gut!“ warf Frau Munday leicht hin. „Was du für ein Aufhebens aus solch einem bißchen Klatsch machst!“

„Weil er einem Mädchen schadet.“

„Ja, wenn sich's um mich handelte, wäre dir's einerlei! Nun, ich kann dir sagen, über mich stecken die Leute auch die Köpfe zusammen, ich bin, was man so heißt, im Gerede. Ich mache mir aber gar nichts daraus; im Gegenteil, es freut mich. Jrgend etwas muß man einer Frau nachsagen können, sonst gilt sie nicht für gefeiert . . . nur eine Kleinigkeit, nicht darüber.“

„Gewiß nicht darüber! Aber was verstehst du unter einer Kleinigkeit? Wie tief muß man deiner Ansicht nach in den Sumpf tauchen, um für ‚gefeiert‘ zu gelten?“

„Ferdinand, du bist komisch! Du machst doch nur schlechte Witze, oder möchtest du wirklich, daß ich mir etwas vergäbe?“

„Ich will nur, daß meine Frau für gefeiert gilt, nichts weiter!“

„Darum handelt sich's natürlich . . . es kommt nur auf den Grad an.“

„Die Gradbemessung überlasse ich dir. Jetzt sage mir aber, mit wem du im Gerede bist. Erzähle mir alles.“

„Ferdinand . . .“

„Ja?“

„Ich nehme an, daß du mir vollständig vertraust?“

„Selbstverständlich vertraue ich dir. Ich habe mittlerweile erkennen gelernt, daß du den klarsten Kopf in ganz London hast und . . .“

„Und was?“

Er umschloß mit einer gewissen Feierlichkeit ihre beiden Hände mit der feinigten.

„Und gar kein Herz, meine Liebe. — Wollen wir jetzt nicht in den Tanzsaal gehen? Ich habe dich schon zu lange der Gesellschaft entzogen.“

---

### Vierzehnte Szene.

„Zwei erster nach Swanbergh,“ verlangte der vor mir stehende Herr an der Kasse des Nordbahnhofs.

Ich verstand wenigstens „zwei“. Der Herr war der junge Davenant. Als er von der Kasse weg war, löste ich meine Fahrkarte nach Harrogate und folgte ihm dann auf den Bahnsteig.

Es war ein naßkalter Augustmorgen; der erste Strom der Ausflügler war schon verkauft und der Bahnsteig verhältnismäßig leer. Das spiegelnde Parkett des Ballsaals etwa ausgenommen, gibt es keinen Ort, der die Gesamterscheinung einer Frau so scharf auf die Probe stellt, wie ein beinahe leerer Bahnsteig. Frau Munday, die in einem Waschkleid voll Schick reisemäßig, einfach und geschmackvoll gekleidet vor der Auslage des fliegenden Buchhändlers stand, konnte diese Probe mit Glanz aushalten. Davenant gefellte sich zu ihr, versah sie mit Reiseliteratur und setzte sie in einen Abteil der ersten Klasse. Dann verließ er sie, und ich schlenderte gleichmütig an ihrem Wagen vorüber, ohne einen Blick hineinzuworfen. Ich erwartete nicht, daß sie mich anrufen werde, es geschah aber.

„Herr St. Jerome? Fahren Sie nach Swanbergh?“

„Nein, nach Harrogate.“

„Da haben wir ja bis York denselben Weg!“

„Ist dem wirklich so?“

„Ja, da können wir also bis York zusammen fahren, falls Sie nicht rauchen wollen, aber ich nehme an, daß Sie weit lieber mit mir plaudern . . . nicht wahr? Eben habe ich mir Ihren letzten Roman gekauft: ‚Die drohende Faust‘ — es ist doch Ihr neuester oder nicht? — und habe mich schon auf Langeweile und Schläfrigkeit gefaßt gemacht, als ich plötzlich Sie entdeckte! Nun wird’s viel unterhaltender werden.“

„Ich hoffe wenigstens.“

„Nur keine überflüssige Bescheidenheit! Steigen Sie ein. . . Wie lang haben wir noch bis zur Abfahrt? Wo bleibt nur mein Schafskopf von . . .“

„Sprechen Sie von Herrn Davenant?“

Sie riß die Augen überflüssig weit auf.

„Davenant? Nein, ich meinte den Gepäckträger!“

„Davenant habe ich nämlich vorhin getroffen. Er sah nicht aus, als ob er gewohnt wäre, zu dieser Tagesstunde aus den Federn zu sein, und blinzelte etwas verschlafen und matt. Er nahm auch eine Fahrkarte nach Swanbergh.“

„Die hat er für mich besorgt . . . der gute Junge kam eigens meinewegen auf den Bahnhof. Ich hatte es ihm erlaubt, aber nun haben wir uns längst verabschiedet.“

„Er treibt sich jedoch immer noch auf dem Bahnsteig herum.“

„Um den Zug hinausfahren zu sehen, worin ich sitze! So steigen Sie doch ein!“

Sie hielt mir die Türe auf.

„Ist es Ihr Ernst? Störe ich Sie nicht?“



„Was fällt Ihnen ein! Wenn ich Sie doch auf-  
fordere . . .“

Ich beeilte mich also, meine Reisendecke und Tasche zu holen. Ob sie und Davenant wieder zusammentrafen, weiß ich nicht; daß ich ihn zwei Fahrkarten hatte verlangen hören, darauf würde ich kurz vorher einen Eid abgelegt haben, doch jetzt nahm ich natürlich an, ich hätte mich getäuscht. Jedenfalls blieb mir keine Wahl, als Frau Mundays gebieterische Einladung anzunehmen.

„Und was führt Sie denn nach Swanbergh?“ fragte ich, als wir durch die verblüffende Menge von Tunnels raffelten, die den Ausgang aus London ermöglichen.

„Ich will mir's ansehen, will sehen, ob es der richtige Ort für uns ist, um den Herbst über ein Stilleben zu führen. Fort muß man ja schließlich und man bedarf auch wirklich einiger Abwechslung nach der harten Arbeit der Gesellschaftszeit.“

„Sie sehen zwar gar nicht mitgenommen aus.“

„O ich weiß es, ich kann ja viel aushalten, aber Ferdinand leidet, wie er sagt, an zeitgemäßer alljährlicher Nervenverstimmung. Er hat auch nervöse Kopfschmerzen, weil er so vielen Diners nicht gewachsen ist.“

„Kann mir's denken . . . wenn man nebenher zehn Stunden am Tag arbeitet!“

„Ach, Herr St. Jerome! So schlimm ist's gar nicht; er arbeitet mitunter nur neun Stunden.“

„Gott steh' uns bei! Ist es denn möglich, daß er sich so abmüht?“

„Er ist ja nie glücklich, außer bei der Arbeit, man braucht ihn also gar nicht zu bemitleiden! Außerdem ist die Führung und Erhaltung eines Hauses wie das unsrige nicht gerade billig, obwohl es eine gute Kapital-

anlage ist. Und dann gehe ich doch sehr viel in Gesellschaft und muß viel für Toilette ausgeben. . . . Ich vermute, daß meine Finanzen schlecht stehen!"

„Sie vermuten's nur?"

„Mitunter ist Unwissenheit ein Segen und dann muß man sie sich erhalten. . . . Sich Sorgen zu machen, ist immer noch Zeit, wenn sie sich kräftiger anmelden," sagte sie, die Augenbrauen leicht zusammenziehend. „Immerhin lasse ich Ferdinand keine Raritäten mehr kaufen. . . . ich wäre eher geneigt, einige von den unsern zu verkaufen. Wenn ich ihn nur dahin bringen könnte, derlei Dinge zu kaufen, um sie wieder weiterzugeben, was manche Künstler tun und wobei, wie ich höre, sehr viel herauskommen soll; aber dafür ist er nicht zu gebrauchen. . . . Ach, es wird ja schon alles in Ordnung sein und jedenfalls muß man dem Unangenehmen nie entgegengehen. . . . Wenn Sie meinen Leuten daheim etwas von diesem Gespräch erzählen, bring' ich Sie um, Herr St. Jerome!" schloß sie mit einer Anwandlung ihrer früheren kindischen Art.

„Sie haben auch sehr viel Leute bei sich gesehen. . . . Ihre Gesellschaften waren entzückend."

„Wirklich? Ist das Ihre ehrliche Meinung? Dann hätte ich ja meinen Lebenszweck erreicht!" rief sie, mir mit strahlenden Augen ins Gesicht sehend. „Ich bilde mir wirklich etwas ein auf meine Geselligkeit; ich betreibe sie nämlich als Kunst, müssen Sie wissen, und mein Grundsatz ist, langweilige Leute und häßliche Frauen nie einzuladen. Häßliche Frauen sollten überhaupt gar nicht den Anspruch erheben, eingeladen zu werden, sie haben kein Recht dazu! Und wer nichts zur Unterhaltung beiträgt und nur den Platz versperrt, hat auch keines. Ferdinand in seiner Schwäche sagt dann wohl: ‚Die armen Tröpfe!

Sie kämen so gern, aber ich sehe nicht ein, weshalb meine übrigen Gäste darunter leiden sollen, daß die armen Schlucker Vergnügen begehren? Eine Gesellschaft ist eine Gesellschaft und keine Wohltätigkeitsanstalt, auch mache ich immer kurzen Prozeß mit dieser menschenfreundlichen Rührseligkeit."

„Holder Moloch der Gesellschaft! Was fangen Sie denn mit Verwandten und anererbten Freunden an?"

„Die lade ich zusammen zu einer Art von Omnibusgesellschaft ein, wo sie in ihrer eigenen Langweiligkeit schmoren und niemand stören können. Sie sind seelenvergnügt dabei!"

„Und die Berufsgenossen Ihres Mannes müssen Sie doch auch einladen? Es tut nicht gut, sich abzusondern, wenn man's zu etwas bringen will."

„Ferdinand hat seinen Klub, wo er Künstler zu Tisch bittet. Ins Haus darf er mir nur solche bringen, die sich sehen lassen können und die salonfähige Frauen haben . . . daran hapert's meist! Es scheint, sie haben alle Schneiderinnen, Milchmädchen oder Modelle geheiratet in der Jugend, als sie noch nicht dran dachten, große Männer zu werden . . . so erkläre ich mir die Sache wenigstens. Nein, nein, aus Künstlern mache ich mir nichts . . . Lucie dürfte mir keinen heiraten!"

„Obwohl Sie ihr das Beispiel gaben?"

„Ach! Bei Ferdinand ist es ganz etwas anderes . . . er ist aus so sehr guter Familie. Wenn man ein paar Herzoginnen in seinem Stammbaum hat, darf man sich alles erlauben, sogar Schlapphüte und farbige Hemden, was Ferdinand, Gott sei Dank, zwar nicht trägt. Er malt ja vielleicht schmieriges Volk, aber kleiden tut er sich wie ein Weltmann."

„Seine Kunst ist Ihnen nicht besonders wert?“ fragte ich.

„Nun, mein Gott . . . sie ist ja Mode. Ich persönlich habe es allerdings lieber, wenn Frauen eine hübsche Haut haben, sogar auf Bildern.“

„Sie selbst sollten ihm sitzen.“

„Danke schön . . . dazu hab' ich keine Zeit. Wir nehmen Nevill mit nach Swanbergh . . .“

„Aus praktischen Gründen?“

„Die hat ja nicht die Spur von Hautfarbe, oder? Ich nehme sie mit . . . als unsern Gast. Das arme Ding könnte sich sonst keine Erholung gönnen, und überdies . . . sie nimmt mir sehr viel ab.“

„Inwiefern?“

„Ach! Sie macht Besorgungen für mich und hilft mir auf jede Weise, spielt Klavier und singt, was ich ganz aufgegeben habe, seit ich verheiratet bin. Ferdinand hat aber Freude daran . . . er sagt, es beruhige seine Nerven, und die haben gegenwärtig Beruhigung nötig! Musik, sagt er, sei ein wirksames Beschwichtigungsmittel, und so soll sie mit ihrer Gitarre und einem Bündel farbiger Bänder und ihrem süßen Lächeln hinkommen, sobald wir ein wenig häuslich eingerichtet sind. Ich habe ja Swanbergh noch nie gesehen, wie Sie wissen . . . vielleicht ist's recht garstig dort, aber ich mache mir sehr wenig aus Naturschönheiten und sehr viel aus angenehmen Hotelverhältnissen. Keine hundert Schritte weit würde ich mich dem schönsten Wasserfall der Welt zuliebe bemühen . . . wenn er von mir bewundert zu werden wünscht, soll er zu mir kommen!“

„Besuch von einem Wasserfall könnte etwas ungemütlich ausfallen!“

„Sie wissen schon, wie ich's meine! Behaglichkeit über alles, und ich habe von einem Gasthaus in Swanbergh gehört, das lächerlich billig und riesig gemächlich sein soll. Stärkende Lust, eine Menge netter Leute in der Nähe, die man besuchen kann . . .“

„Aha! Ein London im kleinen am Meeresstrand!“

„Damit ist mir Ferdinand auch gekommen; aber wenn es sein muß, daß man seine Nerven stärkt, weshalb sollte man sie nicht in guter Gesellschaft stärken? Ich habe schon daran gedacht, eine kleine Kolonie aus Swanbergh zu machen, unsre Freunde aufzufordern . . .“

„Etwas kostspielig?“

„So mein' ich's nicht! Wir würden sie auffordern, hinzukommen, um in unsrer Nähe zu sein; sie könnten im selben Gasthaus wohnen, natürlich auf ihre eigenen Kosten, und wir würden's ihnen recht nett und behaglich machen.“

„Eine äußerst praktische Art, Gastfreundschaft zu üben!“

„Nicht wahr, ein guter Einfall? Und wenn sie uns dann zu viel werden, können wir ja fortgehen und sie sitzen lassen. Natürlich kommt es jetzt ganz darauf an, wie mir der Ort gefällt. Vielleicht ist er mir unausstehlich! Ich nehme jetzt nur eine Besichtigung vor, erst wenn ich eine Nacht dort geschlafen habe, werde ich ganz gewiß wissen, ob mir der Platz taugt oder nicht.“

„Und auf welche Weise ergründen Sie, ob er Ihrem Mann taugen wird?“

„Ach, für ihn ist's ganz gleichgültig, wie und wo er lebt! Für einen Künstler ist er ganz erstaunlich frei von Schrullen . . . bis auf die Katzen, und die kann er ja, Gott sei Dank, nicht mitschleppen. Die müssen in

Pension gegeben werden. . . Einen großen gelben Kater hat er, namens Jupiter . . . ich wollte nur, Sie könnten's einmal mit anhören, wie er und Nevill mit dem Vieh umgehen . . . einfach abgeschmackt! Sie führen Gespräche mit ihm, richtige Gespräche! Mir ist außer: „Puß! Puß!“ noch nichts eingefallen, was ich zu ihm sagen könnte!“

„Ohne Zweifel versehen die beiden unsere illustrierten Zeitungen mit Katzen geschichten! Sagen Sie mir doch . . . wie geht es dem Fräulein?“

„Nevill? Es geht ihr gut . . . sie ist augenblicklich in unfrem Haus.“

„Bohnhaft?“

„Ja, ich hab' sie auf ein paar Tage eingeladen, um meinem Mann hauszuhalten, solange ich fort bin. Er hat auch ein neues Bild von ihr angefangen; sie muß viel sitzen, und da ist's bequemer, sie bei der Hand zu haben. Sie brauchen gar nicht so beunruhigt auszufehen! Ich habe eine alte Dame dazu gesetzt!“

„Zur Aufsicht?“

„Meine Tante Elsbeth!“ sagte sie lachend. „Ich behandle Nevill, wie ich selbst behandelt sein möchte . . . wenn ich eine Ehrendame nötig hätte; keine andre als Tante Elsbeth würde ich mir aussuchen! Zu Hause bekomme ich immer Strafpredigten, daß ich nicht nett gegen sie sei, sie nicht einlade und so weiter, so fand ich diese Gelegenheit, ihr eine Artigkeit zu erweisen, äußerst günstig. Ferdinand ist immer reizend mit ihr . . . er bezaubert alle alten Damen und nachher kommen sie zu mir und schwätzen mir den Kopf voll, was ich für einen herrlichen Mann hätte! . . . Was . . . das ist ja schon Grantham? Ich möchte wohl wissen, wer von

uns am meisten geschwächt hat! . . . Die Tante ist taub, da können Ferdinand und Nevill nach Herzenslust über Ethik und Aesthetik und lauter Höheres reden! Ich brauche mich nicht anzustrengen."

"Anstrengung wär's wohl keine . . . ich wette, daß Sie sofort über jeden-gegebenen Gegenstand mit Leichtigkeit . . ."

"Natürlich könnte ich das, wenn ich Lust dazu hätte, ich habe aber keine," erklärte sie. "Solche Gespräche sind mir langweilig und das Abstrakte ist nun einmal nicht mein Fall. Ich hasse das Streiten, das heißt, das Streiten über Dinge, die der Natur der Sache nach nicht festgestellt werden können. Die Philosophie geht mich gar nichts an und von Poesie ertrage ich auch nicht viel und nur das Allerbeste."

"Shakespeare?"

"Shakespeare! Den haben wir in der Schule durchgemacht! Nevill und Ferdinand können stundenlang über ihn reden, ich aber gehe dann meiner Wege und unterhalte mich auf eigene Faust. Es ist eine wahre Wohlthat für mich, daß Nevill Ferdinands überschüssige Sentimentalität von mir ableitet . . . ich bin 'Unendlichkeiten' nicht gewachsen, sie machen mich schläfrig. Ich behaupte auch gar nicht, für diese Seite vom Wesen meines Mannes Verständnis zu haben, und bin recht froh, daß mir's jemand abnimmt. Herzensergießungen sind nicht mein Fall."

"Das künstlerische Temperament ist bei Ihnen überhaupt nicht stark entwickelt, sollte ich meinen?"

"Und darüber freue ich mich von Herzen," versicherte sie mit Feuereifer. "Das künstlerische Temperament ist mir ein Greuel, ist in meinen Augen etwas Verächt-

liches! Es dient zur Ausrede, wenn man seinen Kopf durchsetzen und keine Verantwortung für die Folgen tragen will, wenn man den Leuten auf die Bühneraugen tritt, ohne sich zu entschuldigen. Man bildet sich ein, seine Frau schlecht behandeln zu dürfen, weil man sie ja zur Entschädigung in einem Roman bringt! Wo und wann ein Mensch etwas Gräßliches tut oder eine rasende Dummheit macht, muß das künstlerische Temperament herhalten! Ist eine Schauspielerin leichtsinnig und sittenlos, so verschließt man ihr seine Türe nicht, sondern sagt: „Das arme Kind! Ihr künstlerisches Temperament . . .“ Nehmen Sie Shellen, nehmen Sie Byron an . . . man verzeiht ihnen alles wegen des künstlerischen Temperaments! Ich lasse das nicht gelten und bin der Meinung, daß große Geister es gerade so nötig hätten, anständige Menschen zu sein, als kleine!“

„Bravo! So viel Moral und mit solcher Wärme vorgetragen, habe ich noch nie aus Ihrem Munde vernommen . . . Sie scheinen über diesen Punkt ernstlich nachgedacht zu haben?“

„Vermutlich infolge der Erörterungen mit Nevill. Ich bin gewiß nicht engherzig, Herr St. Jerome, und ich glaube so ziemlich für all diese neuen Ideen Fühlung und Verständnis zu haben, aber dieses Mädchen geht mir wirklich etwas zu weit!“

„In der Praxis?“

„O nein! Das arme Ding hat den Mut seiner Überzeugung nicht und würde niemals den Übermut finden, sie in Laten umzusetzen. Im Grund ihres Herzens ist sie ein kreuzbraves Mädelchen, dem ich meinen Gatten anvertrauen würde und ungezähltes Geld!“



„Das tun Sie ja tatsächlich!“ bemerkte ich mit Nachdruck.

„Ohne Sorge! Mein Scheckbuch trage ich bei mir . . . Aber sonst ist diese Nevill für mich Neuland. Ihre Erziehung muß jämmerlich schlecht gewesen sein. Bis zum Tod des dunklen Ehrenmanns von Vater scheint sie für eine höchst gemischte Gesellschaft eine Art von Haus gemacht zu haben, wo alle möglichen sonderbaren Leute verkehrten und Gespräche führten . . .“

„Unpassende?“

„Ach nein! So etwas Herkömmliches kam da nicht aufs Tapet! Über Anarchismus, Sozialismus und alle möglichen unausführbaren Theorieen. Dabei hat sie etliche abgeschmackte Anschauungen in sich aufgenommen, wie diese entsetzliche Theorie von der Gleichstellung beider Geschlechter . . .“

„Und Sie glauben unerschütterlich an die Überlegenheit des weiblichen, nicht?“

„Wie ist Gleichheit möglich zwischen zwei Dingen von unbedingt verschiedener Bestimmung?“ entgegnete sie energisch, und ich glaubte diesem Ausspruch seinen Ursprung anzufühlen. Die kluge Frau verschmähte es nicht, hier und da bei ihrem Mann ein Anlehen zu machen.

„Dieses Fräulein France scheint ja eine höchst merkwürdige junge Dame zu sein.“

„Merkwürdig? Ganz und gar nicht, nur sehr einfältig.“

„Und sehr hübsch!“

„Finden Sie? Herr Verschonle teilt Ihren Geschmack. Er möchte sie sogar heiraten.“

„Ist er nicht etwas . . . hm . . . trübselig?“

„Freilich, aber eine glänzende Partie. Ich sage ihr immer, daß es reine Narrheit ist, ihn so schlecht zu behandeln.“

„Wenn sie ihn nicht liebt, soll sie's nicht tun.“

„Liebe! Liebe! Die alte Litanei! Ich sage, es ist am besten, man macht all seine Liebesgeschichten ab, ehe man heiratet. Nehmen Sie einmal Nevills Fall! Ist es nicht unsinnig, alles dieser kleinen Schwärmerei für meinen Mann zu opfern? Als ob die ihr Leben ausfüllen und ewig vorhalten könnte! Eine unglückliche Liebe sieht sich ja wunderhübsch und poetisch an und ich habe nicht das geringste dagegen einzuwenden, obwohl ich seine Frau bin, aber was kommt dabei heraus? Eine Häuslichkeit und eine gesicherte Stellung ganz gewiß nicht. Ich lache sie immer damit aus und sage ihr: Siehst du, Nevill, es ist ja recht nett, daß du für Ferdinand, den großen Künstler, den unverstandenen Mann, schwärmst, daß du geistig zu ihm gehörst und so weiter, aber ungeschickterweise hat er eben mich schon geheiratet! Ich kann das nicht ändern und deshalb täteft du sehr weise daran, den nächsten besten zu nehmen . . .“

„Verlezt sie das nicht?“

„Verlezen? Wie sollte es? Ich necke sie ja nur! Eine Menge Frauen sind ja in Ferdinand verliebt, müssen Sie wissen! Es ist so seine Art, jede einzelne anzusehen, als ob sie ihm augenblicklich das interessanteste Geschöpf von der ganzen Welt wäre . . . er denkt sich nichts dabei und kann nichts dafür . . . es liegt nur in seinen Augen. Trotzdem ist er durchaus kein Hofmacher, nicht die Spur, und hängt mit ganzer Seele an mir. So wird's auch bleiben! . . . Das ist York! Nein, danke . . . ich muß nicht umsteigen, nur Sie.“

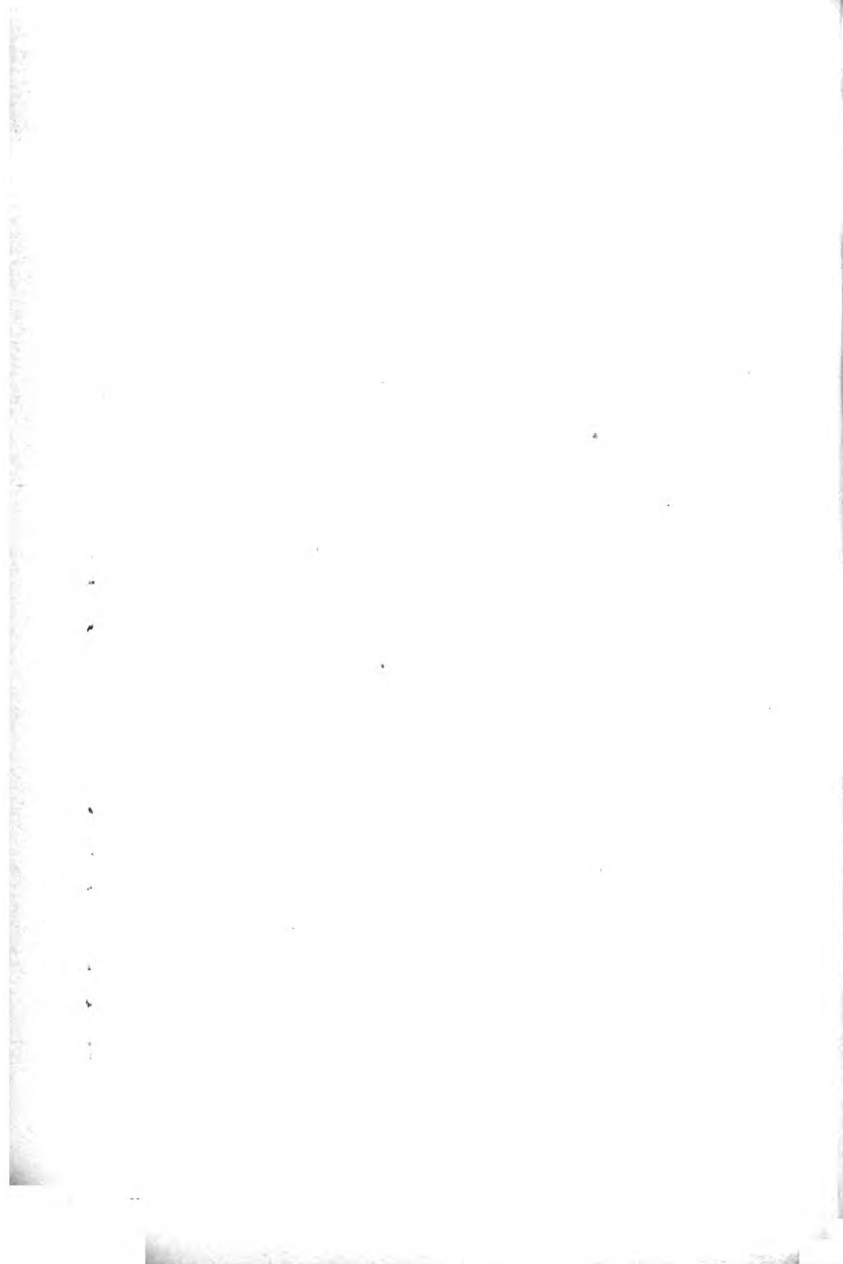
Der Zug fuhr langsam ein; ich raffte meine Habseligkeiten zusammen und zeigte meine Fahrkarte vor.

„Jetzt können Sie mir die Ehre erweisen, sich für den Rest der Reise in die ‚Drohende Faust‘ zu vertiefen,“ sagte ich beim Aussteigen.

„Ja, gewiß,“ erwiderte sie zerstreut. „Leben Sie wohl! Sie suchen uns doch auch einmal in Swanbergh auf?“

Ich schmeichle mir nicht, daß Frau Munday meinen Roman auf dieser Fahrt durchgelesen hätte, denn als ich den Bahnsteig entlang ging, sah ich Cossie Davenant sachte auf den Abteil zugehen, den ich eben verlassen hatte.

Schluß des ersten Bandes.



\* Engelhorns \*  
**Allgemeine Roman-Bibliothek.**

Eine Auswahl der besten modernen Romane  
aller Völker.

19. Jahrgang.

• Band 14.

# Kein Herz

(A Hard Woman).

Eine Geschichte in Szenen von

**Violet Hunt.**

---

Autorisierte Übersetzung aus dem Englischen  
von Emmy Becher.

---

Zweiter Band.

---

Stuttgart 1903.

Verlag von J. Engelhorn.

Hr. 2

Alle Rechte vorbehalten.

Druck der Union Deutsche Verlagsgesellschaft in Stuttgart.

## Künfzehnte Szene.

„Mein, keins von euch versteht, ein Picnick zu geben,“ erklärte Frau Munday, indem sie ihren prächtigen Spizensonenschirm lässig von einer Schulter auf die andre nahm und uns der Reihe nach wohlwollend ansah.

Heller Sonnenschein lag auf der Terrasse von Swanbergh, die Kurkapelle spielte, der Asphalt klang wider vom fröhlichen Geklapper der kleinen hölzernen Spaten und Spazierstöcke. In unbegrenzter Linie dehnten sich das eiserne Geländer und die Laternenpfosten vor unsern Blicken und erregten in Gemeinsamkeit mit einer um sie versammelten Blütenlese der Londoner Freunde in Frau Munday das angenehme Bewußtsein, die ländliche Glückseligkeit mit höherer Kultur verbunden zu genießen, ein Bewußtsein, dem der schmale Streifen gelben Sandes und blauer See, der zwischen dem eisernen Geländer sichtbar ward, kaum Abbruch tun konnte.

„Wartet nur, bis ich meines gebe!“ fuhr sie mit einem träumerischen Lächeln fort.

Sie war zur Zeit vollkommen glücklich.

„Und wie werden Sie Ihr Picnick gestalten?“ fragte Frau Bowen lernbegierig.

Die Bowens weilten als Frau Munday's Gäste im Swanbergher Strandhotel. Was unter Gästen zu verstehen war, hatte mir ja Frau Munday bei unsrer letzten Unterredung in der Eisenbahn mitgeteilt! Weitere Gäste

waren Lucie Barker und Herr Staatsrat Woffle, nach Frau Mundays Ansicht besagter Lucie zukünftiger Gatte, ferner Cossie Davenant und Frau Hugo Malory, die mit einem veredelnden Roman in der Hand etwas abseits von der Gruppe saß. Ich hatte im Strandhotel kein Zimmer mehr bekommen und mich in dessen Nebenbuhler auf der andern Seite des Hafens angesiedelt.

Frau Munday schob sich ihr Rückenkissen bequemer zurecht — Cossies Lebensaufgabe bestand gegenwärtig darin, ihr dieses Kissen auf Schritt und Tritt nachzutragen — und begann dann ihren Vortrag.

„Einmal werde ich sehr vorsichtig sein in Auswahl eines besonders schönen Tags“ (vor acht Tagen an Frau Bovens Picnick hatte es in Strömen geregnet. Frau Mundays Ausdruck ließ auf besondere Beziehungen zur himmlischen Wetterverwaltung schließen), „dann werde ich dafür sorgen, daß der Leihstallbesitzer mir Pferde schickt, die gewöhnt sind, einen leichten Wagen zu ziehen“ (auf dem Rückweg von Cossie Davenants Strandfest in Satwik waren die Pferde scheu geworden und hätten uns beinah über die Klippen ins Meer geschleudert!), „ich werde eine genügende Menge Lebensmittel beschaffen“ (bei einem verunglückten Frühstück, das Herr Woffle im Hengategehölz gegeben hatte, waren die belegten Brötchen ausgegangen) „und werde Herren genug einladen, damit es den Damen nicht an Bedienung fehlt“ (dabei flog ihr Blick zu Frau Hugo Malory hinüber, deren festlicher Tee am Strand sich durch Vorherrschen des weiblichen Geschlechts ausgezeichnet hatte). „Von Ihnen, Herr St. Jerome, erwarte ich, daß Sie uns das große Tier, Herrn Calder-Marston, mitbringen.“

„Leider kenne ich ihn gar nicht, nicht einmal vom Sehen.“



„Ich weiß aber aus der Kurliste, daß er im nämlichen Gasthaus wohnt wie Sie.“

„Und was folgt daraus?“

„Daß Sie ihn kennen lernen sollen. . . . Man begegnet sich auf der Treppe oder Sie rempeln ihn zufällig an und entschuldigen sich; so was läßt sich ja machen.“

„Ich dachte, Sie hätten ein Vorurteil gegen Leute vom Theater,“ bemerkte ich, im stillen fest beschließend, daß ich den Herrn Calder-Marston weder auf die Bühnenaugen treten, noch zu einem Picnick einladen würde, und gälte es auch die Gunst der hohen Frau, die eine so anmutige Schreckensherrschaft über uns auszuüben begann.

„Für gewöhnlich mag ich sie auch nicht. Sie haben alle schlechten Teint und schlechte Manieren. Aber Calder-Marston, das ist etwas andres, der steht ja zu allerobst in seinem Fach. Auch höre ich, daß er ein reizender Mensch sei und daß es in seinem Theater hinter den Kulissen so anständig hergehe . . .“

„Wie in einer Sakristei oder einem Kloster! Das wäre sehr langweilig! Ich will aber doch den Versuch machen, ihn herbeizuschaffen, und zwar zu Gunsten von Fräulein France.“

„Nevill zuliebe? Varisari! Ich dürfte es ja gar nicht zugeben, daß sie ihn mit ihren Schauspielbestrebungen belästigte . . . wenn die Leute in den Ferien sind, wollen sie nichts von ihrem Handwerk hören. Er soll kommen, um meinem Picnick erhöhten Glanz zu verleihen, denn mein Picnick soll ein Ereignis werden. Ich werde nur nette Leute einladen.“

„Was kommt denn da für ein fürchterlicher Kleinstädter angesegelt?“ bemerkte Davenant plötzlich.

Im nächsten Augenblick schon stand ein breitschulteriger und sehr blühender junger Mann mit den gelbsten

aller gelben Schuhe, dem gigerhaftesten aller Gigerlajaketts und dem breitkempigsten der breitkempigen weißen Strohüte hinter Frau Munday's Stuhl, beugte sich wuchtig über ihren Sonnenschirm und streckte eine fleischige, von Ringen strokende Hand nach der ihrigen aus.

„Was sagst du dazu, Syd? Das hättest du dir nicht träumen lassen, gelt? Heut früh fiel mir ein, ich könnte mir einen guten Tag machen und euch besuchen . . . es sind ja nur zwei Stunden von Manchester herüber! Famoser Einfall, nicht? Wie geht's, Lucie? Was machen Sie, St. Jerome? Sei so gut und stell mich deinen Freunden vor, Syd!“

Aber Frau Munday's Freunde waren seltsamerweise wie vom Sturm zerflogen, nur Lucie stand aufrecht neben ihrem Stuhl und betrachtete den Bruder mit unverhülltem Abscheu.

„Kommen Sie zur Musik, Fräulein Barker,“ sagte ich. „Ist das nicht aus Ihrer geliebten ‚Cavalleria‘?“

„Ja Lucie, geh nur zur Kavallerie, ich habe mit Syd zu sprechen.“

„Den werden Sie wohl auch zu Ihrem Picknick einladen müssen!“ flüsterte ich beim Weggehen Frau Munday ins Ohr; es ließ sich nicht unterdrücken.

\* \* \*

Frau Munday. Wahrhaftig, Frik . . .

Frik. Wahrhaftig . . . was?

Frau Munday. So über mich herzufallen wie . . .

Frik (gereizt). Herzufallen? Und wie was?

Frau Munday. Wie . . . wie . . . nun eben wie du!

Frik. Nun ich denke doch, ich bin wenigstens kein unangenehmer Anblick!

Frau Munday (ihn prüfend durch ihren Kneifer be-

sichtigend). Aber ein sehr auffallender, mein lieber Fritz, in diesem Jackett . . .

Fritz. Ich dachte, du würdest dich freuen, deinen einzigen Bruder wiederzusehen.

Frau M u n d a y (vormurfsvoll). Du hättest mir vorher schreiben sollen.

Fritz. Fällt mir gar nicht ein! Gedacht, getan! Ich sehe, daß ich mich freimachen kann — die Geschäfte sind gegenwärtig etwas flau —, werfe meine Siebensachen in eine Reisetasche und fahre davon, wie ich gehe und stehe.

Frau M u n d a y. Du hättest wenigstens in einem anständigen Hut „gehen und stehen“ können!

Fritz. Was ist denn an meinem Hut auszusetzen? Gewöhnlicher Sommer- oder Gartenhut, nicht? Kehre doch vor deiner Thür, Lyd. Die Schleife da ist geradezu abgeschmackt.

Frau M u n d a y. Ich habe dich noch nie um ein Urteil über meinen Anzug gebeten.

Fritz. Höre mal, Lyd, das sieht ja beinah aus, als ob wir Händel hätten.

Frau M u n d a y. So setze dich wenigstens und fuchtle nicht immer mit deinem Stock herum! Du gehst mir so auf die Nerven damit, daß ich nicht weiß, was ich anfangen soll. Mit welchem Zug willst du heimfahren?

Fritz. Heimfahren? Du gefällst mir, das muß ich sagen! Davon können wir später reden. Nun ich einmal hier bin, gedenke ich eine Weile zu bleiben. Das Gasthaus, worin du wohnst, macht mir einen guten Eindruck. Ich war nämlich dort, um nach dir zu fragen und nach deinem Mann . . . es hieß, er sei nicht wohl?

Frau M u n d a y. Nein, der Aufenthalt hier bekommt ihm nicht gut. Zu viel alkalische Salze in der Luft.

Fritz. Donnerwetter, wo hast du das von den alkalischen Salzen aufgeschnappt? Dir scheint der Aufenthalt aber gut zu bekommen, Lyd? Du blühst ja wie eine Pfingstrose! Unterhältst dich gut, hm? Hab' im Fremdenbuch all die Namen deiner vornehmen Freunde gelesen . . . sogar der Ehrenwerte Cosmo Davenant ist hier, ein Lordssohn.

Frau M u n d a y. Laß doch diese Titulatur weg, bitte!

Fritz. Wieso? Ist er kein Lordssohn? Die führen doch den Titel „Ehrenwert“?

Frau M u n d a y. Freilich, aber man ist nicht genötigt, Gebrauch davon zu machen?

Fritz. Gib mir keine guten Lehren, Lyd. Ich lese ja seinen Namen immer in den Zeitungen. Auch ihn selbst hab' ich schon gesehen, ein ziemlich armseliges Bürschchen. Glende Schulterbreite, weiß aber etwas aus sich zu machen, ist gut gekleidet . . .

Frau M u n d a y. Er weiß, welcher Hemdkragen für ihn paßt, was man von dir nicht behaupten könnte!

Fritz. Gut, werde mir's hinter die Ohren schreiben und mir ihn ansehen. Ich nehme schon einen Wink vom Adel an . . .

Frau M u n d a y. Ach, Fritz, bitte . . .

Fritz. Was denn? Die Art Leute haben ja auch Zeit, über ihren Anzug nachzudenken, während unsereiner Geld verdienen muß.

Frau M u n d a y (eifrig). Halt, dabei fällt mir etwas ein! Da du nun einmal hier bist, Fritz, kannst du mir wohl auch die Fragen beantworten, die ich seit Monaten brieflich und telegraphisch an dich richte! Du bist überhaupt ein Ungeheuer — mir nicht antworten!

Fritz. Du liebe Zeit! Wenn man all die Damenbriefe beantworten müßte!

Frau M u n d a y. Du bekommst jedenfalls nur geschäftliche Briefe von Damen, darauf würde ich einen Eid ablegen. Die meinigen waren auch geschäftlicher Natur, und ich werde doch wohl ein Recht haben, über meine eigenen Angelegenheiten Nachricht zu verlangen.

F r i k. Da hör' mal einer zu! Du wirst ja ganz wild!

Frau M u n d a y. Natürlich, denn ich bin in Sorge.

F r i k (spöttisch). In Sorge? O, du armes, zappeliges Furchthäschen!

Frau M u n d a y. Auf meine verständige Frage möchte ich mir auch eine verständige Antwort ausbitten.

F r i k. Bei dieser Siedehitze von Geschäften zu reden, ist eine Noheit!

Frau M u n d a y. Um Gottes willen, Frik, laß dies entsetzliche Stirnabwischen bleiben! Man beobachtet uns von allen Seiten! Sei so gut und sage mir, wie die Anteilscheine stehen, die mir zugeteilt wurden.

F r i k. Alles im Lot . . . laß du dir nur keine grauen Haare darüber wachsen.

Frau M u n d a y. Damals sagtest du mir, in vier Wochen würden sie weit über Pari stehen. Ist das so? Jetzt sind's fünf Monate, daß ich dem Syndikat beigetreten bin, und ich habe sie noch nicht ein einziges Mal im Kurszettel gefunden!

F r i k. Wirklich nicht? Das ist sonderbar . . . höchst sonderbar.

Frau M u n d a y. Sei so gut und unterlasse den Versuch, wichtig zu sein, Frik, du hast kein Talent dazu und hast es nie gehabt. Ich frage dich klar und deutlich, ob diese Anteilscheine über Pari stehen.

F r i k. Nicht ganz.

Frau M u n d a y. Was . . . ? Unter . . . ? Um eins? . . . Zwei? . . . Drei? . . . (Frik schüttelt bei jeder

Zahl verneinend den Kopf.) Ums Himmels willen! Und du sagtest mir, nach vier Wochen könne ich sie mit großem Gewinn loszschlagen.

Friß. Das hättest du auch gekonnt, wenn nicht . . . nur weil . . . ja, hast du denn gar nichts von dem Schwindel mit Minenaktien gehört? Ihr erfahrt doch auch rein nichts in eurem Dorf!

Frau Munday. Nun, wenn die Sache schief geht, bin ich ganz einfach zu Grund gerichtet.

Friß. Kann ich etwa den Börsenmarkt regieren?

Frau Munday. Du sagtest, du könntest es, sonst hätte ich mich gar nicht darauf eingelassen. Es ist abscheulich! Ich . . .

Friß. Nur ruhig Blut, meine Gnädige! Alles ist in bester Ordnung . . .

Frau Munday. Gib mir dein Ehrenwort darauf!

Friß (mit einigem Unbehagen). Mein Ehrenwort? Dummes Zeug! Was sollte ich denn beschwören?

Frau Munday. Daß alles gut steht, daß Cohen und Roberts gut sind und daß wir einen Gewinn erzielen werden.

Friß. Das versteht sich ja von selbst, dumme kleine Lyd. Du warst doch sonst kein so furchtsames Märchen. . . Bist du durch deinen Mann so zaghaft geworden?

Frau Munday (hastig). Ferdinand weiß nichts von . . . ich will sagen, zaghaft bin ich wahrhaftig nicht . . . aber . . . gerade heraus . . . ein Mangel an Bargeld macht sich bei mir fühlbar.

Friß. Alles Flüssige draußen, hm? Nun so verschachere doch das alte Gerümpel, von dem du neulich, als ich bei dir war, solch ein Wesens machtest.

Frau Munday. Hab' ich schon getan.

Fritz. Wahrhaftig? Und wie findet sich dein Mann darein?

Frau Munday. Bis jetzt hat er's noch nicht bemerkt, aber das wird kommen! Ich habe eine Menge Sachen verkauft. . . . Für die alte Majolikafschüssel, die ich dir damals zeigte, bekam ich dreihundert Pfund. Aber so etwas verschluckt Frau Cromer spurlos, und dann . . . unser Eßzimmer schreit nach einem neuen Teppich. Die Blumen auf den Tisch versage ich mir schon und den eigenen Wagen habe ich aufgegeben, unter dem Vorwand, ein Lohnkutscher sei bequemer, auch verkaufe ich meine alten Kleider und tue eine Menge peinlicher Sachen, von denen ich mir nie träumen ließ, daß ich sie je nötig haben würde. Und doch . . . und doch . . . schreien die Leute um ihr Geld, was nichts weniger als angenehm ist.

Fritz. Nun, nun, nur kein Gewinsel, Lyd! Wart's ab, bis die Aktien in die Höhe gehen . . . es kommt ganz sicher, und dann streichst du einen schönen Profit ein. Das Geschäft ist gut, sage ich dir, und wohl wert, daß man ein bißchen Geduld aufwendet. Jetzt wollen wir aber von etwas andrem reden . . . deine Gesellschaft kommt zurück. Wie war das mit dem Picnick, das du geben willst? Dir zuliebe bleibe ich am Ende bis dahin. . . .

Frau Munday (rasch). Ich kann das Geld nicht aufreiben, um ein Picnick zu geben. . . . Tu mir den Gefallen, Fritz, und geh ins Hotel! Meine Jungfer soll dir meinen andern Sonnenschirm mitgeben . . . dieser ist so schwer, daß ich ihn unmöglich spazierentragen kann.

\* \* \*

Fritz ging etwas mißmutig seines Wegs, und ich trat auf Frau Munday zu. Nachdem sie ihren Auftrag

mit jener Herrschermiene erteilt hatte, die keinen Widerspruch duldet und sogar einen Fritz Barker einzuschüchtern vermag, lehnte sie mit einem derartigen Ausdruck von Hilflosigkeit in ihrem Stuhl, daß es mir ordentlich zu Herzen ging.

„Ich habe den Herrschaften von Ihrem Bruder erzählt,“ begann ich.

„Was?“ fragte sie hastig.

„Ganz einfach, daß er eine von den Börsengrößen unsrer Zeit sei, der Wettermacher des Kurszettels, ein Herrscher, auf dessen Wink die Aktien an der Manchester-Börse fallen oder steigen. Es hat großen Eindruck auf die Gemüter gemacht.“

„Danke schön,“ sagte sie mit Wärme. „Diese May Bowen ist so spottlustig . . .“

„An die hab’ ich meine Belehrungen ganz besonders gerichtet.“

„Sie sind ein lieber Mensch,“ bemerkte sie, indem sie aufstand, zwischen Frau Hugo Malory und Nevill Platz nahm und sich mit irgend einer gleichgültigen Bemerkung in dem bescheidenen, verehrungsvollen Ton, den sie so gut anzunehmen verstand, an ihrem Gespräch beteiligte.

Frau Bowen und Davenant gesellten sich auch zu der Gruppe.

„Dein Bruder gefällt mir, Lydia,“ bemerkte Frau Bowen überlegend. „Er hat etwas so Frisches, Ehrliches, Zutrauenenerweckendes in seinem Wesen.“

„Kage!“ sagte ich innerlich.

„Es wundert mich, daß man ihn nie bei dir trifft.“

„Er wohnt in Manchester und kommt selten nach London,“ erklärte Lydia eifrig. „Überhaupt haben sich unsre Wege früh geschieden. Er ist aus meinem Leben oder vielmehr ich bin aus seinem Leben verschwunden.“



Als er vorhin so plötzlich auftauchte, habe ich ihn im ersten Augenblick kaum erkannt!"

"Eine weise Schwester, die ihren eigenen Bruder nicht kennt!" rief May Bowen. „Wer hat eine Uhr bei sich? Es müßte an der Zeit sein, daß wir zum Gabelfrühstück gehen? Der Strand ist ganz verödet, keine Menschenseele mehr sichtbar.“

„Eine ‚Seele‘ seh' ich einsam und traurig über den feuchten Meeresstrand hinwandeln,“ entgegnete ich, „gesenkten Hauptes, mit den rauschenden Wassern Zwiesprach haltend.“

„Ja,“ sagte Lydia, „und so viel Verzweiflung habe ich noch nie an einem menschlichen Umriß wahrgenommen! Der Mann sieht nicht aus, als ob er ein gutes Frühstück zu erwarten, sondern als ob er auf der weiten Welt niemand hätte, der sich um ihn kümmert, niemand, der für ihn sorgt, ihn liebt . . .“

„Sei still, Lydia,“ tuschelte ihr Nevill ins Ohr, die mit dem Opernglas nach der Gestalt ausgeblickt hatte. „Es ist . . . es ist Munday.“

Frau Munday brach in ein nervöses Lachen aus.

„Die Welt geht an ihren größten Männern vorüber, ohne sie zu kennen, und die eigenen Frauen, wie mir scheint, auch! Ich habe ihn nicht erkannt, und doch sieht er immer so aus, wenn er ein neues Bild ausbrütet! Geh und hole ihn, Nevill! Dir ist ja Macht verliehen, den Wilden zu zähmen! Wir gehen jetzt zum Frühstück. Fröhlich wird hübsch wütend sein,“ flüsterte sie mir zu, „wenn er mit meinem Schirm den ganzen Weg in der Sonnenglut zurückkommt und uns nicht mehr findet! Das war aber meine Absicht. Der junge Mann wird so schnell als möglich nach Manchester zurückbefördert werden . . . es paßt mir durchaus nicht, daß

er die Reize von Swanbergh erschöpfen oder May Bowen den Hof machen sollte. Sie wäre ganz geneigt, ihm ihre Gunst zu schenken, und wär's auch nur mir zum Troh! Ach! Dieser ewige Kampf ums Dasein!"

---

### Sechzehnte Scene.

Frau Munday wartete mit ihrem Picnick, bis ihr Bruder abgereist war, dann kam es zu stande. Der wesentliche Unterschied zwischen diesem Fest und andern seiner Art bestand darin, daß alle Kinder erbarmungslos von der Teilnahme ausgeschlossen waren; auch Frau Malorys Jungen mußten zu Hause bleiben.

„Einer von ihnen würde ja sicher in den Bach fallen, Frau Malory müßte sich dann anstellen, als ob es ihr gräßlich wäre, und uns alle zum Ausbruch bewegen!“ hatte Lydia erklärt.

Gegen elf Uhr wurden wir samt und sonders in einen Gesellschaftswagen gepackt und fuhren eine gute Stunde landeinwärts nach einem Dörfchen am Ufer eines moorigen Flusses. Dann gruppierten wir uns in den krampfhaftesten und unbequemsten Sitz- und Liegestellungen um ein großes hauschiges Tischtuch, das mit seinen vielen Platten und Schüsseln an ein mit Knöpfen abgenähtes Kissen erinnerte.

Im ganzen war die Geschichte recht hübsch. Das leise Gurgeln des Flusses und das Knallen der Champagnerkorke bildeten eine angenehme Musik, keiner von der Gesellschaft fand mehr als einen Ohrwurm in seinem Salat, und die meisten Spinnen und Raupen, die sich von dem Laubdach zu unsern Häuptern herabließen, waren so taktvoll, unsre Teller zu umgehen. Die Gastgeberin

saß oben am Tischtuch und trug ein wahres Gedicht von Mull, das so außerordentlich einfach ausah, daß es jedenfalls rasend viel Geld gekostet haben mußte. Sie sah wirklich wunderhübsch aus, von der Sonne verbrannt wie eine reisende Beere, etwas rundlicher als früher, eine Verwirklichung des Traums von ländlicher Erholung mitten unter allen Genüssen großstädtischen Lebens.

„Wie gerne Lydia sich in Szene setzt! Finden Sie nicht?“ tuschelte die kleine Frau Bowen mir zu. „Sie ist vollkommen glücklich, seit sie Swanbergh unter ihre Oberhoheit genommen hat und Ortsvorstand, Badekommission und Sicherheitsbehörde in einer Person spielt! Hören Sie nur zu! Eben setzt sie meinem Mann auseinander, daß sie das ganze System des Hafenzolls in Swanbergh fehlerhaft und verbesserungsbedürftig finde!“

Herr Bowen, ein Amerikaner, saß neben Frau Munday, an ihrer andern Seite Herr Geheimrat Woffle, Lucies unglücklicher Freier. Trotz ihrer selbstlosen Anpreisung seiner Tugenden der Schwester gegenüber konnte Frau Munday ihre sehr geringe Meinung von seinen gesellschaftlichen Fähigkeiten nur mühsam verhüllen, Lucie hatte es aber durch Kriegslist dahin gebracht, daß er heute neben Lydia saß und sie selbst, dem schwesterlichen Auge möglichst entrückt, zwischen mir und ihrem harmlos auf solche Ränke eingehenden Schwager.

„Lydia ist wütend!“ raunte mir Lucie zu. „Sie hatte angeordnet, daß ich neben Woffle sitze, nun kann sie ihn selbst genießen. Ich soll den Mann auf Lebenszeit nehmen . . . nun wollen wir einmal sehen, wie er ihr eine Frühstücksstunde über zusagt!“

Uns gegenüber saßen Nevill und Davenant, die tragische Muse und ein sehr übelgelaunter Antinous.

Auch diese beiden waren gegenseitig mit der Nachbarschaft unzufrieden.

„Ich gehe überallhin, wo ich mich gut unterhalte, und die kleine Frau Munday macht mir Spaß,“ hatte Frau Hugo Malory erklärt, als von diesem Picknick die Rede gewesen war.

Nun saß sie an der Seite eines grauhaarigen großen Mannes, den sie selbst in die Gesellschaft eingeführt hatte. Man sah ihrem Gesicht an, daß sie ganz gewillt sei, sich unterhalten zu lassen, ihr Tischnachbar sprach aber kein Wort. Bei der Vorstellung hatte niemand seinen Namen verstanden, und da der Fremdling sich höchstens durch Schweigen bemerklich machte, fand es auch niemand der Mühe wert, eigens danach zu fragen. Er hatte ungefähr geklungen wie Morrison.

„Mir tut's leid, daß dieser prächtige Fritz Barker abgereist ist,“ sagte Frau Bowen zu mir. „Ich habe alles aufgeboten, um ihn festzuhalten, aber vergebens. Er ist so offen und gar nicht verwöhnt . . . ich mochte ihn sehr gern. Die ganze Geschichte von seiner Schwester Verlobung hat er mir erzählt; man sieht daraus . . .“

„Sie vergessen, daß ich Frau Munday schon lange kenne,“ fiel ich ihr warnend ins Wort.

„O gewiß, das weiß ich. Man traf Sie ja immer am Bedford Square, Numero sechsundfünfzig! Ich dachte damals . . .“

Frau Bowen hatte das große Geheimnis ergründet daß in der Kunst und in Anspielungen ein Teil wirkfamer ist als das Ganze. Sie brach plötzlich ab.

„Die Nachricht ihrer Verlobung kam uns zugeflogen wie eine Bombe,“ fuhr sie fort. „Munday stand so ganz außerhalb Lydias Kreis. Ich weiß nicht mehr, wo sie ihn kennen gelernt hat . . . irgendwo im Ausland, glaube

ich. Er ist doch ein netter Mann, nicht wahr? Bowen hat ihn lange vor unserer Verheiratung schon gekannt; er gehört zu seinen besten Käusern; wir besitzen seine „Psyche“. Munday ist jetzt sehr in der Mode und wird sicher Mitglied der Akademie werden. Ich finde ihn recht hübsch, ein wenig zu dunkel vielleicht, aber das ist sein französisches Blut. Traurig sieht er aus . . . meinen Sie nicht?“

„Traurig? Sagen wir lieber romantisch!“

„Lydia und Romantik! Sie neckt und verspottet ihren Mann viel zu viel, meinen Sie nicht auch?“

„Sie fürchten, daß die Wärme künstlerischen Empfindens durch geistreichen Witz abgefühlt werden könnte? Ich gebe zu, daß sie große Begabung auf diesem Gebiet hat.“

„Ach mein Gott! Solche Epigramme wie sie kann jedermann hinwerfen, nur kostet es Zeit, sie vorher auszuendenken. Ich selbst habe einen ganzen Vorrat davon auf Lager, nur fehlt's an der Gelegenheit, sie anzubringen.“

Die Meisterin des Epigramms an der obern Seite des Tischtuchs hatte diese tieffinnige Klage ihrer Freundin zufällig mitangehört. Sie lächelte mild und überlegen.

„Wann hört ein Witz auf, ein Witz zu sein?“ fragte sie leicht hin.

„Wann er aufhört, ein Witz zu sein?“ überlegte Frau Bowen etwas mißtrauisch.

„Wenn er einem nicht einfällt.“

Frau Bowen verstummte und ernährte sich eifrig von gefüllten Krapfen.

„Finden Sie Fräulein France schön?“ fragte sie mich plötzlich. „Alle Männer bewundern sie.“

„Und alle Frauen?“

„Alle Frauen geben vor, sie schön zu finden. Wunderbare Augen hat sie wirklich, aber so traurige! Herr

Munday benützt sie immer als Modell, nicht wahr? Sie ist sein Typus . . . oder hat er sein Ideal nach ihr gebildet? Auf alle Fälle hat er sie in die Mode gebracht. Man sagt, der Präsident der Akademie habe sie gebeten, ihm auch zu sitzen, sie soll aber erklärt haben, daß sie nur Ferdinand Munday's Modell sei. Und Munday soll keine andre Dame mehr malen . . . Man kann ja auch kaum in einen Ausstellungsfaal treten, ohne daß diese großen ernsthaften Augen irgendwo von der Wand auf uns heruntersehen! Mir werden sie nach und nach ein wenig langweilig . . . es wundert mich nur, daß sie seiner Frau noch nicht entleidet sind!"

„Nehmen Sie noch einen Krapsen?“

„Ja, bitte. Eine komische Einrichtung, finden Sie nicht?“

„Diese Krapsen?“

„Nein, der dreispännige Haushalt bei den Munday's! Aber sie scheinen gut eingefahren zu sein! Lydia leidet ja nicht im geringsten darunter, im Gegenteil, ich glaube, daß es ihr eine Erleichterung ist, jemand im Haus zu haben, dem Ferdinand sein Herz ausschütten kann. Ich an ihrer Stelle wäre eifersüchtig; ich könnte eine solche Stellvertreterin nicht ertragen.“

„Ich bin überzeugt, daß Ferdinand Munday der letzte wäre, einen Zustand herbeizuführen, ja nur zu dulden, der . . . Mißdeutungen ausgesetzt wäre.“

„Oho! Nur kein so finsternes Gesicht! Habe ich etwa gesagt, daß sie öffentliches Argerniß geben? Übrigens wenn es selbst so wäre, würde er es zuallerlezt erfahren! Den Sündern kommt ja nie Nachteiliges über sie selbst zu Ohren. Ich weiß recht gut, daß von einer Liebelei im eigentlichen Sinn des Wort's gar keine Rede ist. Dessen wären sie beide gar nicht fähig; es ist nur

geistige Zusammengehörigkeit. Ich glaube, daß Lydia sich diesen Cossie Davenant als Verteidigungsmittel beigelegt hat! Er folgt ihr wie ihr Schatten, besorgt ihr Ausgänge, trägt ihren Mantel, holt Theaterbillets, kurz . . . ich sage mir immer, diese Munday's sind ein Ehepaar fin de siècle. . . ."

Ich hielt ihr schnell die Platte mit Krapsen vor die Nase.

„Nein, danke, ich mag keinen mehr. Sie sind auch nicht einmal sehr gut.“

Darüber mußte sie ja ein Urteil haben, denn sie hatte acht Stück gegessen! Da ich also nicht mehr die Möglichkeit hatte, dieses törichte Plappermäulchen mit Krapsen zu stopfen, drehte ich mich halb um und beobachtete, wie Munday zum Ergötzen seiner Schwägerin Karikaturen zeichnete, die sowohl meisterhaft als auch recht drollig waren.

„Ich hätte mir nie träumen lassen, daß Sie Karikaturen zeichnen, Munday,“ bemerkte ich. „Der Meister der ‚Fußtritte der Zeit‘ . . .“

„Man lacht ja mitunter, um nicht weinen zu müssen,“ erwiderte er in leichtem Ton. „Weil ich die Menschen als Artusritter und Göttinnen darstelle, haben Sie wohl angenommen, ich sähe gar nicht, wie sie wirklich sind?“

„O ja, Ferdinand ist greulich cynisch,“ erklärte seine Frau, „obwohl's ihm kein Mensch ansieht. Und ein Pessimist . . . Schopenhauer ist gar nichts dagegen! Er karikiert alles, bis auf mich natürlich, denn ich würde mir's verbitten. Haben Sie sein Katzenkizzenbuch gesehen? Die Katzen sind die Hauptpersonen darin; sie haben menschliche Größe und wir Menschen sitzen und liegen an ihrer Stelle in kleinem Maßstab auf Teppichen und Stühlen herum. Was eigentlich der Witz daran ist, hab' ich nie herausgebracht, aber . . .“

„Eine Katze würde es zum Lachen bringen,“ bemerkte

der Gatte ernsthaft, „dir aber fehlt, wie du weißt, jede Spur von Humor.“

„O nein! Ich habe nur meinen eigenen besonderen Humor. Ein Ibsensches Schauspiel bringt mich unfehlbar zum Lachen und die Trauerspiele im Pall-Mall-Theater finde ich unwiderstehlich komisch. Im letzten Jahr . . .“

„Wird es nicht allmählich etwas feucht?“ fiel ihr Frau Malory ins Wort. „Diese Septemberwärme ist trügerisch . . . ich wenigstens fürchte . . .“

„Doch nicht eine Erkältung, liebste Frau Malory? Dann wollen wir lieber gleich aufstehen und ein wenig spazierengehen! Mit Grazie kann ich mich leider nicht erheben, weil ich ans Tischtuch angeheftet bin.“

Ihr „Aufstand“ erfolgte trotz dieser Verwahrung mit erstaunlicher Anmut. Im Waldesdickicht berief sie mich an ihre grüne Seite, leider nicht um sich den Hof machen zu lassen, sondern um mich abzukanzeln.

„Herr St. Jerome, ich bin Ihnen ernstlich böse! Der arme Herr Woffle war das ganze Frühstück über todunglücklich, weil Lucie immerzu mit Ihnen kokettiert hat. Daß Sie ihr nicht den Hof machen, weiß ich ja, aber doch sind Sie der Schuldige, wenn ihr diese Partie entgeht. Sie lenken die Gedanken des armen Dings von einer guten Versorgung ab, und das ist abscheulich von Ihnen.“

„Aber ich habe mich gern mit ihr unterhalten!“

„Aber sie zu heiraten, haben Sie durchaus nicht im Sinn, während Herr Woffle diese löbliche Absicht hat! Daß Sie mir diesen Calder-Marston nicht zu meinem Picknick mitgebracht haben, war auch zu dumm . . . Sie hatten's doch versprochen!“

„Leider ist er mir eben nicht ein einziges Mal in die Hände gelaufen; ich kenne ihn ja nicht einmal vom Sehen!“

„Weil Sie sich keine Mühe gaben, ihn kennen zu



lernen, obwohl Sie wußten, wieviel mir daran lag. Der hätte wenigstens diesem greulichen Langweiler, den mir Frau Malory hergeschleppt hat, die Wagschale gehalten. Ein einziges Mal hat der Mensch den Mund aufgetan und dann sagte er: „Mir wäre er blau gekocht lieber gewesen!“

„Was sich wohl auf den Salm bezog?“

„Diese Frau Malory wird mir überhaupt nach und nach lästig,“ bemerkte Lydia. „Was sie für ein Wesens aus Nevill macht, das ist ja rein abgeschmackt. Daß ich sie nicht gerade mit hierher nahm, um sie die erste Bioline spielen zu lassen, könnte sich Frau Malory wohl denken; es ist einfach taktlos, Nevill so in den Vordergrund zu stellen.“

\* \* \*

„Eben habe ich Fräulein France gebeten,“ sagte Frau Malory, die uns entgegenkam, mit einer gewissen Feierlichkeit, „sie möchte die Güte haben, uns etwas vorzutragen.“

„Ach! Hören Sie wirklich gern deklamieren, liebe Frau Malory?“

„Ich habe meine besonderen Gründe dafür, daß ich Fräulein France gern sprechen hören möchte,“ erwiderte Nevills Gönnerin, „und mein Freund legt Wert darauf, daß . . .“

„Ehrlich gesagt, mir ist das Deklamieren gräßlich,“ versetzte Frau Munday im Ton eines willenlosen Opfers, „aber selbstverständlich, wenn Herr . . .“

Sie schielte Frau Malorys stummen Freund von der Seite an.

„Aber Fräulein France will nicht! Es ist ganz entsetzlich schwierig, sie dazu zu überreden . . . es fehlt ihr am Selbstvertrauen. Wenn Sie es versuchten, liebe Frau Munday?“

„Ich? Ich habe sie selbst noch nie sprechen hören. Vielleicht tut sie wohl, an sich zu zweifeln . . . möglicherweise würde sie sich einer Niederlage aussetzen.“

„Wir alle, oder doch beinahe alle, sind ja nachsichtige Freunde,“ versicherte Frau Malory in einem Ton, den man an ihr als unheimlich bezeichnete. „Bitte, bewegen Sie das junge Mädchen dazu.“

„Gerne, wenn Nevill sich der Aufgabe gewachsen fühlt,“ sagte Frau Munday kühl, während Nevill nähertrat.

„Ich fühle mich der Aufgabe nicht gewachsen,“ erklärte Fräulein France mit großer Bestimmtheit.

„Mein liebes Kind!“ drängte Frau Malory. „Mir zuliebe . . . Herrn Munday zuliebe . . . Ferdinand, so reden Sie ihr doch zu!“

„Tun Sie's, Nevill!“ sagte er einfach.

„Wenn Sie es wünschen,“ erwiderte sie, die Anrede kaum hörbar betonend.

Sie stellte sich in die Mitte unserer Gruppe und stand eine Weile hochaufgerichtet in stiller Sammlung schweigend da.

„Jedenfalls kann sie stehen,“ dachte ich bei mir.

Ein paar leise Armbewegungen, als ob sie einen Dunstkreis der Stimmung um sich schaffen mußte, dann begann sie zu sprechen. Es war irgend eines der gerade beliebten Vortragsstücke. Die matten, schläfrigen Augen des stummen Gastes belebten sich; sie leuchteten förmlich aus der gelblichen, undurchdringlichen Maske heraus, dann verdeckte er sie mit der Hand. Deklamation ist mir im allgemeinen widerwärtig, aber bei diesem Mädchen lag etwas Ursprüngliches, Wahrhaftiges darin, eine überzeugende Kraft, die sie ganz und gar von den hundertundeins dramatischen Scheurenpurzlern unterschied, die ich im Lauf meines Lebens schon habe anhören müssen.

Sie sprach vielleicht minder eindringlich als andre, brachte den Inhalt vielleicht minder zur Anschauung, aber sie hatte etwas ganz Persönliches und Eigenartiges, ihren eigenen Stil. Im Grund hätte ich sie für zu gescheit, zu überlegend, zu theoretisierend gehalten, um eine gute Schauspielerin zu sein; sobald sie aber in der Rolle war, hatte sie die göttliche Einfachheit und Unmittelbarkeit, jenen Instinkt, worin ich immer das A und O dramatischer Begabung erblickt habe.

Als sie zu Ende war, hefteten sich ihre Augen fragend auf Ferdinand Munday und keineswegs auf den namenlosen Gast, obwohl dieser es war, der sie fast mit Blicken verschlang. Jetzt zog er die Augbrauen in die Höhe, trat ein paar Schritte vor und legte ihr in väterlicher Weise die Hand auf den Arm. . . . In diesem Augenblick wußte ich, wer es war!

„Sie müssen zu mir kommen!“ sagte er.

\* \* \*

„Ihr Glück ist gemacht!“ frohlockte Frau Hugo Malorn, sobald Nevill in eifrigem Gespräch mit dem Fremdling abseits gegangen und unter den Bäumen verschwunden war. „Von dem Augenblick an, wo sie die Lippen aufthat, war er gefesselt, und sein Urtheil ist unerschütterlich. Des Mädchens Zukunft ruht in sicherer Hand! Ich hatte es so geplant und gehofft und habe ihn deshalb mitgebracht. . . . Wie freu' ich mich!“

„Worüber? Wieso denn?“ fragte Lydia Munday. „Wer ist denn dieser Herr und was kann er mit Nevills Zukunft zu schaffen haben? Seinen Namen habe ich gar nicht verstanden. . . .“

„Es ist Calder-Marston, der große Regisseur und Theateragent — wie seltsam, daß niemand von Ihnen

ihn je gesehen zu haben scheint! Er kann Fräulein France sofort am Ball-Mall-Theater beschäftigen, und was könnte sich eine Schauspielerin Besseres wünschen?"

\* \* \*

„Es wird eingespannt, Nevill,“ sagte Ferdinand Munday eine Stunde später, als er die Heldin des Tags einsam in der Gabel eines niedrigen Baums sitzend fand und düster in das bräunliche Moorbwasser zu ihren Füßen hinabstarren sah. „Man hat mich nach Ihnen ausgeschiedt. . . . Weshalb sind Sie uns denn davongelaufen?“

Sie schlug die rotgeweinten Augen zu ihm auf.

„Ich habe Ihnen noch gar nicht Glück gewünscht, Nevill,“ sagte er weich.

„Mir ist . . . ich wollte, ich könnte mich da unten ertränken!“ versetzte sie leidenschaftlich mit einem Blick auf das gurgelnde Wasser.

„Sind Sie schon ganz in Ihrer . . . in einer von Ihren Rollen?“

„In was für einer Rolle?“

„Ophelia etwa?“

„Es war mir bitterer Ernst,“ sagte sie schmerzvoll.

„Was! Sich ertränken . . . an der Schwelle des Ruhms, in der Stunde, wo Ihnen alles in den Schoß fällt, was das Leben lebenswert macht! Sie hätten hören sollen, was Calder-Marston über Sie sagte! Er ist Ihres Erfolgs unbedingt gewiß, er wird Sie ausbilden, Sie vom Stapel lassen, Ihre Laufbahn machen. Tut es Ihnen leid, eine große Schauspielerin zu werden, oder ist es das Übermaß der Freude, das Sie beängstigt?“

Sie starrte immer noch stumm vor sich hin, und langsam füllten sich ihre Augen aufs neue mit Tränen. Er beugte sich zum Fluß hinab und tauchte sein Taschentuch ins Wasser.

„Kühlen Sie Ihre Augen, Nevill, und kommen Sie! Wir müssen fort, die Gesellschaft wartet. Es würde einen seltsamen Eindruck machen . . . kommen Sie! Soll meine Frau Sie mit Ihren vermeinten Augen necken?“

Sie schauderte, griff nach dem feuchten Tuch und presste es gehorsam auf die Augen.

„Es hat nichts auf sich . . . man wird es begreiflich finden,“ sagte er leise tröstend im Weitergehen. „Alle freuen sich von Herzen über Ihren Erfolg.“

„Lydias Augen! Lydias Augen! Sie hat nicht gewollt, daß ich spreche . . . sie ist mir böse . . .“

„Unfinn!“ sagte Munday beschwichtigend, blickte aber doch verlegen zur Seite, während Nevill, die Selbstbeherrschung und mimische Kunst ihres künftigen Berufs zusammenraffend, mit vollständig ruhigem, unbefangenen Ausdruck unter die Gesellschaft trat, die vor der Dorfschenke auf sie wartete, und gelassen ihren Platz im Wagen einnahm. An ihre Seite setzte sich Calder-Marston, der für niemand als für sie Augen und Ohren zu haben schien.

\* \* \*

„Nein, Ferdinand! Ich war wirklich nicht neidisch auf ihren Erfolg . . . wie käme ich dazu, eine Schauspielerin zu beneiden? Wenn sie so närrisch ist, mir das zuzutrauen, und du so töricht, es ihr zu glauben, so kann ich euch nicht helfen! Fiel mir nicht ein, ihr ein Gesicht zu schneiden, obwohl ich die ganze Komödienspielerlei allerdings überflüssig und nach Zeit und Ort übel angebracht fand. Und wie konntest du mich so hereinfallen lassen mit diesem Calder-Marston? Merktest du denn nicht, daß er's war? Hast du denn nicht sein Bild schon hundertmal in illustrierten Zeitungen gesehen? Um ein Haar wäre ich in die fürchterlichste Patsche ge-

raten, hätte mich bei ihm über das Pall-Mall-Theater lustig gemacht und ihn vor den Kopf gestoßen! Wie hätte ich in dem langweiligen, kurzfristigen alten Herrchen den berühmten Calder-Marston vermuten sollen? . . . Laß mich jetzt zu Bett gehen. . . . ich bin todmüde. . . . Nevill sei so nervös, sagst du? Ach, beruhige dich doch! Die ist morgen früh frisch und gesund wie der Fisch im Wasser."

---

### Siebzehnte Szene.

"Ferdinand! Himmlisches Wetter heute! Ich mache mit Cossie einen Spaziergang auf dem Geröll," erklärte Frau Munday kurz, als sie mit Hut und Handschuhen auf die Altane des Gasthofs trat, wo ihr Mann und Davenant nach dem Frühstück ihre Zigarren rauchten.

"Das erste Wort, das ich davon höre," bemerkte Davenant nicht übermäßig entzückt. „Natürlich ginge ich in Ihrer Gesellschaft auch in die Hölle, aber ist dieser Spaziergang nicht ein saures Vergnügen? Hier sitzt sich's so gemütlich, während man sich auf diesen verwünschten Klippen sicher die Knöchel ausrenkt."

"Das bitte ich bleiben zu lassen! Das Geröll wäre kein günstiger Ort für Verrenkungen," bemerkte Ferdinand. „Und wie ist's mit der Flut, Lydia?"

"Ach! Die Flut kann uns nichts anhaben!" versetzte sie leichtthin. „Kommt heute nicht vor zehn Uhr, da sind wir längst daheim. Vorwärts, Cossie! Dich aufzufordern wäre doch vergebens, Ferdinand? Du willst ja mit St. Jerome und Nevill in die Versammlung der archäologischen Gesellschaft in Cramont . . . lebe also wohl! Unterhaltet euch gut, falls das möglich ist! Cossie und ich, wir werden auch unser bescheidenes Vergnügen haben,

in Byrneß Tee trinken und um halb acht Uhr zu Tisch daheim sein."

\* \* \*

„Weil St. Jerome nicht verfügbar war, haben Sie allergnädigst geruht, sich mit mir zu begnügen," brummte Cossie.

„Unsinn! St. Jerome wäre ‚verfügbar‘ gewesen — wenn ich will, ist jedermann verfügbar —, aber ich habe Ihnen den Vorzug gegeben, damit wir unsern Roman besprechen können. Wir kommen schrecklich langsam vom Fleck, finden Sie nicht?"

„Wir werden ihn vorderhand nicht beenden," versetzte der Mitarbeiter düster.

„Doch, es muß sein. Ich habe mir einen prachtvollen Titel dafür ausgedacht . . . beim Tee erkläre ich Ihnen alles."

\* \* \*

„Was sagen Sie zu dem Titel ‚Das fröhliche Babylon‘ für einen Gesellschaftsroman?" fragte Frau Munday ihren Begleiter im Teegarten auf der Düne der Byrneßbucht.

„Ich könnte mir etwas Zünderes denken!"

„So sagen Sie's!" entgegnete sie trocken. „St. Jerome findet den Titel ausgezeichnet."

„Warum haben Sie ihm davon erzählt?"

„Weil ich ihm . . . beinahe alles sage."

„Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie unausstehlich mir dieser St. Jerome ist!"

„Sagen können Sie's schon, Sie tun es sogar öfters! Eigentlich recht schmeichelhaft für ihn."

„Ich komme nicht darüber hinweg, wie Sie mich damals kaltstellten, um mit ihm hierher zu reisen."

„Mein lieber Junge, was hätte ich denn tun sollen? Er hatte mich gesehen, im nächsten Augenblick hätte er Sie sehen müssen . . . es blieb mir gar nichts andres übrig! Ich hoffe nur, daß er Sie in York nicht bemerkt hat!“

„Ich wollte nur, er hätte die Spelunke gesehen, worein Sie mich in York verbannten, dann wäre ihm der Neid vergangen! Was ich in dieser Nacht aus-  
gestanden habe, diese . . .“

„Sie brauchen nicht auf Einzelheiten einzugehen, Sie Sybarit! Ich hätte Sie doch unmöglich in meinem Gasthof wohnen lassen können, oder? Übrigens war es Ihr eigener Einfall, mich zu begleiten, ich habe es wahrhaftig nicht vorgeschlagen!“

„O nein, das taten Sie nicht! Dazu sind Sie viel zu klug!“

„Ich weiß nicht, was Sie damit sagen wollen, Cossie. . . Bezahlen Sie jetzt den Tee und sagen Sie der Person, das Wasser hätte heute nicht gekocht, und das sei ihr Schaden, denn wir werden jetzt nie mehr hier Tee trinken.“

„Was heißt das?“ fragte er, nachdem ihre Befehle erfüllt waren. „Sind Sie mir so böse, daß Sie nie mehr mit mir hierher gehen wollen?“

„Kindskopf! Das heißt ganz einfach, daß wir nächste Woche abreisen. Alle Welt ist ja fort . . . die Bomens schon seit vierzehn Tagen, Frau Malory geht morgen, und ich bin nie die letzte, die aufbricht; das schale Restchen auszutrinken ist nicht meine Sache! Ghe wir nach Hause gehen, müssen wir noch einige Besuche abstatten. Die Bomens wollen uns haben, die Nugents und Lady Mauleverer. Damit werden etwa vierzehn Tage hingehen. . . . Weshalb in aller Welt machen Sie denn ein so verzweifeltes Gesicht?“



„Ich bin traurig, weil wir nach Hause müssen.“

„Wir' ist gut! Gehen Sie auch nach Hause?“

„Ich gehe dahin, wo Sie hingehen.“

„So macht's Herr St. Jerome auch.“

„Verhöhnern Sie mich nicht!“

„Weshalb nicht?“

„Weil ich's nicht ertrage.“

„Wer mit mir umgeht, muß es ertragen lernen!“

„Sie haben kein Recht, mich zu verhöhnern!“ rief er heftig.

„Wieso nicht? Wenn Sie die Verwegenheit haben, im Bereich meiner Geißel zu leben . . .“

„Bei mir ist's etwas anders.“

„Ich frage Sie nicht, inwiefern,“ sagte sie leichthin, „obwohl Sie mir diesen Unterschied für Ihr Leben gern erklären möchten. Pflücken Sie mir ein paar von diesen Mauseöhrchen!“

„Sofort . . .“

„Wird's bald?“ rief sie, leicht mit dem Fuß stampfend.

„Sie machen mich ungeduldig!“

„Was liegt mir daran? Einmal muß ich's Ihnen sagen, und zwar jetzt. Sie dürfen mich nicht verhöhnern, weil . . . weil das ein Unterschied ist . . . weil ich anders fühle . . . weil mich's anders trifft“ — er legte die Hand an seine Kehle — „denn ich bin in Sie verliebt, ich liebe Sie . . . ist das nicht furchtbar? . . . Sie hören mich ja gar nicht! Woran denken Sie denn?“

„Ich denke, wie widerwärtig das ist,“ bemerkte sie seufzend.

„Widerwärtig?“

„Ja, widerwärtig, ungefähr wie wenn Masern im Haus ausbrechen oder ein Ofenrohr mitten im Winter plakt. . . Nun haben Sie alles verdorben!“

„Aber wußten Sie es denn nicht? Fühlten Sie es nicht?“

„Ich wußte ganz genau, daß es Ihnen Spaß macht, sich einzubilden, Sie wären verliebt — das ist ja eine weitverbreitete Untugend der Männer — aber ich traute Ihnen den Verstand zu, den Mund zu halten und nicht alles zu verderben.“

„Sie wußten, wie ich fühle? Sie haben also nur mit mir gespielt?“

„Ja, was denn sonst? Sie haben doch nicht erwartet, daß es mir Ernst damit sei?“

„Mir war es Ernst!“

„Das versteht sich, Gossie, es wäre ja geradezu ungezogen, wenn es nicht Ihr Ernst wäre! Aber das haben Sie mit sich selbst abzumachen. Solange Sie Ihre Gefühle für sich behielten und sich nicht lächerlich machten, war ich nicht gezwungen, Sie fortzuschicken! Nun ist die Geschichte zu Ende! Wir haben Karten gespielt und Sie haben Ihre Karten aufgedeckt, die unverzeihlichste aller Laftlosigkeit begangen! Ich habe Sie überschätzt . . . ich hielt Sie für mehr Weltmann . . . oder ‚Weltjüngling‘ . . .“

„Aber, Lydia . . .“

„Sie haben mich nicht Lydia zu nennen.“

„Was soll ich tun?“

„Im Kursbuch nachsehen, wann morgen früh der erste Zug geht, dünkte ich.“

„Sie befehlen mir, zu gehen?“

„Bitte, keine Redensarten aus einem Frauenzimmerroman! Ich erteile Ihnen gar keine Befehle; folgen Sie ganz Ihrem Geschmack. Wenn Sie bleiben und fortleben wollen wie bisher, so tun Sie's, aber berühren Sie diesen Punkt nie, nie wieder. Daß ich nicht darauf zurückkommen werde, können Sie mir glauben.“

Sie schob mit einer ärgerlichen Gebärde das Matrosenhütchen aus der Stirn und blickte mit einem tiefen Atemzug auf das offene weite Meer hinaus.

„Häßlich ist's von Ihnen,“ sagte sie, „in diese liebe Freilichtlandschaft französischen Romanqualem hineinzutragen. Ganz und gar stilwidrig und mir höchst verdrießlich.“

„Sie haben kein Herz!“

„Auch Sie!“ herrschte sie ihn, sich von ihm abwendend, zornig an. „Wenn Sie nur wüßten, wie ich diese Behauptung satt habe! . . . Wie viel Uhr ist es?“

„Ich habe meine Uhr zu Hause gelassen.“

„Wie ich die meine. Gehen wir!“

„Gestatten Sie mir, mit Ihnen nach Hause zu gehen?“

„Freilich. Es gibt ja nur den einen Weg, denn ich will Sie nicht dazu verdammen, über die Klippe zu klettern. Sie sehen nicht aus, als ob Sie's fertig brächten! Nur vergessen Sie nicht, daß mein Herz oder, wenn Sie wollen, meine Herzlosigkeit nicht mehr erwähnt werden darf!“

Sie machten sich auf den Weg. Von Davenants Gesicht war jede Spur von Farbe gewichen; er war mit einem Schlag geistig und leiblich hinfällig geworden. Mühsam und ängstlich suchte er seinen zweifelhaften Pfad über die gestürzten Felsblöcke und das Geröll, während Lydia wie ein leichtbeschwingter weißer Vogel voranschwebte, von einem seetangbewachsenen, schlüpfrigen Stein zum andern zu flattern schien und dabei eine Sicherheit der Haltung bewahrte, die ihren Begleiter tief beschämte.

„Wunderbar, wie Sie gehen!“ bemerkte er.

„Ich bin eine Frau, und Frauen können alles leisten,“ warf sie verächtlich hin.

„Sind Sie mir sehr böse?“ fragte er nach einer Weile zaghaft.

„Ich sagte Ihnen, daß Sie nie, unter keinerlei Vorwand, auf unser Gespräch zurückkommen dürften!“ versetzte sie scharf. „Wenn Sie mir Zeit lassen, werde ich's wahrscheinlich in der That vergessen. . . Vorwärts jetzt! Es wird spät!“

Sie durchschritten einen der verödeten Klippeneinschnitte nach dem andern. Das große Sandsteinlager über den nackten Felsen zu ihren Häuptern schimmerte rosig im Licht der untergehenden Sonne, die zwei Hafendämme von Swanbergh ragten in der Ferne aus dem meilenlangen dunklen Geröllstreifen auf, den man in Swanbergh im besondern als „das Geröll“ bezeichnete, und den dieses unfrohe Paar in erzwungenem Schweigen zu durchwandern hatte. Swanbergh selbst war durch zwei zackige Vorsprünge basaltischen Gesteins ihren Blicken entzogen, aber über ihren Weg war kein Irrtum möglich, zahllose Karren, die Seetang und Überbleibsel von gestrandeten Schiffen hier holten, hatten ihn allmählich in das Geröll geschnitten.

Nun hatten sie das erste kleine Vorgebirg, die „Rote Agnes“, wie es im Volksmund hieß, überschritten, wobei Davenant mehr und mehr zurückgeblieben war, da er nicht mit Lydia Schritt zu halten vermochte.

„Was ist denn das für ein weißer Fleck bei der nächsten Ecke?“ rief er mit einem Male hinter ihr her.

Frau Munday blieb stehen, zog einen zierlichen Flutkalender aus der Tasche und blätterte darin. Davenant holte sie jetzt ein und forschte mit ängstlicher Spannung in ihren Zügen.

„Ich habe mich getäuscht!“ erklärte sie. „Die Flut

hat heute schon um sieben Uhr ihren höchsten Stand, nicht erst um zehn Uhr.“

Das Büchlein entglitt ihrer Hand und fiel in eine Wasserlache zu ihren Füßen, Davenants Kneifer schlug klirrend gegen seine Uhrkette. Vor beiden tauchte die Möglichkeit auf, daß die weißen flockigen Wellen, die Davenants Aufmerksamkeit erregt hatten, früher als sie den nächsten erhöhten Punkt, den Felsen, der ihnen den Ausblick auf Swanbergh abschnitt, erreichen könnten. An Umkehr war nicht zu denken; sie waren ganz genau halbwegs zwischen Byrneß und Swanbergh und die Klippen an ihrer Seite waren zwischen den beiden vorspringenden Felsgruppen völlig unzugänglich.

Einen Augenblick war Lydia so geisterhaft bleich wie ihr Begleiter, dann rief sie: „Vorwärts! Wir müssen's zwingen! Nur um diesen Einschnitt herum, dann ist alles gut! Das Wasser ist nah, aber noch ist's nicht hoch. . . . Jetzt heißt's einen Galopp anschlagen, wie mein Bruder sich ausdrückt . . . nein, nein, ich nehme Ihren Arm nicht, jedes kommt besser allein vorwärts.“

Ohne einen Blick nach rückwärts, die Augen unverwandt auf den weißen Gischttreifen in der Ferne geheftet, begann sie rasch auszuspringen. Ein halb unterdrückter Aufschrei Davenants veranlaßte sie stillzustehen. Sie warf einen raschen Blick hinter sich: der junge Mann schleppte sich mühsam vorwärts.

„Was gibt's denn? Was machen Sie? Haben Sie die Güte, jetzt nicht auszugleiten oder sich den Fuß zu vertreten!“

„Könnten wir nicht irgendwo hinaufklettern?“ fragte er mit schwacher Stimme, auf die ausgewaschenen Felsen und die Schuttmoräne deutend, die vom Meerwasser, das

sie täglich zweimal bespülte, glänzend schwarz gefärbt war. „Ist es ganz unmöglich?“

„Beantworten Sie sich diese Frage selbst,“ gab sie kurz zum Bescheid. „Außer an einem Seil, das eine Rettungsmannschaft von oben herabließe, ist noch keiner da hinaufgekommen, und bei Springfluten steigt das Wasser überdies sechs Fuß hoch.“

„Haben wir heute eine Springflut?“

„Ja, aber, bitte, strengen Sie Ihre Lunge nicht mit Schwaben an, wir haben den Atem zum Laufen nötig. Geben Sie sich Mühe, Ihre Nerven zu beherrschen; sobald wir um die nächste Spitze sind, haben wir gewonnenes Spiel. Aber laufen müssen Sie . . . als ob's Ihr Leben gälte!“

„Reden Sie doch nicht so! Ist denn Gefahr vorhanden? Könnten wir ertrinken?“

„Wenn's geschieht, so ist es Ihre Schuld!“

Sie stapfte schweigend weiter. Davenant fuhr fort, Vorschläge zu machen, aber sie schenkte ihm kein Gehör, nur als er etwas von Umkehren vorbrachte, fuhr sie wütend herum.

„Umkehren? Wozu? Wir sind mehr als halbwegs!“

„Aber ich kann in diesem Tempo nicht weiter. Es ist mein Tod. Daran bin ich nicht gewöhnt. Ich habe nicht Ihre Kräfte. Sie haben so viel Atem . . .“

Sein Keuchen steigerte sich, sein Schritt wurde langsamer.

„Soll ich Ihnen den Arm bieten?“ fragte sie voll bitterer Verachtung.

„Wie erbarmungslos Sie sind!“ winselte er. „Haben Sie denn gar kein Gefühl? Ich sehe nichts mehr . . . der Hals ist mir wie zugeschnürt . . . ich muß wohl ein schwaches Herz haben . . .“

„Dann ist's besser, gar keines zu haben wie ich!“

Sie packte ihn rauh am Arm und riß ihn mit sich fort. Das Gurgeln der nahenden Flut, die, tiefe Tümpel ausfüllend, den verschmachtenden Anemonen und Seesternen Erquickung brachte und den hängenden Seetang schüttelte, war tödlich vielsagend.

„Vorwärts, nur vorwärts!“ rief Lydia, jetzt auch keuchend. „Wenn Sie nicht rascher sind, gelingt's nicht! Seien Sie ein Mann . . . vorwärts . . . seien Sie ein Mann . . .“

Sie wiederholte mechanisch ihre Mahnungen.

„Ich kann nicht,“ wehklagte Davenant, „ich kann nicht. Lassen Sie mich liegen und sterben.“

„Führen Sie sich nicht so närrisch auf! Am Ende werde ich Sie noch tragen müssen!“

„Überlassen Sie mich meinem Schicksal!“

„Nicht den letzten der Glenden würde ich auf diese Weise im Stich lassen!“ sagte sie. „Können Sie sich denn nicht aufraffen, nicht für die kurze Zeit alle Kräfte anspannen? Ich hätte nie gedacht, daß Sie so . . .“

„Es nützt nichts, Lydia . . . gnädige Frau . . .“

Sein Fuß glitt aus, geriet in eine Felspalte. Der ganze Körper brach schwerfällig zusammen. Lydia blieb neben ihm stehen und maß die Entfernung.

„Ich kann ihn nicht bis dorthin schleppen,“ überlegte sie bei sich, „und das Wasser ist beinah schon auf dem Höhepunkt, wäre jedenfalls vor uns dort. Es nützt nichts . . . auch allein käme ich nicht mehr hin.“

Mühsam hatte er sich wieder auf die Beine gearbeitet. Jetzt warf er einen verstörten Blick um sich, sah die graue Wasserlinie nur noch wenige Meter von sich entfernt, die schroffen, kahlen Felswände der Klippen neben sich. Ein Schauer überlief ihn.

„Ich weiß nicht, was zu machen ist,“ erklärte Frau Munday, die noch neben ihm stand. Auch sie hielt Umschau auf Meer, Himmel und Klippen, aber ohne zu schaudern. „Weiter unten ist ein Felsbrocken,“ fuhr sie fort, „den ich öfters bemerkt habe. Möglich, daß er höher ist als der Wasserstand bei Flut . . . ich meine mich zu erinnern, daß die Bootskleute von ein paar solchen Stellen sprachen, die die Flut nicht überspült. Wollen wir's versuchen, bis dahin zu kommen? Lassen Sie sich nur Zeit,“ setzte sie mit Bitterkeit hinzu, „jetzt tut keine Eile mehr not. Das Wasser wird mittlerweile die ‚Rote Agnes‘ überflutet haben; bis es hierher kommt, mag's immerhin noch eine Stunde anstehen. Da . . . nehmen Sie meinen Arm. Wenn wir nur ein Plaid oder etwas Derartiges bei uns hätten, mein Jäckchen zum Beispiel.“

„Das hab' ich unterwegs fallen lassen.“

„Wie schade! Ich hätte es Ihnen leihen können, denn möglicherweise müssen wir bis Tagesanbruch da oben sitzen . . . vorausgesetzt, daß wir nicht weggespült werden!“

„O, bitte, reden Sie nicht davon!“

„Sie täten besser, den Tod ins Auge zu fassen, da er doch einmal ziemlich in der Nähe ist! . . . Hier . . . das ist der Block! Klettern Sie hinauf! . . . Setzen Sie den Fuß zuerst hierher auf die flache Stelle. . . Es ist trocken oben, nicht wahr?“ fragte sie besorgt.

Sie ließen sich oben auf dem abgeplatteten Felsbrocken nieder, der, vor dem Wind geschützt, gerade unter der Klippe lag und etwa fünf bis sechs Fuß über das Geröll emporragte. Lydia zog die Beine unter den Leib und saß wie ein zierlicher Chinese, ins Weite starrend, regungslos da, Schulter an Schulter mit Davenant. Nachdem sie ihre Plätze eingenommen hatten, versanken beide in Schweigen. Sie konnten nichts tun als ab-



warten und die Hoffnung festhalten, ihr Zufluchtsort werde wirklich über Fluthöhe sein.

„Wenn es nur dunkler wäre,“ murmelte Davenant. „Es ist viel schlimmer, solange man das Wasser steigen und steigen sieht, es weckt so schauerliche Vorstellungen.“

„Ach! Merken Sie jetzt, daß Sie dichterische Phantasie haben? Wenn ich sterben soll, ist mir die Beleuchtung gleichgültig, nur meine Gesellschaft hätte ich mir gern ausgesucht.“

„Gott ist uns nah zu Wasser wie zu Land,“ stammelte Gossie im Ton eines oft abgeleierten Trostspruchs.

„Werden Sie nur kein Betbruder aus Angst!“

„Sie selbst haben schon zweimal ‚Um Gottes willen‘ gesagt.“

„Wirklich? Nun, Sie müssen's ja wissen, ich besinne mich nicht darauf. Wenn Sie Ihre Gebete hersagen wollen, so lassen Sie sich durch mich nicht stören.“

„Wie können Sie in diesem Augenblick noch spotten?“

„Bitte, ärgern Sie mich nicht! Merken Sie denn nicht, daß ich gar nicht weiß, was ich sage, sondern nur nach einem Boot ausspähe? Wenn Fischer draußen wären und wir uns bemerklich machen könnten, würden sie uns aufnehmen. . . . Vielleicht fährt Ferdinand hinaus? Ich sagte ihm, daß wir aufs Geröll gehen . . . wenn er's nur nicht vergessen hat! Geben Sie mir Ihr Taschentuch.“

Sie knotete es mit dem ihrigen zusammen und band beide an ihren Sonnenschirm.

„Den Schirm haben Sie bisher bei sich behalten?“ fragte er verwundert.

„Und den Kopf zum Glück auch!“

Sie schwang die selbsterfundene Flaggenstange kräftig hin und her, obwohl es allmählich so dunkel wurde,

daß sie in dem herbstlichen Nebel nicht mehr sichtbar gewesen wäre. Die helle Gestalt der jungen Frau selbst erschien wie ein zerbrechlicher Schmetterling, der an einer schwarzen Klippe klebt, wie ein winziges schwachrosa Pünktchen an der dunklen Felswand dahinter. Nun begannen die Wasser rings um den Fuß ihrer Feste zu rauschen. Davenant schauderte.

„Es ist jedenfalls gar nicht kalt,“ bemerkte sie gefühllos. „Wenn Sie nur Ihre Uhr bei sich hätten, dann wüßten wir wenigstens, was wir zu erwarten haben.“

„Warum? Wieso?“

„Weil wir dann Gewißheit hätten, wann die Flut ihren Höhepunkt erreicht. Da wir keine Uhr haben, müssen wir's eben abwarten.“

Die Nacht sank schnell herein. Beide schwiegen geraume Zeit. Davenant saß hilflos zusammengekauert wie ein Häuflein Elend da und studierte das scharfe Profil, das Frau Munday ihm zuehrte, ohne ihn je anzusehen. Die Zähne klapperten ihm hörbar.

„Leider kann ich Ihnen meine Jacke nicht leihen,“ bemerkte sie wegwerfend. „Sie haben sie ja verloren.“

„Aber Sie könnten . . .“

„Was?“

„Sich nicht so ganz von mir abwenden! Ich habe ein so grausames Gefühl der Verlassenheit!“

„Wenn es Ihnen wohltut, will ich Sie ansehen,“ versetzte sie, machte eine halbe Wendung und sah ihm kalt, gleichgültig, ja höhnisch ins Gesicht. Als gleich darauf ein Hagel schwerer Steine von der Klippe herabrasfelte und klirrend auf einen Vorsprung ihres Felsensitzes aufschlug, zuckte sie nicht mit der Wimper, während der junge Mann einen Ton von sich gab, der zwischen Husten und Schluchzen schwankte, und tastend eine Hand ausstreckte.

„Wenn Sie . . . ob Sie wohl sich entschließen könnten . . . mir die Hand zu geben . . . ich möchte . . . ich möchte etwas Lebendiges . . .“

„Auch das kann geschehen!“ sagte sie kühl.

Sie streckte ihm die warme, muskelkräftige Hand hin — in der andern hielt sie noch immer die Flaggenstange — und er umschloß sie mit inbrünstigem Druck, der aber aus keinen andern Gefühlen als Frost und Todesangst hervorging.

Ihre Hand blieb in der seinen, aber ihr Blick wanderte alsbald wieder ins Weite, ohne daß er dessen innegeworden wäre. Eine Stunde oder länger saßen sie so da, ohne ihre Stellung im mindesten zu verändern. Das Dunkel nahm zu und die Wellen klatschten unheimlich an die Grundfesten ihres Zufluchtsorts. Von Zeit zu Zeit legte Lydia die Flaggenstange weg, um den Rand der Felsplatte zu betasten und sich zu überzeugen, daß die Wellen sie noch nicht belecten. Dann wurde die Dunkelheit undurchdringlich; sie legte ihre Signalstange als wertlos beiseite und stützte das Kinn in die freie Hand.

„Sterben . . . und mit Ihnen!“ sagte sie leise mit aufwallender Bitterkeit, indem sie den Kopf nach Davenants Seite drehte.

Der junge Mensch schien fast das Bewußtsein verloren zu haben, und seine Hand, die noch immer die ihrige festhielt, wurde kälter und kälter.

\* \* \*

Jetzt ward noch ein andres Geräusch hörbar als das Klatschen und Rollen der Wellen . . . Ruderschläge. Die schweren Riemen streiften knirschend das Geröll am Strand und ein Boot mit drei Männern bog um die nächste Felsenzunge.

India schüttelte die naßkalte Hand heftig, sie entfiel leblos ihrem Griff.

„Wachen Sie auf und schreien Sie . . . wenn Sie können!“

Sie selbst ließ einen lauten, schrillen Schrei ertönen.

„Hurra!“ erklang Ferdinands Stimme aus nächster Nähe. „Sitz ruhig! Könnt ihr euch noch halten?“

„Hurra!“ gab sie zur Antwort. „Es hat keine Gile!“

Sie stand auf und knüpfte die Taschentücher von ihrem Schirm los.

\* \* \*

„Ich wußte, daß du kommen würdest,“ rief sie zu ihrem Mann hinunter, als das Boot sich hart an den Felsen heranschob.

„Spring herunter . . . wenn du kannst!“ befahl er kurz.

Die Entfernung bis zur Mitte des Bootes haarscharf und richtig bemessend, sprang sie ab.

„Er kann's nicht,“ erklärte sie, auf Davenant deutend, in dessen hilflose Gestalt nicht einmal die Gewißheit der Rettung Leben gebracht hatte. „Man muß ihn irgendwie herunterschaffen.“

\* \* \*

Nach wenigen Minuten befanden sich beide im Boot, Davenant in Teppiche gewickelt zwischen den beiden Bootsleuten am Boden ausgestreckt. Ferdinand lenkte das Steuer und seine Frau saß, ihren Sonnenschirm in der Hand, stramm und frisch im Stern.

„Wie kamst du darauf, hier herauszufahren, Ferdinand?“ fragte sie in leichtem Gesprächston.

„Wenn in Swanbergh jemand vermißt wird, so ist zehn gegen eins anzunehmen, daß er sich in den Klippen

verlaufen hat, folglich nahm ich ein Boot, um hier nachzusehen.“

„Ein sehr gescheiter Einfall! Sage mir doch . . . ist das Riff, worauf wir saßen, über Fluthöhe?“

„Nein, es kommt unter Wasser.“

Jetzt schauderte Lydia zum ersten Male.

„Also hätte ich ertrinken müssen, und . . . mit so etwas!“ sagte sie, auf Davenant deutend.

„Das wäre allerdings ein wenig — grotesk gewesen,“ bemerkte der Gatte.

„Ich werde nie mehr mit ihm verkehren,“ flüsterte sie, nur ihrem Mann verständlich.

„Warum?“

„Weil ich nichts am Mann so sehr hasse, als was der da ist — ein Feigling.“

---

### Achtzehnte Scene.

„Lesen Sie mir's vor!“ sagte der Maler. „Ich glaube, darin liegt ein Motiv.“

„Es war Fiammetta, die den Himmel bewohnt hatte,“ las Nevill. „Sie schwebte näher, immer ernster und inniger kam sie heran, eine kristallene Schale in beiden Händen haltend. ‚Gedenke deines Gebets und des meinigen, Giovanni! Trinke, aber hüte dich, einen Tropfen zu verschütten!‘ Süß war der Trank, süß war die Heiterkeit, die er meinem Geist verlieh, aber — ach! süß war auch, was er von mir hinwegtrug! — Bitte, was hat denn der Trank von Voccaccio hinweggetragen?“

„Die Erinnerung,“ erwiderte Ferdinand. „Francesco hat um Vergessen gebetet. Am frühen Morgen eines regnerischen Tags, wo das Wasser in den Dachrinnen

rauscht und ein Vöglein im regenschweren Laub zirpt, hat er einen Traum. Er sieht seine tote Geliebte herabschweben mit dem Kelch, worin sie ihm das ‚Wasser der Vergessenheit‘ bringt. Am Grunde des Gefäßes liegt ihr erster Kuß. Sie beugt sich über ihn; das breite Lilienblatt (es muß wohl eine Art Aronsstab gewesen sein) in ihrem Haar verbirgt ihre Stirn und ihre Augen, durch dieses Blatt aber fällt die Klarheit des Himmels . . . es ist manch ein Jahr her, daß ich meinen Landor nicht angesehen habe, und doch erinnere ich mich fast des Wortlauts der Stelle. Es schwebte mir immer vor, dieses Lilienblatt im Schein des Himmelslichts zu malen.“

„Und ich soll an diesem frostigen Januarmorgen und noch dazu nach Ihrem gestrigen Ball aussehen wie Fiammetta?“

„Ob Sie Lust dazu haben oder nicht, darauf kommt's nicht an,“ versetzte er bewundernd, „Sie können's gar nicht ändern, denn Sie sind die echte Fiammetta, die Boccaccio sah, oder wenigstens mein verkörperter Begriff von ihr, und dieses Gewand ist genau die Kleidung, die sie getragen haben muß . . . mir hat's einmal eine Dame zurecht gemacht.“

Nevill stieg auf das Gerüste.

„Wo ist die Wasserschale?“ fragte sie kurz.

Er reichte sie ihr und änderte mit leichter Hand, fast scheu, die Lage einer Haarlocke auf ihrer Stirn. Unter seiner Berührung legte sich feierlicher Ernst über ihre Züge.

„Ein unglückliches Gesicht dürfen Sie mir nicht machen,“ sagte er zurücktretend. „Bedenken Sie, daß Sie ein seliger Geist sind, der mit einem Traumbild vergangeney Lebens zu dem armen, an die Erde gebundenen Ser Giovanni herabsteigt. Er sehnt sich, alle

seine irdischen Erinnerungen in Gottes Brust zu versenken, auf daß sie seine selige Ruhe nicht stören. Freud' und Leid wird ohne Wiederkehr aus seiner Seele schwinden; ist das nicht eine seltsame, echt mittelalterliche Vorstellung?"

„Ich möchte weder Freud' noch Leid vergessen,“ entgegnete sie leidenschaftlich, „ich bin gewillt, gar nichts zu vergessen. Die Erinnerung an das Glück ist nächst dem Glück selbst das Beste, was wir haben. Ich lebe in der Vergangenheit oder in der Zukunft . . . in der Gegenwart niemals.“

„Das weiß ich wohl und ich fürchte, daß Ihre Ansichten auf Glück sehr bescheiden sind! Sie sollten es machen wie Lydia . . . nur aufs einzelne, in die Nähe blicken, es ist der praktische Weg! Und auch der meinige. Wenn ein Künstler Muße hat zum Arbeiten, Licht die Fülle und ein gutes Modell, so verlangt er sonst nichts . . . oder er sollte doch nicht mehr verlangen.“

Und er sah sie an mit dem langen, langen Blick, womit der Maler sein Modell in sich aufnimmt, sich daran festsaugt.

„Ich muß etwas Rundes haben um Ihren Hals . . . und grünlich muß es sein . . . etwas in Gestalt eines Halsbands. Lydia hatte eins, das genau meinem Zweck entspräche . . . wo ist sie denn?“

„Sie hat eine Unterredung mit der Köchin; ich glaube, daß . . . diese Frau Parker war meiner Meinung nach sehr frech!“

„Warum wird sie denn nicht auf der Stelle fortgeschickt?“ fragte Ferdinand zerstreut, indem er unter halbgeschlossenen Lidern nach seinem Modell hinblinzelte.

„Das meine ich auch, aber Lydia sagt, ich verstehe nichts von einer Haushaltung. Es ist ja auch richtig; einen Haushalt im herkömmlichen Sinn des Worts habe

ich nie gehabt. . . . Soll ich zu ihr gehen und sie um das Halsband bitten?"

„Nein, nein, ich will mich so behelfen. Einer Sturz-  
welle häuslicher Angelegenheiten kann ich mich jetzt nicht  
aussetzen. Erinnern Sie mich aber daran, daß ich für  
unsre nächste Sitzung einen Lilienstengel besorge.“

Mit einem Male ging die Türe auf und Frau  
Munday schritt herein. In der Hand hielt sie die Ele-  
mente eines Kleiderleibchens, an ihrem Kinn aber saß  
ein kleiner, beinah dekorativer Tintenfleck.

„Prr! Wie dein Kamin wieder qualmt, Ferdinand!  
Du machst dir wahrscheinlich gar nichts daraus! Nach  
euch überirdischen Leuten scheint immer eine gewöhnliche  
Sterbliche sehen zu müssen!“ Sie begann geräuschvoll  
mit dem Schüreisen zu hantieren. „Wenn die Sitzung  
aus ist, so hilfst du mir doch die Ärmel in das Kleid  
setzen, Nevill? Mein liebes Kind, du siehst recht kazen-  
jämmerlich aus heute . . . späte Nachtstunden be-  
kommen dir nicht . . . und was für einen blauen Fegen  
hast du denn da am Leib? Sage mir nur, was in aller  
Welt du mit dem alten Goldfischglas in der Hand vorhast?“

„Kümmere dich nicht darum, Lydia,“ sagte Munday  
lachend. „Dir Boccaccios Traum zu erklären, würde  
uns zu viel Zeit kosten! Ich bitte dich ums Himmels  
willen, laß das Feuer in Ruh'! Du vertreibst mir den  
mittelalterlichen Dunstkreis . . . das heißt, du erfüllst  
das ganze Zimmer mit Ruß.“

„Ach! Bleibt ihr nur in eurer kristallinen Ruhe;  
ich will euch nicht stören und habe auch gar keine Zeit  
dazu. Ich muß das Rädchen an der Haushaltungs-  
maschine drehen, und in der Küche mit wilden Tieren  
kämpfen. Diese Köchin!“

„Was ist denn los mit ihr?“



„Eine freche Person ist's ganz einfach.“

„So schicke sie doch fort!“

„Echt männlich, dieser Rat! Jetzt kann ich sie nicht entbehren.“

„Ich finde gar nicht, daß sie etwas Besonderes wäre. Das Essen war gestern abend einfach niederträchtig.“

„Es sollte kein Abendbrot sein, nur ein kleiner Imbiß.“

„Gesellschaften mit ‚kleinem Imbiß‘ will ich in meinem Haus nicht geben, Lydia. Und wo hattest du diesen Sekt her? Er war ungenießbar.“

„Für dich, weil du ein Kenner bist, aber andre . . .“

„Ich sagte dir, unter zweiundsiebzig Schilling für das Duzend Flaschen solltest du nie Sekt nehmen. Dieser kann höchstens dreißig gekostet haben, er war viel zu gering.“

„Ach was! Sekt ist Sekt!“

„Nein, Lydia, das geht nicht. Ich bin nicht besonders darauf aus, Gesellschaften zu geben, aber wenn man überhaupt Leute einladet, muß man sie anständig bewirten; das ist man der Ehre seines eigenen Hauses schuldig. Ich kann meine Freunde nicht hierher bemühen, um mit Kresse belegte Brötchen zu essen und Sekt zu dreißig Schilling das Duzend Flaschen zu trinken! Und weshalb hast du denn solche Schwierigkeiten mit deiner Köchin? Was will denn die Person?“

„Ihren Lohn will sie zufällig haben,“ erwiderte die Hausfrau gelassen.

„So gib ihr den Lohn und schicke sie fort. Sie genügt nicht für unser Haus.“

„Den Lohn geben, weil sie ihn frech verlangt? Fällt mir gar nicht ein! Das tue ich grundsätzlich nicht! Wer den Lohn fordert, bekommt ihn nicht, und wer ihn nicht fordert, braucht ihn nicht . . . gelt, Nevill?“ setzte sie hinzu, das junge Mädchen wohlwollend in die Wange kneipend.

„Aber wenn der Lohn verfallen ist?“ wandte der Gatte ein.

„Das kommt dabei gar nicht in Frage! Ferdinand, du bist immer so schrecklich akkurat! Jetzt laßt mich aber fort . . . ich sitze an meinen Wirtschaftsbüchern.“

„Man sieht's! Du hast einen Tintenfleck an deinem Kinn! Nebenbei bemerkt, willst du mir nicht das Halsband mit den Chrysopteren und Diamanten für mein Bild leihen? Du hast es schon so lange nicht mehr getragen, daß ich kaum noch weiß, wie es aussieht, aber ich glaube, es entspricht meinem Zweck.“

„Das alte, armselige Ding!“

„Armselig! Nun, wenn mich nicht alles trügt, habe ich seinerzeit in Berlin doch hundertzwanzig Pfund dafür bezahlt.“

„Hundertzwanzig Pfund?“ wiederholte Frau Munday erschrocken. „Dann hat dieser Mensch mich betrogen!“

„Dich betrogen? Welcher Mensch?“

„Der Levi,“ entfuhr es ihr rasch. „Ich ließ es von ihm schätzen.“

„Schätzen? Ein Geschenk?“

„Ich weiß immer gern, was meine Sachen wert sind. Übrigens einerlei, denn es hätte gar keinen Wert für dich . . . es würde nie und nimmermehr in dieses Bild passen.“

„Hole mir's doch und erlaube mir, diese Frage selbst zu beurteilen.“

„Ich habe keine blasse Ahnung, wo es sein kann.“

„Du? Die ordnungsliebendste Frau in ganz London?“

„Nun, ich will einmal nachsehen,“ sagte sie widerstrebend, „aber ich weiß, daß ich's nicht finden werde.“

Nach fünf Minuten kehrte sie triumphierend zurück.

„Eben ist mir's eingefallen . . . das Halsband ist ja

bei Levi zum Ausbessern, und das währt immer Monate! Jetzt muß ich aber fort, so viel Zeit darf ich nicht vergeuden!"

Sie trat zu ihrem Mann und küßte ihn mit einem gewissen Besitzerstolz.

„Bitte, Ferdinand, laß doch die Katzen nicht auf die Stühle sitzen! Sie zerkraken ja alle Bezüge!"

„Laß sie doch! Wir können uns ja neue leisten!"

„Ach was!" rief Lydia, den alten Jupiter mit derbem Griff von einem Empirelehnstuhl herunterbefördernd. „Geh hinunter, Jupiter, und sage deinen Kollegen, es sei verboten, auf diese Stühle zu sitzen! Dieser Jupiter soll erschossen werden . . . er wird alt und blind und unbrauchbar . . . dafür werde ich sorgen müssen! Ihr braucht nicht gleich freideweiß zu werden, ihr beiden, es war ja nur Spaß! Diese unausfiehliche Ateliers-türe, Ferdinand! Ich kann sie nie ohne Geräusch auf- und nie zumachen, ohne daß sie zuschlägt."

Sie schlug wirklich die Türe zu; der Künstler aber sandte einen kläglichen Blick zu seinem Modell hinüber.

„Wollen wir versuchen, in Boccaccios Welt zurück-zufehren?"

\* \* \*

„Ich werde arbeiten wie der Teufel, wenn Sie mir's nicht übelnehmen," verkündete er nach einiger Zeit.

„Nein, das nehme ich gewiß nicht übel."

Volle drei Viertelstunden lang wurde kein Wort gewechselt. Die Stellung war sehr ermüdend und Nevill hatte nicht die Ausdauer eines Berufsmodells. Nach und nach sank ihr Kopf herab, am Hals traten die Muskeln scharf hervor und die Wölbung ihrer Schultern sank ein. Ihre Augen nahmen einen angstvoll gespannten Ausdruck an und fielen öfters zu, wofür sie sorgfältig

immer die Zeit zwischen einem Blick des Künstlers und dem nächsten auswählte, und diese Blicke wurden zum Glück seltener und seltener. Er arbeitete jetzt nach seiner eigenen Idee. Dann kam eine Zeit, wo sie die Herrschaft über ihre Augenlider verlor.

„Herr Munday . . .“ begann sie zaghaft.

„Hm?“

„Kommen Sie voran?“

„Prachtvoll!“

„Dann will ich mich nicht rühren . . .“

„Bitte, ja nicht . . . wenn Sie mir eine Liebe tun wollen! Sie sind jetzt mehr Fiammetta als je . . . so blaß . . . so durchsichtig . . . einen Augenblick!“

„Gut!“ keuchte sie mühsam.

„Ich quäle Sie wohl sehr?“ fragte er geistesabwesend.

„Nein, nein . . . nur . . . lange kann ich nicht mehr so stehen. . .“

„Wirklich nicht?“

Der Wahnsinn der Schaffenslust hatte ihn erfaßt; er hörte nicht, was sie sagte, erst ein scharfes Klirren brachte ihn zur Besinnung. Die Kristallschale war ihren Händen entglitten und lag zerschellt am Boden.

„Großer Gott! Was für ein Ungeheuer bin ich doch!“ rief er aufspringend.

Er kam gerade noch zur rechten Zeit, um die leblose Gestalt seines Opfers beim Heruntergleiten vom Gerüste in seinen Armen aufzufangen.

„Rufen Sie Lydia nicht,“ stammelte sie, dann hatte sie das Bewußtsein verloren.

Eine Ohnmacht setzt einen Künstler weniger in Verlegenheit als andre Männer; das Ereignis kommt im Atelier zu häufig vor. Er legte das Mädchen flach auf den Boden, spritzte ihr geschickt ein paar Tropfen Wasser

in das abschafale Gesicht und hielt ihr, noch ehe sie die Augen aufschlug, eine ziemlich starke Mischung von Cognak und Wasser an den Mund. Bald darauf schlug sie die herrlichen Augen auf und blickte lächelnd in sein über sie gebeugtes Gesicht.

„Wie glücklich Sie aussehen!“ sagte er. „Können Sie mir meine Gedankenlosigkeit und ruchlose Selbstsucht je verzeihen?“

„Ich glaubte, ich sei gestorben,“ erwiderte sie, ihre langen Arme streckend. „Mir war's, als wär' ich Fiammetta . . .“

„Fiammetta, die den Himmel bewohnte? Fiammetta, der selige Geist? Und Sie kehrten zurück . . .“

„Zu Ihnen!“ hauchte sie träumerisch, die Augen aufs neue schließend.

„Aber Fiammetta hat das Wasser der Vergessenheit ausgeschüttet!“ sagte er halb spaßhaft, auf die Scherben venezianischen Glases deutend.

Sie wollte nicht scherzen; ihr war es verzweifelter Ernst.

„Ich will auch gar nicht vergessen . . . möchten Sie's?“

„Nein, nein,“ versetzte er beschwichtigend, indem er ihre Hand streichelte wie die eines Kindes und von ihr hinweg in die mit Teppichen behängte dunkle Ecke des Ateliers blickte.

„Woran denken Sie?“ fragte sie, immer noch in der gleichmäßigen, undeutlichen, nachtwandlerischen Sprechweise von vorhin.

„An Sie,“ erwiderte er, ohne sie anzusehen.

Nach einer Weile kam sie in einen natürlicheren Zustand, ihre Augen blieben offen, ihre Haltung wurde strammer. Sie entzog ihm ihre Hand und sah sich im Zimmer um; sie fröstelte.

„Ich muß nach Hause.“

„Noch nicht! So können Sie nicht fort. . . . Trinken Sie noch ein wenig.“

„Was ist's?“

„Kognak. Ich gab Ihnen vorhin schon davon.“

„Er sollte mir zuwider sein, aber er schmeckt mir,“ sagte sie sich aufrichtend.

„Gewiß, weil Sie schwach sind und ihn nötig haben. Jetzt setzen Sie sich ans Feuer und machen Sie sich gar keine Gedanken. Später bringe ich Sie dann nach Hause. Es ist Ihnen wirklich lieber, wenn ich meine Frau nicht hole?“

„Biel lieber! Ach . . . Sie rufen sie doch nicht?“ schrie sie beinah auf, als er auf die Türe zuing.

„Nein, gewiß nicht! Ich verspreche es Ihnen . . . ich wollte nur etwas zum Umlegen für Sie holen.“

Sie folgte ihm mit den Augen, als er an einen Wandschrank trat und verschiedene Kleidungsstücke herausnahm. Bald war das blaßblaue Brokatgewand der italienischen „Donzella“ unter dem violettseidenen Mantel einer Dame des ersten Kaiserreichs verschwunden und Nevills eiskalte Hände steckten in einem großen englischen Muff aus dem achtzehnten Jahrhundert. Sie lächelte dem Maler mit dem matten um Verzeihung bittenden Lächeln körperlicher Schwachheit zu, während seine geschickten Hände sie sorglich einhüllten.

„So, jetzt geben sich die Jahrhunderte ein Stelldichein bei Ihnen,“ sagte er lachend, indem er auf ihr Geheiß zur Staffelei zurückkehrte.

„Würden Sie gerne plaudern?“ fragte er plötzlich.

„Ja, aber viel Vernünftiges bekommen Sie nicht zu hören. Mir wirbelt der Kopf . . . Sie haben mir zu viel Kognak gegeben.“

„Nicht halb so viel, als ich Peggy Merridew geben

muß, wenn sie Ohnmachtsanwendungen spürt oder zu spüren vorgibt. Das schadet gar nichts; Sie müssen sich nur Zeit gönnen zum Ausruhen. Hat Ihnen die gestrige Gesellschaft Vergnügen gemacht?"

„O ja, nur . . .“

„Ohne Aber! Sie haben sich sehr gut unterhalten, denn ich sah ja, daß Sie den großen Calder-Marston ganz in Beschlag genommen hatten!“

„Es muß so ausgesehen haben, ich kann aber nichts dafür. Lydia sagte . . .“

„Weshalb hätten Sie ihm ausweichen sollen? Er kam ja nur Ihretwegen. Worüber hat er denn so ernstlich mit Ihnen gesprochen?“

„Über Berufliches . . . meine Laufbahn, wie er sich mit Vorliebe ausdrückt.“

„Und Sie vernachlässigen diese Laufbahn!“ bemerkte Munday ernst. „Sie machen sich den Eindruck nicht zu nutze, den Sie auf den größten Theaterdirektor des Jahrhunderts hervorriefen. Erzählen Sie mir, was er gesagt hat.“

„Er wünscht, daß ich aufs Land gehe . . .“

„Ja?“

„Nach Hastings zu Frau Walpys Truppe. Sie ist, wie Sie wissen, Marischals Schwester und leitet eine Provinzbühne, wo junge Schauspielerinnen ausgebildet werden.“

„Eine vortreffliche Gelegenheit zum Studium. Ich bin recht froh, daß er Sie nicht als Statistin oder Schülerin am Pall-Mall-Theater anfangen lassen will. Es klingt vornehmer, aber eine tüchtige Schulung auf Provinzbühnen hat meiner Ansicht nach bedeutend mehr Wert.“

„Ja, aber es bedeutet eben London verlassen!“

„Hängen Sie denn so sehr an — London?“

„Wie am Leben selbst!“

„Ich weiß es, aber wenn Ihr Schicksal Sie abrufst,

müssen Sie gehorchen. Das ist dasselbe für Mann und Weib . . . wir müssen gehorchen und uns durcharbeiten, wo es auch sei."

"Würden Sie mich nicht vermissen?" fragte sie, dem Weinen nah.

"Vermissen? . . . Vermissen? . . ." wiederholte er, mit einem Fehen Leinwand einen Fleck von seinem Bild weg-reibend. "Natürlich würde ich Sie vermissen, entsetzlich ver-missen. Ich könnte das Malen eigentlich gleich aufstecken!"

"Ach so . . . das Malen!" sagte sie gedehnt. "Nun, damit ist die Frage ja entschieden," setzte sie nach einer Weile hinzu.

Ferdinand steckte den Pinsel in das Büschel, das er in der linken Hand hielt, und kam zu ihr herüber.

"Mein liebes Kind, darf ich zu Ihnen sprechen wie ein Vater?"

"Wenn Sie sich als solchen fühlen!" versetzte sie ab-lehnend.

Nevills Wangen glühten. So mochte Fiammetta aus-gesehen haben, ehe ihre irdische Laufbahn beendet war; an den blassen Engel mit gesenkten Lidern, der vor einer halben Stunde da oben gestanden hatte, erinnerte sie nicht mehr.

"Das tue ich in diesem Augenblick. Sie haben keinen Vater, und Ihr Glück liegt mir am Herzen, wie es irgend einem Vater am Herzen liegen könnte. Nevill, ich darf es nicht zulassen, daß Sie diese Möglichkeit an sich vorübergehen, sich die Gelegenheit durch die Finger schlüpfen lassen, wie Sie im Begriff stehen, es zu tun. Ich habe mir die Sache bisher nicht recht klar gemacht, nun erkenne ich aber deutlich, daß Sie Ihre Zukunft nicht aufs Spiel setzen dürfen, um mir nütz-lich zu sein. Es wäre niedrige Selbstsucht, wenn ich



dieses Opfer annähme, und ich werde es nicht annehmen! Unter Tausenden, die zur Bühne gehen wollen, hat kaum eine Ihre Aussichten. Der erste Bühnenvorstand Londons nimmt persönlichen Anteil an Ihnen, will sich Ihrer Ausbildung unterziehen, selbstverständlich weil er's der Mühe wert hält. Bedenken Sie, was das heißen will! Ihr Glück ist gemacht, Ihre Stellung, Ihr Ruhm gesichert! Lockt Sie der Ruhm nicht?"

„Doch, aber . . .“

„Die Bühne war das höchste Ziel Ihrer Sehnsucht!“

„Als ich noch ein Kind war . . .“

„Und sie ist Ihr Beruf. Ich habe Sie ja selbst sprechen hören in Swanbergh . . . es war wunderbar! Noch nie habe ich Ihnen gesagt, welchen Eindruck Sie mir machten . . . Eine solche Begabung dürfen Sie nicht ungenützt lassen; dazu haben Sie gar kein Recht! Sie sind auf Ihre Arbeit angewiesen; Ihr Talent wird Sie am leichtesten ernähren. Natürlich gilt es auch da erst arbeiten und lernen. Anfangs werden Sie nicht viel verdienen, aber später . . . später wird es bedeutend einträglicher sein, als mir Modell zu stehen!“

„Einträglicher!“ rief sie bestürzt. „Ich verstehe nicht . . .“

„Nun, ich meine nur, daß wir Ihnen nichts geben im Vergleich zu dem, was Sie als fertige Schauspielerin einnehmen werden.“

„Was Sie mir geben? Sie geben mir nichts als Freundschaft!“

Der drohende Ernst, der sich mehr und mehr in seinem Gesicht zeigte, galt nicht dem armen Mädchen.

„Soviel ich weiß,“ sagte er langsam und nachdrücklich, „entschädigt meine Frau Sie doch für die Arbeitszeit, die Sie durch unsre Sitzungen verlieren? Ent-

schuldigen Sie, wenn ich mich nicht glücklich ausdrücke, aber . . . es ist doch so?"

„Sie meinen, daß Sie mich als Modell bezahlen? Großer Gott!"

„Was? Sie tut es nicht?"

Er trat einen Schritt vor.

„Und meinen Sie denn, daß ich mich bezahlen lassen würde?"

„Was Sie tun würden, weiß ich nicht; ich weiß nur, was ich mit Gewißheit voraussetzte . . . was sie mir hat versprechen müssen. . . . Ich mußte i h r versprechen, nie mit Ihnen darüber zu reden, Ihr Bartgefühl nicht zu verletzen, alles vertrauensvoll ihrem Takt zu überlassen! Großer Gott!"

„Ich Ihnen sitzen . . . um Geld zu verdienen!" schluchzte Nevill.

„Selbstverständlich!" rief er heftig. „Aus welchem andern Grund denn? Aus Liebe etwa?"

Ohne sie anzusehen, rannte er im Zimmer auf und ab. Sie aber saß mit flehend gerungenen Händen da.

\* \* \*

„Ich habe den Armel ohne deinen Beistand hineingesetzt, Nevill," verkündete Frau Munday, geräuschvoll ins Zimmer tretend, „und ich möchte euch überirdische Geister zum Frühstück holen! Was hörte ich da eben von Liebe reden? Seid ihr schon so weit? Wahrhaftig, Kinder . . ."

„Sei so gut und schweige, Lydia! Wenn Sie sich jetzt umkleiden wollen, Fräulein France, so werde ich Sie nach Hause bringen."

Er schleuderte die nasse Palette samt den Pinseln auf eine gestickte orientalische Tischdecke. Lydia wollte sie entfernen.

„Rühr meine Sachen nicht an!“ befahl er heftig.

„Weshalb heißt es heute ‚Fräulein France‘? Weshalb soll sie nicht mit uns frühstücken, wenn ich sie doch einlade? Warum willst du sie nach Hause bringen?“

„Weil sie krank ist . . . ich habe sie so überanstrengt mit Sizen, daß sie ohnmächtig wurde. Sei so gut und beantworte mir eine Frage, ehe sie zurückkommt. Hast du sie nie, wie wir's verabredet hatten, für die Sitzungen bei mir bezahlt?“

„Musste sie dich's merken lassen! Die kleine Schlange!“

„Nein, Lydia, sie ist keine Schlange. Darf ich dich um Aufklärung bitten?“

„Einschüchtern lasse ich mich nicht.“

„Ich mache auch keinen Versuch dazu, ich möchte nur die Wahrheit wissen. Irgend eine Erklärung wirst du mir doch geben können? Habe ich wirklich monatelang, ohne es zu ahnen, die Gemeinheit begangen, dieses Mädchen um sein Brot zu bringen, ihr Befehle zu geben, über ihre Zeit zu verfügen, als ob sie meine Sklavin wäre. . . . Barmherziger Gott, der Gedanke ist unerträglich! Hast du die Sprache verloren, Lydia?“

Er packte einen Stuhl und stieß damit gegen den Fußboden.

„Ich werde mich hüten, einem Tobsüchtigen Rede zu stehen! Solch häßlichen Jähzorn hätte ich dir wirklich nicht zugetraut, Ferdinand!“

„Ich bitte um Entschuldigung. . . . Vielleicht wirst du aber doch die Güte haben, mir zu erklären, wie du es dulden konntest, daß ich unter dem Eindruck stand, du entschädigest Fräulein France für ihre Dienstleistungen?“

„Sehr einfach! Sie wollte ums Leben nichts von Bezahlung hören, du aber hättest sie nicht als Modell benützt, wenn du nicht geglaubt hättest, sie werde bezahlt,“

verfezte Lydia. „Ich saß also in der Klemme, und sage selbst, was hätte ich tun sollen?“

„Also hast du uns beide belogen! Darüber läßt sich nicht weiter reden,“ sagte er, sich von ihr abkehrend.

„Wenn ich bitten darf, Ferdinand, so rede nicht so theatralisch! Man spricht einer Dame gegenüber nicht von Lügen.“

„Eine Dame sollte es nicht tun. O, wenn du ein Mann wärest!“

„So würdest du mich wahrscheinlich niederschließen; leider bin ich eben eine Frau, und zwar die deinige! Jetzt erkläre mir aber gütigst, was dich eigentlich so in Harnisch bringt? Du warst darauf veressen, gerade dieses Mädchen zu malen, ihr seid beide schöne Seelen, was ich Gott sei Dank, nicht bin, also habe ich die Sache praktisch eingefädelt. Ich meine, du hättest eher Ursache, mir zu danken, als derart zu toben.“

„Begreifst du denn durchaus nicht, siehst du denn nicht ein, welch erbärmliche Rolle du mich spielen ließest, Lydia? Ich habe das arme Mädchen behandelt wie ein bezahltes Modell, habe sie herbestellt und abbestellt, sie von ihrer Berufsarbeit abgehalten und über ihre Zeit verfügt. Und dabei dachte ich ihr wenigstens zu einigem Verdienst zu verhelfen . . . das heißt, wenn ich überhaupt etwas dachte! Im Grund hab' ich an gar nichts gedacht als an ihre Brauchbarkeit für mich, habe sie ausgenützt, angestrengt . . . heute noch, bis sie ohnmächtig wurde. . . .“

„Darüber brauchst du dir nun keine Gewissensbisse zu machen! Der Vorzug, in deinen Armen ohnmächtig zu werden, hebt alle Nachteile auf . . . in ihren Augen! So sieh mich doch nicht an, als ob du mich hastest! Bildest du dir etwa ein, ich könnte auf solch ein Mädels aus der Gasse eifersüchtig werden?“

„Um Gottes willen, schweig! Sie kommt!“

„Umgekleidet und heil und gesund! Jetzt setze du sie in eine Droschke, Ferdinand . . . du kannst meinetwegen den Kutscher bezahlen . . . und komm dann zu mir! — Nevill, mein Mann wird dir einen Wagen besorgen. . . .“

„Nein ich danke,“ entgegnete Nevill, die nicht mehr blaß, sondern mit fliegender Röthe auf den Wangen und fest aufeinandergepreßten Lippen hereintrat. „Ich fühle mich vollständig wohl und will nicht, daß Herr Munday seine Arbeit unterbricht,“ fuhr sie mit erzwungener Heiterkeit und Würde fort. „Ich bitte Sie, mich allein gehen zu lassen.“

In ihrem Blick lag eine solche gebieterische Macht, daß niemand an Widerstand dachte. Sie reichte Munday und seiner Frau die Hand, ging, die Türe lautlos schließend, ruhig hinaus und ließ das Ehepaar in einiger Bestürzung zurück.

---

### Neunzehnte Scene.

(Nevills Zimmer im vierten Stock. Fünf Uhr.)

Frau Munday (macht Miene aufzustehen). So, Nevill, nun weißt du, wie es ist! Jetzt habe ich dir alles klar gemacht! Du hattest natürlich gar keine Ahnung davon, in welcher peinlichen Lage du uns bringen würdest, oder? Und nachdem wir dir so viel Freundlichkeit erwiesen haben! Meinem Mann habe ich deshalb auch kein Sterbenswort davon gesagt, sondern bin gleich, nachdem ich dein tragisches Briefchen erhalten hatte, auf und davon gegangen . . . zu dir, obwohl ich dir sagen kann, daß diese vier Treppen kein Spaß sind! Also du kommst morgen zur Sitzung wie gewöhnlich? Und du mußt uns erlauben, dich zu bezahlen, wenn auch nur

der Form wegen, denn unter keiner andern Bedingung gibt Ferdinand es zu, daß du ihm sitzest. Du mußt Rücksicht auf ihn nehmen und ihn in Stimmung bringen; er ist nun einmal etwas Don Quichotte! Lebe wohl! Auf Wiedersehen morgen! Ferdinand wird Augen machen, wenn du kommst . . . er denkt nicht daran, dich zu erwarten!

Nevill. Und wird mich auch nicht erscheinen sehen! Es tut mir leid, Lydia, aber was ich dir schrieb, war mein voller Ernst und du mußt es wörtlich nehmen. Zu euch kommen kann ich nicht mehr.

Frau M u n d a y (bekümmert). Und da rede ich nun eine volle Stunde an dich hin, setze dir auseinander, wie verkehrt du die Sache ansiehst, welche Unannehmlichkeiten du uns bereitest, und du hörst mich an, ohne ein Wort zu entgegnen!

Nevill. Weil du mir nicht die Möglichkeit gabst, eins einzuschalten!

Frau M u n d a y (kläglich). Ich habe noch nie einen Menschen gefunden, der so schwer zu überreden wäre wie du.

Nevill. Willst du den Versuch nicht lieber aufgeben, liebe Lydia? Es ist ja sehr gut gemeint von dir, aber — ich kann nicht. Wie ich dir heute früh schrieb, hab' ich schon all meine Vorbereitungen getroffen. Ich bin auf Calder-Marstons Vorschläge eingegangen und werde mich ganz seiner Leitung anvertrauen. Meine Wohnung habe ich, solange der Mietvertrag noch dauert, an Bekannte abgegeben und übermorgen gehe ich nach Hastings, um bei Frau Balpys Truppe allen Ernstes an die Arbeit zu gehen. Ich bin jetzt Schauspielerin, nicht mehr Modell.

Frau M u n d a y. Und du hast wirklich im Sinn,

uns ganz über Bord zu werfen? Ferdinand mit einem unfertigen Bild stecken zu lassen?

Nevill. Das Bild ist so weit vorgeschritten, daß er's ohne mich vollenden kann.

Frau Munday. Er wird es nie vollenden! Die bisherige Arbeit ist rein verloren. Ich kenne ihn, du nicht. Du weißt nichts von der Feinfühligkeit und Empfindlichkeit einer solchen Künstlernatur. Ich hätte dich wirklich nicht für so greulich hart und selbstsüchtig gehalten. Deinem törichtem Stolz genuggutun, willst du ihn in seinem Heiligsten, seiner Kunst, schädigen und verletzen . . .

Nevill (eindringlich). Nein, nein, Lydia, das ist es nicht . . . glaube mir! Lieber, als ihn kränken, würde ich meinen Stolz überwinden und mich bezahlen lassen. Alles, alles würde ich für ihn tun, nur . . .

Frau Munday. Nur?

Nevill. In eurem Haus aus und ein gehen kann ich nicht mehr.

Frau Munday. Aber weshalb denn, weshalb? Um Ferdinands willen . . . ich sage nicht mir zuliebe, denn an mir war dir nie viel gelegen, das weiß ich . . . wenn du nur das geringste Gefühl für Ferdinand hast . . .

Nevill (sie ernst ansehend). Ach, Lydia! Weißt du's denn nicht? Siehst du's denn nicht? Zwinge mich doch nicht, dir mit dürrer Worten zu sagen, was . . .

Frau Munday. Ich bilde mir ein, ebensoviel und vielleicht etwas mehr Scharfblick zu haben als andre Leute, aber das gesteh' ich ehrlich, warum du mit deinem Butterbrot . . . es soll ja wenigstens dein Butterbrot werden! . . . in dieser lächerlichen Weise Händel anfängst, daraus werde ich nicht klug. Offenbar steckt da Gott weiß was für ein Hirngespinnst dahinter!

Nevill (schmerzlich). Eine Torheit ist's freilich; glaube ja nicht, daß ich mich darüber täusche . . . ich liebe deinen Mann. (Sie wendet ihr Gesicht ab.)

Frau Munday (gelassen). Ja, liebes Kind, das wissen wir ja alle! Deshalb brauchst du doch nicht so erschrocken und verschämt auszugehen.

Nevill. Ich dachte . . .

Frau Munday. Ach! Du hast dir wohl eingebildet, das sei ein undurchdringliches Geheimnis? Mein liebes Kind, gib dich keinen solchen Selbsttäuschungen hin, das hätte ja ein Blinder sehen müssen! Meinst du denn, es sei niemand aufgefallen, wie du strahlst, wenn er mit dir spricht, wie du all seinen Bewegungen mit deinen großen Augen folgst wie ein kleines Hündchen, welcher veränderten Klang deine Stimme hat, sobald du mit ihm sprichst? Das war ja mit Fausthandschuhen zu greifen, und man hat mich oft genug mit deiner Verliebtheit geneckt!

Nevill (nach Atem ringend). Und weiß er es auch?

Frau Munday. Wenn du's ihm nicht gesagt hast, nein. Ferdinand merkt ja nie, was um ihn her vorgeht, und, das muß ich zu seinem Lob sagen, er ist weder eitel noch ein Damenmann. Eine Frau könnte ihn tagelang anschnarchen, es würde ihm gar nicht einfallen, ihre Blicke auf sich zu beziehen.

Nevill. Nun denn, Lydia, du wirst ja einsehen, daß ich . . . (mit Bitterkeit) . . . vollends wenn ich das Gespött eurer Freunde bin, unmöglich den Verkehr bei euch fortsetzen kann.

Frau Munday. Und weshalb denn nicht, wenn doch ich keine Einsprache erhebe? Du kannst dich drauf verlassen, daß ich deshalb nie Lärm schlagen werde. Ich gestatte allen Damen, meinen Mann nach Herzenslust



anzubeten. Den Frauen macht es Spaß und mir tut's nicht weh! Dafür bin ich denn doch modern genug. Ich selbst lasse mich nicht drauf ein, in anderer Leute Speisekammer zu naschen, einfach weil ich's nicht geschmackvoll finde, aber eifersüchtig sein? Nein! Nicht einen Finger würde ich rühren, um mir einen Mann zurückzuerobern, dem ich gleichgültig geworden wäre! Das ließe mein Stolz nicht zu. Ich weiß aber auch, daß Ferdinand nur mir, ausschließlich mir gehört, ich könnte ihn ohne Sorge mit der schönsten Frau in London umgehen lassen. In dir sieht er nichts als ein Kind, ein hübsches Kind, das ihm Freude macht, und drum sei du kein sentimentales Gänschen, gib den Unsinn auf und komm morgen! Überdies (einschmeichelnd) kann auch ich dich gar nicht entbehren! Es ist so nett, dich im Haus zu haben, du machst dich überall nützlich. . . .

Ne vill. Du mußt dir eben eine andre brauchbare Jungfer nehmen! (Leidenschaftlich.) Begreifst du mich denn gar nicht, Lydia? Ich bin ein Weib, kein Steingebilde . . . ich leide. Neulich hast du ihn in meiner Gegenwart geküßt . . . das ist dein gutes Recht, versteht sich . . . aber hast du denn kein Herz, kein Gefühl? Ahnst du denn nicht, wie mir dabei zu Mute ist? Wie kann ich denn mit euch beiden fortleben Tag um Tag, wie es tatsächlich der Fall war? Ich ertrüge es nicht, es wäre Höllequal und Sünde!

Frau M u n d a y (höhnisch). Tugendhafte Spitzfindigkeiten! Wenn ich nichts Bedenkliches dabei finde, kannst du doch wahrlich dein Gewissen beruhigen.

Ne vill. Wir sind offenbar sehr verschiedene Naturen.

Frau M u n d a y (heftig). O gewiß, sehr verschieden! Willst du mir damit vielleicht eine Ungezogenheit sagen?

Ohne Zweifel bildest du dir ein, Ferdinand werde zu guter Letzt deine Gefühle doch erwidern; ohne Zweifel meinst du, daß du eine viel bessere Frau für ihn wärest . . . Seelenverwandtschaft und so weiter! Die Zuschauer glauben immer alles besser machen zu können, als die, die mitten drin stehen.

Nevill. O nein . . . nein . . . ich liebe ihn nur!

Frau Munday (bissig). Willst du mir etwa zu ver- stehen geben, daß ich ihn nicht liebe?

Nevill. Ob du ihn liebst oder nicht, das weiß ich nicht; ich weiß nur, daß ich ihn liebe, zu meinem Unglück liebe. Das mußte ich dir gestehen, hart wie du bist, und du verlangst, daß ich in dein Haus komme, daß ich Tag für Tag in seiner Nähe sein, dich und ihn vor Augen haben solle . . . du findest nichts Bedenkliches dabei, du bist deines Glücks gewiß, du lebst im Licht, ich in der Finsternis, und ich sage dir, daß ich's nicht ertrüge! Wenn du nicht eifersüchtig bist —, ich, ich bin's — nun ist das Entsetzliche ausgesprochen.

Frau Munday. Unsinn! Wie kann man auf etwas eifersüchtig sein, was einem nicht gehört?

Nevill. Erklären kann ich dir's nicht, ich weiß nur, daß es so ist, daß es mich zum Wahnsinn bringt. Ich kann nicht mehr schlafen, nicht denken, ich . . .

Frau Munday (sie neugierig betrachtend). Ich glaube wirklich, daß bei euch kränklichen Frauen Liebe eine Art von Krankheitszustand ist.

Nevill (außer sich). Liebe! Sprich du mir nicht von Liebe! Du kennst sie nicht!

Frau Munday (ihren Kneiser aufsetzend). Komisch, wenn ein Mädchen das zu einer verheirateten Frau sagt! Ein bißchen unverschämt, findest du nicht? Aber du weißt ja nicht, was du redest, du sagst gelegentlich die er-

staunlichsten Dinge, mitunter hast du mich schon ganz in Verlegenheit gebracht. Eigentlich (spöttisch) wundere ich mich, daß du bei deinen Anschauungen irgend etwas dabei findest, in einen verheirateten Mann verliebt zu sein!

Ne vill. Was willst du damit sagen?

Frau Munday (kalt). Es wundert mich, daß du dir die Gelegenheit entgehen läßt, deine höchst absonderlichen Theorien über die Beziehungen der Geschlechter in Taten umzusetzen.

Ne vill. Lydia! Wie kannst du es wagen, mich so zu beschimpfen!

Frau Munday. Da geht der Feuerteufel los! Wagen! Beschimpfen! Alles in einem Atem! So seid ihr, ihr vorgeschrittenen Weiber! Ihr haltet Wanderpredigten über Liebe und Ehe, stellt die abscheulichsten Grundsätze auf, und sobald man sich nur anzudeuten erlaubt, ihr könntet auch den Mut eurer Überzeugungen haben — piff, paff! — da fahrt ihr auf und seid in eurer sittlichen Entrüstung eines Totschlags fähig!

Ne vill. Lydia, ich bitte dich, verlaß mich, ehe . . .

Frau Munday. Dummes Zeug, Kindchen, beruhige dein Gemüt! Ich hatte nicht im entferntesten die Absicht, dich zu kränken, ich wollte nur eine befremdliche Tatsache feststellen . . . dein Zorn wird bald verraucht sein. (Den Kneifer wieder aufsetzend.) Merkwürdig! Eines solchen Wutausbruchs wäre ich gar nicht fähig, nicht einmal wenn man mich dafür bezahlte! Ich kann dir sagen, die Wirkung war großartig . . . ich glaube schließlich selbst, daß du auf der Bühne Glück machen wirst. . . Nun, noch immer kein Wort? . . . Höre, Ne vill, sollen wir zwei verständigen, weltläufigen Frauen Händel anfangen wie die Königinnen im Siegfried? Ich streite grund-

sätzlich nie und verbiete jedermann, mit mir in Streit zu geraten, sogar solch einem kleinen Feuerteufel wie dir!

Nevill (mühsam). Nein, Lydia, zanken wollen wir uns nicht, sondern verabschieden. Wir werden uns nie wieder begegnen . . . nie. Wie kämen wir auch dazu? Zwischen uns ist nichts gemeinsam.

Frau Munday. O nein! Die Gemeinsamkeit bestand nur zwischen meinem Mann und dir.

Nevill. Den ich gleichfalls nicht wiedersehen werde.

Frau Munday. Nie bis zum nächsten Mal! Das kennen wir!

Nevill. Nie, solange ich lebe.

Frau Munday. Dann hoffst du, ihn in einer besseren Welt wiederzufinden! Diese Redensarten sind mir auch vorgestellt. (Sie steht auf.)

Nevill (ganz leise). Ich fürchte sehr, diese bessere Welt ist nicht vorhanden, aber wenn sie ist . . . dann glaube ich allerdings, daß ein Mann dort der Frau angehören wird, die ihn hienieden am meisten geliebt hat.

Frau Munday (ihren Schleier vor dem Spiegel überm Kamin befestigend). Wie grausam! Der Arme hat also keine Wahl? Sagen wir doch lieber, der Frau, die er am meisten geliebt hat! Und die zu sein, maßest du dir doch wohl nicht an? . . . Nein, danke . . . ich kann ihn selbst knüpfen! Leb wohl! Es ist allerdings besser, wir verabschieden uns, darin hast du recht . . . viel besser. Es ginge niemals. Du mutest mir ein wenig zuviel zu. Öfter würde ich Derartiges nicht aushalten. Ich kann die Türe selbst aufmachen . . . danke. Gute Nacht! (Geht ab.)

---

## Zwanzigste Szene.

M u n d a y (zum Diener). Sagen Sie der gnädigen Frau, der Wagen sei da und ich sei bereit. (Er setzt seinen Kneifer auf und geht in der Vorhalle auf und ab. Bleibt vor einem Aquarell stehen.) Ist das von mir? Wahrscheinlich, ja. Wo hat denn Lydia das ausgegraben? Ich glaubte, ich hätte es längst vernichtet gehabt. . . . Da pflegte doch „Jason und Medea“ zu hängen? Auch fort! Ich weiß nicht, wie es kommt, alles sieht so unordentlich, so wie im Abbruch begriffen aus.

Frau M u n d a y (langsam die Treppe herunterkommend). Du zuerst fertig, Ferdinand? Es geschehen Zeichen und Wunder! (Zu ihrer Jungfer.) Vergessen Sie nicht, das Gas in meinem Zimmer auszulöschen, Celestine, und tragen Sie die Briefe auf meinem Tisch zur Post . . . wenn die Person von Frau Cromer wieder kommt, so sagen Sie ihr . . . (während die Jungfer sie in den Mantel hüllt, flüstert sie ihr etwas zu).

M u n d a y (gereizt). Dieses Kleid kann ich gar nicht leiden, Lydia!

Frau M u n d a y. Was hast du daran auszufehen?

M u n d a y. Erstens sieht es schlecht . . .

Frau M u n d a y (getränkt). Bitte, sage das nicht! Ich hab's fast ganz allein gemacht.

M u n d a y (lachend). Ach dann! Dann ist's ein Wunderwerk! Seit wann verlegst du dich denn aufs Schneidern? Was ist aus der unvergleichlichen und unentbehrlichen Frau Cromer geworden?

Frau M u n d a y. Halte mich nicht auf, Ferdinand. . . . ich kann dir das jetzt nicht auseinandersetzen. (In den Wagen steigend.) Celestine, nicht wahr, Sie bestellen genau, was ich Ihnen aufgetragen habe? Komm, komm . . . es

ist schon spät! Neunundachtzig Brookstraße, Kutscher! . . . Willst du so gut sein, Ferdinand, und meine Schleppe über deine Kniee legen? Der Stoff knittert so. (Pausen.)

M u n d a y (plötzlich). Wo ist denn das Aquarell Jason und Medea hingekommen? Es hing doch immer unter dem Adlerspiegel in der Halle?

Frau M u n d a y. Und hängt es jetzt nicht mehr dort?

M u n d a y. Nein, und das Aquarell, das du an seine Stelle gehängt hast, darf nicht da bleiben. Es ist nicht gut genug, ein erster Versuch.

Frau M u n d a y. Um kein Haar schlechter als das andre! Bilde dir ja nicht ein, daß du seither Fortschritte gemacht habest! (Sie lacht.) Künstler sind doch gar zu eitel!

M u n d a y. Jedenfalls bitte ich dich, Jason und Medea an den alten Platz zu hängen.

Frau M u n d a y. Das geht leider nicht, weil es verdorben ist. Marie hat's mit Sapolio abgewaschen.

M u n d a y. Diese Marie muß aus dem Hause!

Frau M u n d a y. Bitte, Ferdinand, mische dich nicht in Haushaltungsangelegenheiten. Ein Wechsel würde mir gerade jetzt nicht passen.

M u n d a y. Jedenfalls werde ich ihr die Meinung sagen!

Frau M u n d a y. Was würde das nützen? Sie leugnet's ja doch! Überlasse mir ihre Erziehung. Sie ist ein vortreffliches Hausmädchen, nur hie und da ein wenig ungeschickt.

M u n d a y. Ein wenig ungeschickt! Hast du nie ausgerechnet, daß uns ihre Tölpelhaftigkeit in den letzten vier Wochen etwa auf hundert Pfund zu stehen kommt? Und was den Jason betrifft, so taugte er ja nicht viel, aber zweihundert Pfund hätte ich jeden Tag dafür bekommen können.

Frau Munday. Ich weiß wohl, aber . . .

Munday. Es ist verrückt, eine solche Person im Haus zu behalten! Unfre Mittel erlauben uns das nicht. Nächstens haben wir kein heiles Stück mehr! Die Wände sind voller Lücken.

Frau Munday (herb). Umso besser! Das Haus ist sowieso noch gepropft voll Trödelkram! Überfüllte Wohnungen sind weder geschmackvoll noch behaglich. . . . Das Haus ist überhaupt zu groß, um behaglich zu sein. (Sie gähnt.) Mir ist die ganze Geschichte entleidet . . . da füttert man eine Bande dummer, zweckloser Menschen, die nur zu einem kommen, weil etwas zu haben ist, und einen nicht mehr besuchen würden, sobald man ihnen nichts mehr zu bieten hätte! Geselligkeit ist Lug und Trug und lohnt der Mühe nicht, die sie kostet . . . das sehe ich allmählich ein. Ich würde ganz gern ein kleineres Haus mieten. . . .

Munday (verdrossen). Mir wäre es ganz recht, das kannst du glauben. Ziehen wir irgendwohin aufs Land!

Frau Munday (spitzig, ihn scharf beobachtend). Etwa in ein Küstenstädtchen? Was würdest du zu Hastings sagen?

Munday. Willst du mich etwa aufs Eis führen? Ich begreife leider nicht . . .

Frau Munday (nachdrücklich). Ich bin heute bei Nevill gewesen . . .

Munday. Wirklich? Und . . .?

Frau Munday. Sie will nicht mehr zu uns kommen.

Munday. Das habe ich auch keinen Augenblick erwartet. (Ton hoffnungsvoll.) Was will sie beginnen?

Frau Munday. Was sie mir schrieb. Sie hat ihre Wohnung vermietet und geht morgen nach Hastings zu der Truppe, mit der Marischals Schwester, du weißt es ja, die Provinz bereift. Von uns will sie nichts mehr

hören noch sehen, und schließlich finde ich, daß es so am besten ist, meinst du nicht auch, Ferdinand? Um dein Bild ist's ja schade, ich persönlich dagegen werde die wilde Hummel nicht vermissen; sie war freilich riesig geschickt im Puzmachen, aber ihre tragischen Mienen hatte ich längst satt. Für mich war sie zu überspannt . . . immer unter Hochdruck stehen, das führt zu Explosionen! Sie gehört zu den Frauen, die sich nur im Siedegrad wohl fühlen. Was das Bild betrifft, so habe ich natürlich ihr gegenüber gehörig Kapital draus geschlagen, im Grund macht es aber nichts aus, denn ich bin überzeugt, dieser Hansnarr, der alte Verschöyle kauft es von der Staffelei weg, wie es ist.

M u n d a y. Dazu wird er schwerlich Gelegenheit haben!

Frau M u n d a y. Fasse nicht, Ferdinand! Ich muß sagen, ich hätte gedacht, die Vorstellung, dein Bild zu schädigen, würde bei ihr schwerer ins Gewicht fallen als irgend etwas, aber nein, eigensinnig war sie wie ein Maultier und dabei hat sie mir solch sentimentales Zeug vordekamiert, daß mir schließlich die Geduld ausging und ich fortgelaufen bin, ohne auch nur nach ihrer Adresse zu fragen . . . doch du hast sie ja ohne Zweifel . . . sicher hat sie dir ihre Adresse hinterlassen?

M u n d a y. Nein; ich weiß gar nichts.

Frau M u n d a y. Ich glaube dir, Ferdinand!

M u n d a y (trocken). Sehr freundlich.

Frau M u n d a y. Ja, du bist wie Washington, du kannst keine Lüge aussprechen, kaum eine Höflichkeitslüge! Es ist immer das reinste Lustspiel, dich auf dem Pfad gesellschaftlicher Falschheit stolpern zu sehen! Und diese Nevill — nein, solche Offenherzigkeit ist mir noch nicht vorgekommen! Was meinst du, was sie mir als



Grund ihres Fernbleibens angegeben hat? Nicht die dumme Geldgeschichte, Gott bewahre! Darüber könnte sie hinwegkommen! Deine verhängnisvolle Anziehungskraft ist's! Sie hat mir feierlichst verkündigt, daß sie bis über die Ohren in dich verliebt sei . . . in dich, Ferdinand! Bedenke doch! Bist du nicht sehr stolz darauf? Du darfst sie aber nicht merken lassen, daß du's weißt; sie könnte wirklich Krämpfe bekommen!

M u n d a y (zögernd). Das weißt du und sagst es mir! Eine Frau vertraut dir das Geheimnis ihres Herzens an, und du begehst die unerträgliche Niedrigkeit, es gerade dem preiszugeben, der . . .

Frau M u n d a y (etwas gedemütigt). Ich dachte, es würde dir Spaß machen.

M u n d a y (sich von ihr abwendend). Du hast eigentümliche Begriffe von Spaß.

Frau M u n d a y (verdrießlich). Du willst mich neuerdings immer hofmeistern, Ferdinand! . . . Und was den „Verrat“ betrifft, wie du dich auszudrücken beliebst, so möchte ich darauf wetten, daß keine Seele in London ist, die dieses sogenannte Geheimnis nicht längst kennt, ausgenommen natürlich du! Sie hat es aller Welt preisgegeben, sie war ja bis auf den Klang der Stimme hinaus ein anderer Mensch, sobald du ins Zimmer tratest, ihre Blicke hingen wie gebannt an dir, atemlos lauschte sie jedem Wort von deinen Lippen; jedermann mußte es auffallen und sie war auch längst das Gespött unsres ganzen Kreises!

M u n d a y. Das ist nicht wahr! Heißt das, ich wollte sagen, mir ist es nie aufgefallen.

Frau M u n d a y. Natürlich nicht. Ich sagte ja, alle Welt habe es gewußt bis auf dich. Fällt dir je etwas auf? Bemerkst du je etwas? Ich wenigstens,

ich habe es beobachtet, und weil ich dazu schwieg, wollte sie mir zu verstehen geben, ich sei zu kaltblütig, zu gefühllos, um eifersüchtig zu werden! Da hast du sie, deine moderne Frau! Als sie mir dann geheimnisvoll, ganz leise, als ob's die Luft nicht einmal hören sollte, das große Geständnis ablegte, sie liebe dich, da hätte ich ihr doch beinahe ins Gesicht gelacht! Mir als Neuigkeit mitzuteilen, was ich längst durchschaut hatte! Mir, die ich all ihre Gemütszustände haarklein kannte!

M u n d a y (in herbem Ton). Du hast dir wohl auch ein Urtheil über meine Gefühle gebildet?

Frau M u n d a y. Wieso?

M u n d a y (sie scharf beobachtend). Angenommen, ich meinerseits würde dir auch sagen, daß mir das Mädchen lieb ist?

Frau M u n d a y. Natürlich ist sie dir lieb! Sehr lieb sogar, wie ein gutes, harmloses Kind und ein recht törichtes obendrein! Das habe ich ihr auch gesagt . . . kleinlich bin ich nicht.

M u n d a y (hartnäckig). Wenn ich dir aber zu gestehen hätte, daß sie mir noch in anderm Sinne lieb ist, in demselben Sinn wie ich ihr? Würde dich das sehr empören?

Frau M u n d a y (leicht hin). Das würde ich dir nicht glauben . . . ich wüßte ja, daß du's nur sagst, um mich zu reizen. Da sind wir ja . . . gib auf mein Kleid acht! (Zum Kutscher.) Um elf Uhr abholen!

---

### Einundzwanzigste Szene.

„Und wie ist's Ihnen diese ganze Zeit über ergangen, Herr St. Jerome?“ rief Frau Munday, neben mir in einen Lehnstuhl sinkend, sobald sie der Wirtin,

Frau Maple-Durham, bei der wir an einem frostigen Vorfrühlingstag zu einem sogenannten „literarischen Frühstück“ gebeten waren, die Hand gegeben hatte. „Wie lang waren Sie denn fort? Sechs Monate müssen Sie sich mindestens im Ausland herumgetrieben haben, und ein Jahr ist es jedenfalls, seit wir uns zuletzt sahen.“

„Ich fürchte, es ist so, und die Freude, Sie gerade hier zu treffen, kommt mir im höchsten Grade unerwartet!“

Das war die volle Wahrheit. Ich bin ein Mann der Feder und mache es mir zur Aufgabe, alle Leute kennen zu lernen, namentlich solche, die es nicht wert sind. Wenn aber Frau Maple-Durhams nicht nur dunkle, sondern höchst unsaubere Vergangenheit auch jüngst durch einen glänzenden literarischen Erfolg verklärt und beschönigt worden war, setzte es mich doch in Erstaunen, gerade Ferdinand Munday und Frau bei diesem schwarzen Schaf der Gesellschaft anzutreffen. Die Erklärung dafür sollte mir jedoch bald zu teil werden.

„Diese arme alte Frau Maple-Durham!“ bemerkte Lydia. „Ist es nicht nett von mir, daß ich ihre Gesellschaften besuche? Aber Literatur ist heutzutage geradezu zur Einlaßkarte für die große Welt geworden, und es geht nicht an, sie unbeachtet zu lassen. . . . Ich bin neugierig, wen sie uns heute als Löwen vorführt? Da kommt jedenfalls einmal Cossie Davenant! Es ist zu lustig, ihn zu schneiden! Der arme Tropf lehnt sich so heftig dagegen auf!“

„Glücklich und sorglos wie immer, gnädige Frau! Gehört es nicht zu den etwas gefährlichen Belustigungen, die Leute zu schneiden?“

„Bei Cossie tu' ich's seit Monaten,“ versetzte sie fröhlich, „ich habe mir's förmlich angewöhnt. Der Junge taugt nichts.“

„In gesellschaftlicher Hinsicht, meinen Sie doch? Das sagte ich Ihnen ja von jeher.“

„Ja, aber ich nahm damals an, es geschehe . . .“

„Aus Eifersucht,“ sollte der Satz enden, doch blieb er Fragment.

„Wenn die eigene Sippe einen Menschen meidet, dann liegt immer etwas Ernstliches gegen ihn vor,“ fuhr ich fort.

„Das glaube ich auch,“ bemerkte sie gleichmütig. „Ich habe auch gar nichts mehr mit ihm zu schaffen. . . O Himmel, da naht mein Verhängnis!“ rief sie, als Frau Maple-Durham herantrat und ihr einen jungen Zeitungsschreiber namens Cave vorstellte.

Ich kannte den jungen Mann; er war zwar nicht immer glücklich in der Wahl seiner Hemdkragen, im übrigen aber ein anständiger und keineswegs unbedeutender Mensch. Das setzte ich Frau Munday in Kürze auseinander.

„Gut! Dann will ich ihn freudig ertragen.“

„Werfen Sie sich jetzt auf Literatur?“ fragte ich, begierig, den Grund ihrer ungewohnten Duldsamkeit zu erforschen.

Sie gab keine Antwort, sondern machte ihr Sphinxgesicht, ein Ausweg, den sie immer ergriff, wenn ihr entweder nichts einfiel, oder sie nicht sprechen wollte. Darauf gingen wir zu Tisch. Cave führte Frau Munday, ich saß an ihrer andern Seite.

Man kann nie voraussehen, welcher geringfügiger Vorfall bei solchen Anlässen dem Gespräch seine Richtung gibt. Heute war es das Salz. Frau Bowen, meine andre Tischnachbarin, stieß nämlich das Salzfaß um.

„Ein bißchen Aberglauben macht sich so gut, wissen Sie!“ so lautete ihr neuestes Leitmotiv, und mit großer Feierlichkeit warf sie dreimal ein Schäufelchen

Salz über die Schulter hinter sich, dem Bedienten gerade in die Augen. Frau Munday's Nasenflügel kräuselten sich — sie ist eine der wenigen Frauen, die über dieses äußerst wirksame mimische Ausdrucksmittel verfügen.

„Hast du dir je wahrsagen lassen, May?“ fragte sie.

„Unzählige Male!“ versetzte Frau Bowen triumphierend. „Und jedesmal lautete die Prophezeiung anders! Ich hätte sonst mein Geschick auch gar nicht tragen können. . . . Haben Sie je solche Fragen an das Schicksal gestellt, verehrte Frau?“ wandte sie sich an unsre Wirtin.

„Nein, und zwar aus Feigheit nicht, liebe Frau Bowen,“ erwiderte die Schriftstellerin bedeutungsvoll. „Meine Hand erschreckt mich zuweilen; die Linien sehen gar so schicksalsvoll aus.“

„Der wahre Grund ist einfacher!“ tuschelte mir Lydia zu. „Stellen Sie sich diese Hand auf einem Kissen liegend vor . . . wie eine gefüllte Taube in der Pfanne!“

„Ich glaube nicht an die Wahrsagererei!“ erklärte Frau Bowens Gatte in seinen rauhen transatlantischen Klängen. „Mir hat man drei Krankheiten und als Zugabe einen Schiffbruch prophezeit, und noch bin ich mit sechsundsünzig Jahren unverfehrt.“

„Oh, dazu hast du noch Zeit!“ bemerkte die Gattin schnippisch. „Lydia, hast du je die Frau in Vansittarts Spezialitätentheater aufgesucht? Sie sitzt in einer Grotte und ist wie eine richtige Hexe gekleidet. Dazu warst du wohl zu vernünftig?“

„Freilich war ich bei ihr,“ versicherte Frau Munday. „Ich habe mir nie angemacht, über die Torheiten meiner Zeitgenossen erhaben zu sein! Wann ich meinen ersten Mord begehen und wieviele Männer ich haben werde, fragte ich sie. . . . Daß ich schon einen habe, davon schwieg ich, denn ich lasse den Wahrsagerinnen gern freie Hand.“

Sie sollen nur selbst ihre Schlüsse ziehen! Erst packte sie meinen Daumen, daß sie ihn mir beinah aus dem Gelenk gerissen hätte, dann verkündete sie, ich sei zum Herrschen geboren! Das stimmte! Dann sagte sie, ich hätte eine falsche Freundin mit blondem Haar . . . dich etwa, May? Nein, ich glaube nicht, daß du mich geradezu hassest, und was deine Haarfarbe betrifft, so . . .! Dann kam ein blonder Mann aufs Tapet, der mir Übles sinne . . ." ihre Blicke schweiften am Tisch herum und hafteten auf Davenant . . . „ich kann aber nicht glauben, daß irgend jemand mir weh tun möchte! Das war alles . . . bis auf eine Erbschaft . . . die geben sie ja für eine halbe Krone immer drein! Ach ja . . . und ich würde zweimal heiraten und mein zweiter Mann werde ein . . . doch was er eigentlich sein werde, habe ich vergessen. . . ."

„Und welcher von den Herren ist Ihr gegenwärtiger?“ fragte mein junger Freund Cave nicht eben taktvoll.

Lydia zuckte indes nicht mit der Wimper; sie führte offenbar ihren Vorsatz, ihn freudig zu ertragen, durch.

„Raten Sie!“ erwiderte sie.

„Der junge Mann Ihnen gegenüber?“

„Wie kommen Sie auf den?“

„Weil er Sie förmlich mit den Augen verschlingt.“

„Falsch geraten! Das ist Cossie Davenant, Lord Fulhams älteste Enttäuschung.“

„Und weshalb starrt er Sie so an?“

„Weil ich ihn nicht kennen will!“

„Warum nicht?“

„Weil er ein Tropf ist. Kein Mensch will mit ihm umgehen . . . ich habe ihn ganz fallen lassen.“

groß. Nehmen Sie sich in acht . . . er hört zu!“ sagte sie.

„Mag er's hören, was liegt daran?“ versetzte sie scharf. „Das kleine Wiesel!“

„Wiesel heißen sehr unangenehm! Daß Sie ihn einen ‚Tropf‘ nannten, wird er Ihnen nie vergeben. Dann lieber gleich Schurke — Tropf ist unverzeihlich.“

„Nun, er ist beides!“ gab sie im selben ungerührten Ton zurück. „Das Neueste, was ich von ihm höre, ist, daß er im Spiel betrügen soll.“

„Ihre Erziehung hat eben kein Meisterstück an ihm gemacht! Ich erinnere mich einer Zeit, wo man Ihr Haus nicht betreten konnte, ohne Cossie Davenant zu treffen oder über ihn sprechen zu hören.“

„Ach! Und werden Sie vielleicht jetzt öfter kommen?“ fragte sie lauernd. „Was für ein Aufhebens Sie von dieser Episode machen! Hat eine Frau nicht das Recht, ihre kleinen Geschmackslaunen zu haben? Erst hab' ich ihn an mich gezogen, dann weggeworfen, das ist die ganze Geschichte! Er fing an mich zu langweilen, und das Leben ist viel zu kurz, als daß ich mir das gefallen lassen müßte. Nun hat ihn May Bowen ins Schlepptau genommen . . . mag sie immerhin . . . ich gönne ihr diesen Fang! Eine merkwürdige Sorte von Leuten bei dieser Frau Maple-Durham, das muß ich sagen. Wenn die Literatur so aussieht! Wer sagten Sie, daß mein Tisch-nachbar sei, und woher bezieht er seinen unheimlich schrecklichen Tonfall?“

„Bermutlich aus Manchester . . . er war fünf Jahre dort, in der Redaktion des ‚Spekulanten‘.“

„Oh!“ machte sie mit einer halben Wendung.

„Sie können ihn ja nach Ihrem geliebten Fritz fragen!“

„Wenn Sie mir einen Gefallen tun wollen, so schweigen Sie von meinem Bruder . . . ich habe meine Gründe dafür.“

Jetzt wendete sie sich ganz von mir ab und beglückte

den bisher schönste vernachlässigten Cave mit einem aufmunternden Lächeln.

„Herr St. Jerome sagt mir eben, Sie kämen aus Manchester, Herr . . .“ ihre Augen suchten die Tischkarte vor seinem Teller . . . „Cave?“

„Was Sie als Londonerin gründlich gegen mich einnimmt?“

„Keineswegs . . . im Gegenteil! Meine Bewunderung ist jeglicher Art von Talent sicher, und ich habe mir oft sagen lassen, man sei in Manchester viel gewandter, moderner und schneidiger als in London.“

„Aus dem Westen kommen die Weisen, meinen Sie?“

„Allerdings, Herr Cave. Ja, ich bin so eine arme zurückgebliebene, im Dunkel tappende Londonerin! Erzählen Sie mir von Manchester.“

„Haben Sie Freunde dort, gnädige Frau?“

„Nein,“ versicherte sie mit unverhehlbarem leisen Grauen.

„Oder Kapital?“

Frau Munday lächelte ihr süßestes Lächeln.

„Ich sehe wirklich, daß Sie vom Westen kommen! Erzählen Sie mir von der Gesellschaft in Manchester . . . hat sie besondere Typen?“

„In Hülle und Fülle!“

„Ich glaube mich zu erinnern, daß ich von einem Herrn . . . Friß Barker hieß er, glaube ich, manches gehört habe.“

„Ein Knote, in des Wortes verwegenster Bedeutung.“

„Das dachte ich mir,“ versetzte Lydia mit Seelenruhe. „Ein Freund von mir hat Geld in irgend ein Unternehmen gesteckt, womit dieser Friß Barker, ich weiß nicht was, zu tun hat. . . .“

„Tut mir leid für ihn, Ihren Freund nämlich!“



„Hoffentlich läßt er sich pünktlich Rechenschaft geben? Was für ein Geschäft war's denn?“

„Das weiß ich wahrhaftig nicht mehr. Erzählt hat man mir's freilich, aber wenn man selbst gar nichts von Geschäften versteht . . .“

Cave nickte verständnisvoll.

„Wer war denn außer Fritz Barfer daran beteiligt?“

„Ich glaube . . . wenn ich mich recht erinnere . . . ein Herr Cohen . . .“ sagte sie zögernd.

Ich muß gestehen, daß mich Lydias Gespräch von diesem Augenblick an so sehr fesselte, daß ich für meine eigene Dame, Frau Bowen, nur die Hälfte meines Verstandes übrig behielt. Glücklicherweise war auch die Hälfte für diesen Zweck ausreichend.

„Donnerwetter!“ entfuhr es Cave. „Cohen? Ben Cohen ohne Zweifel? Nun denn, Barfer ist der reine Waisenknaabe gegen Cohen! Es sind doch nicht etwa persönliche Bekannte von Ihnen, gnädige Frau?“ fragte er, plötzlich Verdacht fassend.

„O nein! Ich kenne sie nur dem Namen und dem Ruf nach.“

„Nun, was ihren Ruf betrifft . . .! Wie hieß denn das Unternehmen? Doch nicht zufällig die ‚Wallaby Bodengenossenschaft‘, oder?“

„Doch, doch, so hieß es.“

„Ich glaube fast,“ sagte er, sie scharf ansehend, „daß Sie mehr darüber wissen als ich, gnädige Frau.“

„Sagen Sie mir, was Sie wissen,“ versetzte Lydia eifrig. „Wird etwas herauskommen dabei und wieviel und wann?“

„O ja, es wird etwas herauskommen — für die Gründer nämlich, und zwar sobald sie die Anteilscheine auf den Markt bringen.“

„Und für die Besitzer dieser Anteilscheine?“

„Sie wissen, gnädige Frau,“ sagte Cave, allmählich zugeknöpft werdend, „daß ich eigentlich kein Geschäftsmann bin, sondern nur Schriftsteller . . . es war nicht an mir, Sie über die ‚Wallaby Vobengenossenschaft‘ zu unterhalten. Gott sei Dank habe ich gar nichts damit zu tun! Nehmen Sie vielleicht Süßigkeiten?“

Frau Munday lehnte die Süßigkeiten beinahe unhöflich ab, machte dann noch verschiedene Versuche, das Gespräch wieder auf die Verhältnisse von Manchester zu lenken, aber Cave ließ sich kein Wort mehr entlocken. Sie verstummte dann fast ganz und saß verdrießlich da, bis die Hausfrau den Damen das Zeichen zum Aufstehen gab.

„Treffen Sie morgen in Ihren Geschäftsräumen?“ fragte sie mich leise im Weggehen. „Ich möchte Sie über etwas sehr Wichtiges befragen.“

Ich nickte bejahend, und die Damen gingen im Zug ab. Cossie Davenant hatte zunächst an der Türe gesessen und hielt sie beim Durchgang der Gesellschaft offen. Ich beobachtete ihn, als seine einstige Gönnerin ohne Blick und Gruß an ihm vorüberging. Wirklich ein unleidlicher Anblick! Der junge Mann wenigstens schien so zu empfinden, denn er preßte die Lippen zusammen, und seine Augenlider zuckten vor Zorn. Als er die Türe zumachte und, an seinen Platz zurückkehrend, ein Glas Sherry hinunterstürzte, sah er wahrhaftig gefährlich aus.

„Dieser Frau habe ich einst das Leben gerettet, und nun sieht sie mich nicht mehr an,“ hörte ich ihn ganz deutlich seinem Nachbar zuraunen.

Der junge Cave rückte näher zu mir her.

„Wer war eigentlich die kleine Teufelin mit dem flaumigen Haar, mit der ich mich unterhalten habe?“ fragte er. „Ich habe den Namen nicht erfaßt.“

„Wie kommen Sie darauf, sie eine Teufelin zu nennen?“ fragte ich neugierig dagegen. „Sie ist, wie Sie bemerkten, außerordentlich flaumig. . . .“

„Sie mag noch so flaumig sein, eine Teufelin ist sie nichtsdestoweniger. Sehen Sie sich doch nur den boshaften Zug um ihren Mund an, Verehrtester — ihr Mund wird zwar ohne Zweifel für hübsch gelten — die freche Linie der Wangen und diese plumpen, ausdruckslosen Händchen! Ich weiß so gewiß, als ob man mir's erzählt hätte, daß diese Frau ein Kieselherz hat, die verkörperte Selbstsucht ist und obendrein noch philisterhaft. Ich kann mir sie genau vorstellen in ihren Familienbeziehungen . . . wie sie ihre Kinder beohrfeigt . . .“

„Sie hat zwar keine!“

„Versteht sich! Sie hat keine, verdient keine, wünscht sich keine!“

„Aber mein lieber junger Freund! Sogar ein Zeitungsschreiber kann dies alles nicht auf den ersten Blick sehen!“

„Sehen? Ich fühle es, ich empfinde schon etwas wie Haß gegen sie. Natürliche Abneigung. Wenn ich mit dieser Frau auf einem wüsten Eiland zusammenkäme, würde ich alle Muscheltiere selbst essen und ihr nur die Schalen überlassen.“

„Nach meiner Schätzung würde sich die Teilung umgekehrt vollziehen!“

„Ist sie ein Virago?“

„Eine moderne Frau, ganz einfach.“

„Aha! Philisterin mit Emanzipationsgelüsten! Eine gräßliche Zusammensetzung! Und der Mann . . . derartige Frauen bekommen ja unglücklicherweise Männer . . .! Welcher ist es denn?“

„Der große dunkelhaarige Mann da oben.“

Cave beobachtete Ferdinand eine Weile.

„Unverkennbar eine Künstlernatur! Und die zur Frau haben. . . . Der arme Teufel! Lieber möchte ich einen Büschel Brenneffeln an mein Herz drücken, lieber einen Dreschflegel umarmen und ein härenes Hemd tragen!“

„Gemach, gemacht, Cave! Im ganzen sind Sie mit Frau Munday recht gut ausgekommen! Sie wurden nicht einmal schlecht behandelt, wenigstens verhältnismäßig! Ich fand sie beinahe zuckersüß.“

„Erst als sie erfahren hatte, daß mich der Wind von Manchester hierher geweht hat. Warum ist ihr denn Manchester so wichtig? Sie pumpte mich geflissentlich aus über Fritz Barker und den alten Cohen. . . .“

„Ihr Bruder ist in seinem Geschäft; sie ist eine geborene Barker.“

„Gott du gerechter! Doch nicht Barker? Doch nicht die Schwester dieses blutigen Schwindlers?“

„Doch, er ist ihr Bruder.“

„Dann bin ich ein geschlagener Mann! Ich habe ihn der eigenen Schwester gegenüber einen Knoten genannt!“

„Machen Sie sich darüber keinen Kummer! Lydia scheint über ihren Bruder im klaren zu sein.“

„Und über die ‚Wallaby Bodengenossenschaft‘ habe ich ihr reinen Wein eingeschenkt. Nur zur Hälfte freilich, und schon diese Hälfte bedeutet weniger als keine Dividende für die unglücklichen Aktionäre! Ich fürchte, sie selbst hat Aktien.“

„So dumm ist sie nicht! Lydia Munday ist in ihrer Art eine der gescheitesten Frauen und ihr Gebiet ist das Geschäftliche. Sie ist im Bankwesen aufgewachsen.“

---

## Zweiundzwanzigste Szene.

„Eine Dame wünscht Sie zu sprechen,“ meldete der Druckerjunge, mir eine Visitenkarte unter die Nase haltend.

Ich saß an meinem Pult im Redaktionsbureau in der Fleetstraße, wo ich einen beträchtlichen Teil meiner Zeit der Herausgabe einer unbedeutenden Monatschrift widme.

„Frau Ferdinand Munda? Führe sie herein!“

Ich schob die Korrekturbogen, womit ich beschäftigt war, beiseite, entfernte einen Paß zeitgenössischer Blätter von einem Stuhl und war bereit, die Dame aus dem Westen zu empfangen.

Ein wenig erhitzt und atemlos rauschte sie in etwas aufgedonnerter Toilette herein. Der Druckerjunge sperrte Mund und Nase auf, als er sie mir die Hand drücken und dann mit der Miene einer regierenden Fürstin in den ihr angebotenen Lehnstuhl sinken sah.

„Ich störe Sie in der Arbeit,“ bemerkte sie, von dieser Tatsache ganz ungerührt. „Sind Sie sehr beschäftigt?“

„Biemlich. Morgen kommen wir in Druck . . . aber für Sie habe ich immer Zeit.“

„Was für ein empörend unordentlicher Raum!“ lautete ihre wohlwollende Beurteilung meiner Werkstatt.

„Welche Stickluft! Ein greulicher Gasgeruch und Fenster, die der Reinigung dringend bedürfen! Ich war noch nie in einer Zeitungsredaktion.“

Sie zupfte an ihrem Anzug, wie ein Vögelchen seine zerzausten Federn glattstreicht, und ihre glänzende Erscheinung nahm sich in der verstaubten Schreiberhöhle äußerst befremdlich aus.

„Ich hatte gar keine Ahnung, wie das Ostende aussieht! Dieser Schmutz, der Staub, das Gerassel! Greulich! Kein Mensch sollte da wohnen! Und was das

für eine Geschichte war, bis ich hierherkam! In drei verschiedenen Omnibussen bin ich gefahren, bis mich der letzte an Chancery Lane absetzte, und dann konnte ich diese Hundertundeinundfünfzig durchaus nicht finden. Ich fragte alle Welt, einen Schutzmann, einen Sandwichmann; der ganz gemütlich auf seinem Plakat saß . . . der konnte mir endlich Bescheid sagen! Wahre Abenteuer habe ich erlebt! In der Nähe des Justizgebäudes war ein Menschenauflauf, durch den ich mich dank meinen spitzigen Ellbogen durcharbeitete, ich habe aber auch gehörig Gebrauch davon gemacht! Eine alte Frau drehte sich um, sah mir ins Gesicht und fragte ganz grob: „Will das eine Dame sein?“

„Wollen Sie vielleicht eine sein?“

„Sie meinen, ich hätte keine Puffe austheilen sollen? Du liebe Zeit! Im Gedränge hören die Standesunterschiede auf, jeder sorgt für sich selbst, und der Schutzmann für alle. In Fetter Lane fiel ein Mann in Ohnmacht . . . ich habe einmal Vorlesungen über ‚erste Hilfe in Unglücksfällen‘ gehört und beteilige mich immer an solchen Geschichten! Die Schafsköpfe hatten den Menschen ganz flach auf die Erde gelegt, während der Kopf doch zwei Zoll erhöht liegen sollte, um Blutandrang zu vermeiden. Das sagte ich denn auch dem Schutzmann, einem ganz jungen Menschen mit einem Gesicht wie Milch und Blut. ‚Brauche keine Belehrungen!‘ versetzte er. ‚Ich weiß, was ich zu tun habe!‘ Ein frecher Bursche, nicht?“

„Und was haben Sie erwidert?“

„Selbstverständlich hab' ich ihn gehörig heimgeschickt!“

„Frau Munday läßt sich in Wortgefechte mit dem ‚Volk‘ ein!“

„Wenn ich in der Fleetstraße bin, benehme ich mich, wie's in der Fleetstraße Brauch ist! Das nennt man

Anpassungsvermögen, nicht? Ich sah also kerzengerade in sein rundes Kinder Gesicht und sagte: „So jung und schon so weise!“ Alles jubelte und rief bravo!“

„Der hatte sein Teil!“

„Nicht wahr?“ rief sie seelenvergnügt. „Jetzt darf ich aber meine Zeit nicht mehr mit Schwätzen vergeuden.“ Und sie zog unter ihrem Umhang ein braunes Paket von der allen Verlegern ebenso geläufigen als unheimlichen zylindrischen Form hervor und verkündete selbstbewußt: „Ich habe einen Roman geschrieben!“

Da ich nicht sofort Antwort gab, fuhr sie fort: „Einen Roman zu schreiben, ist viel leichter, als ich anfangs dachte. Es ist derselbe, den ich mit Cossie Davenant als Mitarbeiter angefangen habe. Er war aber ganz unbrauchbar dafür. Erst als ich ihn losgeworden war, ging die Sache vom Fleck!“

„Haben Sie sich etwa deshalb mit ihm gezankt?“

„Gezankt! Ich zanke mich nie. Er war mir langweilig, also ließ ich ihn fahren, das ist doch sehr einfach. . . Nun, und mein großes Werk? Ich werde mich nicht auf die Bescheidene spielen, ich weiß, daß es gut ist.“

„Davon bin ich überzeugt,“ stammelte ich mit einigem Unbehagen. Vor meinem Geist stand eine lange Reihe von Jahren, wo Lydia Munday mich beharrlich schneiden würde infolge der abweichenden Ansicht, die ich vielleicht über ihr „Werk“ zu äußern haben würde. „Wovon handelt der Roman?“

„Von Menschen,“ versetzte sie siegesgewiß.

„Das vermute ich, allein . . .“

„Nur von Menschen, die ich kennen gelernt habe. Alle meine Bekannten sind darin abgebildet, so ähnlich, als es mir möglich war. Es ist ein Schlüsselroman, die Sorte, die jetzt so sehr in der Mode ist, das einzige,

was glänzend ‚geht‘, wie man zu sagen pflegt. Ich will ganz offen sein Ihnen gegenüber, Herr St. Jerome . . . mir liegt weniger am Ruhm als am Geld! Sie wissen ja, ich war von jeher Materialistin!“ Dabei lächelte sie, aber das Lächeln hatte etwas Kränkliches an sich. „Drum habe ich den bequemsten und kürzesten Weg gewählt, um reich zu werden. Alle Romane, die ich lese, kommen mir fürchterlich blechern vor, und doch vermute ich, daß ihre dummen Verfasser Geld damit verdienen, weshalb sollte ich also nicht einen wirklich guten schreiben und . . .“

„Und alle andern aus dem Feld schlagen. Ich wüßte auch nicht, weshalb Sie das nicht tun sollten!“ murmelte ich mühsam.

„Hier ist das Manuskript,“ fuhr sie fort, „noch beinahe naß von der Feder weg! Wahrscheinlich ist die Interpunktion etwas flüchtig, aber das kann ich ja bei der Korrektur verbessern. Mit Denken hab’ ich mich nicht viel aufgehalten . . . einfach die Feder übers Papier laufen lassen! Solche Dinge dürfen ja nicht altbacken werden! Der ganze Reiz eines Gesellschaftsromans besteht doch in der Frische . . . dem Schwung . . . dem Zug, dem . . .“

„Gewiß! Alles Spontane hat seine großen Vorzüge, indes . . .“

„Und sehen Sie, bei mir macht sich das ganz von selbst, es wird mir so leicht! Ich stehe innerhalb der Gesellschaft, ich bin eine Eingeweihte, wie die Leute sagen, die draußen in den Vorstädten auf den Beinen stehen und für ihr Leben gern über den Zaun gucken möchten!“

„Der Roman behandelt also wohl Skandale, nicht wahr?“

„Und mit Recht, das meinen Sie doch auch? Richtige menschliche Dokumente! Ich habe Persönlichkeiten hinein-



gewurftelt, Tatsachen, sovieler mir nur einfielen, das wird die Leute in Atem erhalten! Der Titel ist ‚Das fröhliche Babylon‘ . . . erinnern Sie sich nicht, daß ich Ihnen schon in Swanbergh davon sprach und Sie mir Ihre Hilfe zusagten?“

„Ja, was soll ich denn dafür tun?“ fragte ich mehr hilfsbedürftig als hilfsbereit.

„Jrgend etwas . . . ihn veröffentlichen . . . vielleicht in Ihrer Monatschrift abdrucken.“

„Erst muß ich aber das Manuskript lesen.“

„Muß das sein?“ fragte sie enttäuscht.

„Ich fürchte, ja. Lassen Sie mir's da; ich werde mir's ansehen.“

„Hier lassen? Daran ist nicht zu denken! Ich hätte Todesangst, es könnte verloren gehen!“

„Ich gelobe die größte Sorgfalt.“

„Könnten Sie nicht einen Blick hineinwerfen, solange ich hier bin? Ja, machen wir's so! Ich störe Sie gar nicht! Da nehme ich mir eine Zeitung, und Sie werden im Nu merken, daß meine Arbeit gut ist.“

„Möglicherweise muß ich meinen Mitherausgeber zu Rate ziehen.“

„Ihren Herrn ‚Jorkins‘?“ sagte sie mit boshaftem Lächeln. „Diese Hintertüre kennt man. . . . Bitte, stellen Sie mir diesen ‚Jorkins‘ doch vor . . . ich werde ihn schon auf meine Seite bringen.“

Sie löste die Umhüllung und reichte mir ein außerordentlich reinliches Manuskript, zusammengebunden mit . . . doch das braucht nicht erwähnt zu werden.

„Es ist sehr kurz,“ bemerkte ich, ein Rettungstausuchend.

„Kurz und reizend! Länger konnt' ich's nicht machen, ich hätte sonst den Schreibkrampf bekommen. Lesen Sie

nur . . . lesen Sie laut!“ befahl sie selbstgefällig, sobald ich zu blättern angefangen hatte.

Ich las also laut: „Olivia Vereker widmet ihrem Spiegelbild dauernde Aufmerksamkeit' . . . (das tun sie alle!) . . . ‚Und was sieht sie vor sich? Eine schwächliche Mädchengestalt — geschmeidig, zart — nicht gerade eine Schönheit — dafür ist das Näschen nicht klassisch genug — es biegt sich ein wenig nach oben wie ein Blumenblatt' . . . (mein Blick flog zu Frau Munday's Näschen hinüber) . . . ‚die Lippen sind ein wenig zu voll, die Augen aber groß und leuchtend, das Ganze aber' . . . (welches Ganze?) . . . ‚belebt von jenem unennbaren Etwas, jener ungreifbaren Harmonie, der geheimnisvollen Herrschergewalt, die das andre Geschlecht unwiderstehlich bezwingt, jener Zaubermacht, die man ‚Charme' nennt' . . . nun, mehr kann man von einer im Grunde häßlichen Frau nicht verlangen!“

„Sie ist nicht häßlich . . . lesen Sie weiter.“

„Und doch steckte hinter diesem Blumengesichtchen, diesem kindlich weichen Kinn ein entschiedener Charakter, eine große Weltkenntnis, eine Fähigkeit, den eigenen Willen geltend zu machen!“ . . . „Um . . . ist diese Olivia als ein nettes Mädchen aufgefaßt?“

„Als eine moderne Frau,“ erklärte die Verfasserin. „Lesen Sie nur weiter . . . ihr Charakter entwickelt sich alsbald.“

„Sie können meine Mustern haben, Lord Philipp, rief sie' . . .“

„Ich habe fast alle Herren zu Lords gemacht,“ schaltete Frau Munday befriedigt ein. „Das gefällt dem Publikum und kostet mich nichts!“

Ich fuhr fort: „. . . ihm ihren Teller mit den saftigen, zweiflappigen Muscheltieren anbietend' . . .“

Saftige zweiflappige Muscheltiere! O Frau Munday!"

„Was soll denn daran fehlerhaft sein? Ich weiß gemiß, daß ich diesen Ausdruck schon gelesen habe.“

„Ich auch! Weshalb brachten Sie nicht auch noch den eiweißhaltigen Nährstoff hinein?“

„So lesen Sie doch weiter!“

Ich las die nächste Seite und noch einige still für mich.

„Au!“ entfuhr es mir halblaut. „Das geht nicht.“

„Kommen nicht genug allgemein bekannte Skandale vor?“ erkundigte sich die Verfasserin.

„Nicht genug? Nun, ich bin ein ziemlich hartgefottener Leser, und doch stehen mir die Haare zu Berg! Hören Sie nur: ‚Sir Artur Clinton war in einen der berüchtigsten Skandalprozesse verwickelt worden. Mitglieder des königlichen Hauses saßen auf der Zeugenbank . . .‘ Und dann wieder: ‚Als Lady Susannes Gemahl am Ende seiner politischen Laufbahn angelangt zu sein schien, indem er an Schlagfluß starb . . .‘ (vorher ist von einer schleichenden Krankheit die Rede!) ‚kehrte sie pflichtgetreu an seine Seite zurück und versäumte nicht, die Welt davon in Kenntniß zu setzen. Sie pflegte ihn in den letzten Stunden und brachte es sogar fertig, durch Anstrengung bei der Krankenpflege selbst ein wenig leidend zu werden. In den Zeitungen wurde jedoch ihre Krankheit bald ins Lächerliche gezogen und ihre baldige Wiederverheiratung prophezeit! . . . Damit meinen Sie Lady Putney, die vier Wochen nach ihres Mannes Tod — er starb an der Schwindsucht — wieder geheiratet hat? Sie war eine Italienerin?“

„Ja, aber ich habe eine Französin daraus gemacht.“

„Und Frau Maple-Durham mit ihren morganatischen Heiraten?“

„Oh, das ist ein reiches Feld! Übrigens nenne ich sie nur Frau Durham, um das Publikum ein wenig von der Fährte abzubringen.“

„Sie erinnern mich an den berühmten Vogel Strauß, von dem man uns in der Schule erzählte, er stecke den Kopf in den Sand, um den ganzen Vogel Strauß unsichtbar zu machen!“

„Ich habe eigentlich gar nicht die Absicht, den Vogel Strauß zu verstecken! Das ist ja das Wesen des Schlüsselromans . . . und die Leute wollen auch merken können, wer gemeint ist.“

„Ja, aber einige Einkleidung tut ihnen auch wohl; man zollt damit ihrem Scharfsinn Anerkennung. Sie müssen der Phantasie des Lesers auch etwas überlassen.“

„Das Publikum besteht aus Toren!“ führte Lydia an.

„Gewiß, aber auch ein Tor wird klug genug sein, um Lord Putney und seine Frau, sowie Georg St. Aubyn auf den ersten Blick zu erkennen. Was Ihre eigene Verwandtschaft betrifft, so müßten Sie nach dem Erscheinen dieses Buchs für immer daraus verschwinden und Ihre Tante würde sicher ihr Testament ändern und Sie enterben.“

Das schien sie etwas ernster zu stimmen.

„Daß Sie Ihre eigene Persönlichkeit verwerten, ist ganz recht, dafür kann Sie niemand zur Rechenschaft ziehen. Olivia scheint auch ein reizendes Wesen zu sein. Und Lancelot . . . er ist doch nicht Ferdinands Abbild? Eher scheint er mir an Ihren einstigen Freund Wilkinson zu erinnern?“

„On revient toujours a ses premiers amours,“ zitierte Lydia mit sehr schlechter französischer Aussprache, „wenigstens wenn man einen Roman schreibt. Sie werden doch nicht erwartet haben, daß ich meine ehelichen Schwierigkeiten an die große Glocke hänge, oder? Ich

rede meinem Mann nichts Übles nach, wie May Bowen dem ihrigen — seine Fehler kenne ich und suche mich darein zu finden. Ich weiß übrigens nicht, mit welchem Recht Sie meine Olivia für mich selbst halten?“ fragte sie, die Sittsame spielend.

Ich sah im Manuskript nach und las: „Als Sie . . . entschuldigen Sie! . . . ,als Olivia seinen Antrag abgelehnt hatte, verließ er das Zimmer mit einem gräßlichen Fluch.' Was verstehen Sie unter einem gräßlichen Fluch?“

„Hol's der Teufel!“ sagte sie sehr laut und deutlich.

„Leise, leise! Geben Sie dem Abschreiber nebenan kein so schlechtes Beispiel! Das ist der ganze gräßliche Fluch? Deswegen hätten Sie nicht so hart mit ihm zu verfahren brauchen! Und dann . . . dieser Auftritt zwischen dem betrunkenen Drehorgelspieler und Ihrer Heldin . . . das ist ja rein unmöglich!“

„Ich kann Ihnen nur sagen, daß er sich gerade so ereignet hat.“

„Dann sollten Sie als Fußnote ‚Tatsächliches Erlebnis‘ dazusetzen, wie es die Schriftsteller der jüngsten Generation machen.“

„Aha, Sie sind ein Gegner des Realismus? Ich finde aber, daß man gar nicht genug nach dem Leben zeichnen kann!“

„Gewiß, Sie übersehen aber, daß die verschmelzende Kraft der Phantasie in einem vollendet guten Roman nicht entbehrt werden kann, sie hat die Aufgabe, das Tatsächliche zu verarbeiten, zu verdauen, sich anzueignen und dem Ganzen anzupassen. Ein rohes Stück Wirklichkeit gibt keine Novelle; sie muß zubereitet werden wie ein Pudding oder ein Bild, mit Rücksicht auf Mischung, Verhältnis, Perspektive und so weiter.“

„Was nutzt es, mir jetzt, nachdem ich's fertig habe,

all diese Lehren zu geben?" rief sie ärgerlich. „Allerdings könnte ich noch einiges daran ändern, aber nicht viel. . . .“

„Sie müßten recht viel daran ändern, ehe ein Verleger sich entschließen könnte, das Ding auch nur anzusehen, verehrte Freundin. So wie es jetzt ist, würde er sich durch seine Veröffentlichung zu Grund richten.“

„Aber wenn ich änderte?“

„Dann bliebe nichts mehr davon übrig!“

„Sie meinen also allen Ernstes, es sei zu starker Tabak?“

Mit dankbarem Herzen griff ich nach dieser rettenden Planke.

„Ganz richtig! Glauben Sie mir, es wäre ein Ding der Unmöglichkeit, es zu drucken; das Publikum wäre dieser Deutlichkeit nicht gewachsen! Das Erscheinen des Buchs würde Ihre gesellschaftliche Stellung unfehlbar vernichten. Derartige Bloßstellung von Persönlichkeiten, diese grausamen Witzworte, diese beißende Satire, damit geht's wie mit dem Speer, der auf den Entsender zurückfliegt und ihn tödlich trifft. Das Beste in dem ‚Fröhlichen Babylon‘ wäre entschieden wirksam, aber von verhängnisvoller Wirkung.“

„Und Sie sind wirklich engherzig genug, Herr St. Jerome, das Talent durch solch abgeschmackte persönliche Rücksichten in Fesseln schlagen zu wollen? Das hätte ich Ihnen nicht zugetraut! Ich hätte Sie für moderner gehalten! Dem Genie gebührt Freiheit! Soll es nicht die Kraft haben, den Widerstand des Fraubasentums zu besiegen?“

„Den Widerstand des Fraubasentums, ja, aber den Gesetzen gegen Beleidigung ist es doch unterworfen! Verlassen Sie sich auf mein Wort, verehrte Frau, Sie können

diese Arbeit nicht verwerten. Sie ist gewiß außerordentlich pikant, aber rein unmöglich."

"Ob man's nicht dramatisieren könnte?" fragte sie matt.

"Um es dann als polizeilich verbotenes Schauspiel herauszugeben? Trauen Sie sich zu, es so unpassend zu machen?" warf ich lachend hin.

"Nein!" entgegnete Frau Munday mit Entschlossenheit. "Nein! Ich beuge mich nicht. . . . Leben Sie wohl, Herr St. Jerome. Ich glaube ja, daß Sie ein Urteil darüber haben, was gangbar ist, aber deshalb Milchsuppen zu schreiben, wie sie Ihnen zusagen würden . . . so tief steige ich nicht hinab. Eine Mittelmäßigkeit zu werden, diesen Gefallen kann ich keinem Menschen erweisen! Lieber gebe ich's auf . . . man fühlt sich auch zu entmutigt! Sobald etwas wirklich gut, wahr und pikant ist, heißt es: 'Taugt nicht für das Publikum!' Armes Publikum!"

Sie war furchtbar verstimmt. Der Druckerjunge wurde hereingerufen, um das 'Fröhliche Babylon' wieder einzupacken und eine Droschke zu holen. Dann reichte mir die gekränkte Autorin kühl und unfreundlich eine leblose Hand und ging, ohne mir noch einmal ins Gesicht gesehen zu haben.

Ich werde wohl lange warten können, bis ich wieder eine Einladung in die Pontstraße erhalte. Schade, schade, wenn unsre Freunde plötzlich literarischen Ehrgeiz empfinden und sich nicht abhalten lassen, uns in Gestalt eines Manuskripts den Bantapfel hinzuwerfen! Und wie sie sich dabei enthüllen! Die 'gescheiteste Frau in London' setzt diesen Ruf aufs Spiel, sobald sie zur Feder greift. Fast bereute ich, sie gestern abend dem jungen Cave gegenüber so genannt zu haben — jetzt hätte ich Frau Munday beinah für fähig gehalten, sich faule Aktien anschwindeln zu lassen.

---

### Dreiundzwanzigste Szene.

(Herr und Frau Munday sitzen schweigend im Speisezimmer mit einem mageren Nachtschisch vor sich, bestehend aus einem Apfel, zwei Bananen und einem Tellerchen mit Biskuits. Der Diener hat sich soeben zurückgezogen.)

Frau Munday. Ferdinand, du hast rein nichts gegessen!

Munday. Wirklich, meine Liebe?

Frau Munday. Raum ein paar Bissen! Hast du keinen Appetit?

Munday. Nein, meine Liebe.

Frau Munday. Hast du Kopfschmerzen?

Munday. Ja, meine Liebe.

Frau Munday (schleudert die Serviette beiseite). Ferdinand! Jetzt sagst du zum dritten Male „Ja“ oder „Nein, meine Liebe“. Dreimal in einer Minute und immer im nämlichen Ton. Wenn du krank werden willst, so habe wenigstens die Güte, es mir zu sagen! Man wird ja ganz nervös, wenn man dich gegenüber sitzen hat mit diesem Gesicht eines christlichen Märtyrers, der das wilde Tier beobachtet, das ihn auffressen wird.

Munday. Ein anschauliches schönes Bild! (Beschwichtigend.) Ich habe gewiß nicht absichtlich Kopfschmerzen, Lydia. Plaudere mir etwas vor . . . erinnere mich nicht daran, sondern laß sie mich vergessen.

Frau Munday. Ja, ich glaube wirklich, daß du deine Kopfschmerzen vergessen kannst, daß sie zur Hälfte eingebildet sind. Alle Männer sind immer gleich sterbenskrank, wenn ihnen der kleine Finger weh tut! Deine Kopfschmerzen sind gewiß nicht so schlimm als die meinigen . . . die arme Nevill konnte sie immer heilen, wenn sie mir die Hand auf die Stirn legte. Wo sie



wohl sein mag, das arme Ding? Was gäb' ich drum, sie wieder hier zu haben . . . und wär's auch nur als Gesellschaft für dich! Sie dürfte kommen und dich lieben und anbeten, so glühend sie wollte, wenn sie nur etliche von deinen üblen Launen von mir ablenkte. Du wirfst wirklich nach und nach gräßlich launisch, Ferdinand! Es ist gar nicht hübsch für deine Frau, kann ich dir sagen!

M u n d a y (mit Bitterkeit). Wenn ich eine Ahnung gehabt hätte, daß ich ein so kränklicher, hinfälliger Mensch werden würde, hätte ich mir sicher nicht an-gemaßt, dich zu heiraten.

Frau M u n d a y (gelassen). Ja, das glaube ich dir! Das Schlimmste daran ist, daß ich auch so werde wie du . . . ich bin heute abend tatsächlich in einem nervösen Zustand, ich, die ich bis zu meiner Verheiratung gar nicht wußte, was Nerven sind! Nun kann ich's mit jedem Neurastheniker aufnehmen! Das kommt davon, wenn man in einem Haus voll alter Teppiche und Trödel-  
fram, unter grünlichen Bildern mit unmöglichen ge-  
spenstlichen Figuren, neben einem künstlerischen Fanatiker  
lebt . . . laut ausschreien könnte ich!

M u n d a y. Was ist dir zugestoßen? So habe ich dich noch gar nie gesehen, Lydia.

Frau M u n d a y. Nichts ist mir zugestoßen . . . nur die ganze Welt ist mir verhaßt und widerlich. Ich bin müde, mich mit Menschen und Dingen herumzuschlagen.

M u n d a y. Gerade wie ich.

Frau M u n d a y. Ich denke manchmal, ich wäre lieber tot.

M u n d a y. Das denke ich immer.

Frau M u n d a y. Natürlich! Du bist gleich dabei, meine Stimmung noch zu verdüstern, während ich Auf-  
heiterung so nötig hätte!

M u n d a y. Geben wir uns Mühe, heiter zu sein!

Frau M u n d a y. Ich bitte dich, wo sollte da Heiterkeit herkommen, wenn du übler Laune bist und ich mich krank fühle? Wir füttern gegenseitig unsre Schwermut! Daran ist nichts zu ändern . . . nur die Franzosen wissen, wie man sich das Leben angenehm macht, und sind verständig genug, die Flitterwochen nicht in die Länge zu ziehen! Da sitzen wir beide, du und ich, Abend für Abend an einem langen, leeren Eßtisch mit herzlich wenig Genießbarem darauf und blicken einander ins Gesicht. Und weshalb sind wir dazu verurteilt? Nur weil wir uns zufällig geheiratet haben!

M u n d a y. Du meinst, wir hätten besser getan, es zu unterlassen?

Frau M u n d a y. Ich wüßte nicht, daß ich etwas Derartiges gesagt hätte. Laß mich doch mit deinen Spitzfindigkeiten in Ruhe, Ferdinand! Soviel ich weiß, kommen wir gerade so gut miteinander aus als die meisten Ehepaare und sind ebenso glücklich wie andre Leute nach dreijähriger Ehe. Ich beklage mich nicht, denn ich habe nie erwartet, glücklicher zu werden als andre. Man behilft sich aber, so gut man kann. Ehe ist Ehe; man muß zufrieden sein, wenn es keine unglückliche ist.

M u n d a y. Eine trostlose Auffassung dessen, was . . .

Frau M u n d a y. O bitte, bitte, keine Hymne über „das heiligste der Bande“! Für derlei schöne Redensarten habe ich mich nie begeistern können. Die Ehe ist, richtig behandelt, eine höchst anständige und zweckmäßige Einrichtung, aber keine „unnennbare Glückseligkeit“ . . . Du wirst finden, daß die meisten Leute dieser Ansicht sind, sobald sie ins Alter der Vernunft kommen oder vielmehr ein paar Jahre verheiratet sind.

M u n d a y (mit Bitterkeit). Das kommt wohl . . . soll

ich sagen, auf den Mann an? Ich fürchte, daß ich dich nicht sehr glücklich mache?

Frau M u n d a y. Du ersparst mir die Unannehmlichkeit, mit neunundzwanzig Jahren noch Fräulein Barfer zu heißen!

M u n d a y. Wenn dir das genügt! Das hätte der erste beste Pflastertreter auch leisten können!

Frau M u n d a y. Ein Karrengaul statt eines Rennpferds, meinst du? (Plötzlich losbrechend.) Am Ende mache ich dich nicht glücklich? So sag's doch! Sag's doch nur! Das hat mir nur noch gefehlt!

M u n d a y. Du äle dich doch nicht, Lydia; ich habe mich noch nie über dich beklagt.

Frau M u n d a y (lachend). O nein, so etwas tuft du nicht! Du bist viel zu vorsichtig, um dich je ins Unrecht zu setzen! Gerade wie jener Mann in der französischen Revolution, der seinen Kopf immer trug, als ob er ein Tabernakel wäre.

M u n d a y. Wenn ich nur den meinigen hie und da abnehmen und beiseite legen könnte, wenn er so schmerzt!

Frau M u n d a y. Was für eine häßliche Vorstellung! Ferdinand, in dir muß es grauenhaft düster aussehen! Eine rabenschwarze Seele! Und mir heute solche Sachen vorzuschwätzen, wo ich ohnehin so gedrückt bin! (Sie schiebt ihm ihr Glas hin.) Gib mir noch etwas Rotwein . . . nächstens werde ich das Schnapstrinken anfangen, wenn du nichts dagegen hast. (Die Hände am Sinterkopf ineinanderschlingend.) Ach, Ferdinand, das Leben ist viel zu trübselig! Wenn nur irgend etwas geschehen wollte . . . nur irgend ein Ereignis käme! Ich verlange nicht einmal etwas Angenehmes!

M u n d a y (in hoffnungslosem Ton). Etwas Angenehmes kö n n t e u n s gar nicht widerfahren!

Frau M u n d a y. Heute abend finden die Wahlen zur Akademie statt. . . .

M u n d a y. Was geht's mich an!

Frau M u n d a y. Du könntest ja gewählt werden.

M u n d a y. Das hätte schon seit vier Jahren gesehen können.

Frau M u n d a y. Jawohl, aber heute . . . ich habe etwas munkeln hören . . . Verschönte war heute bei mir. Er verkehrt viel mit diesen Herren und sagte mir, du habest zahlreiche Anhänger.

M u n d a y. Das erste Wort, das ich davon höre! Ich habe mich nie um sie bemüht.

Frau M u n d a y. Nein! Du behandelst sie von oben herab, und das nützt mitunter auch. Ferdinand, ich weiß zufällig, daß Verschönte heute abend im Künstlerklub ist. Er versprach mir, noch bei uns vorzusprechen und uns Nachricht zu bringen . . . falls etwas zu berichten wäre! Jetzt kann er jeden Augenblick hier sein . . . Machst du dir nichts daraus, Ferdinand?

M u n d a y. Nicht viel. Ich bin bisher auch ohne Akademie fertig geworden.

Frau M u n d a y. Aber mit dem Verkauf war's nicht viel in letzter Zeit.

M u n d a y. Ich habe verkauft, was ich malte.

Frau M u n d a y. Und das ist herzlich wenig! Du gerätst allmählich in einen Schlendrian, Ferdinand, daß es gräßlich ist! Seit Monaten bist du an dieser „Fiorbelisa“.

M u n d a y (widerspenstig). Und werde noch Monate darauf verwenden.

Frau M u n d a y. Ferdinand! Mir zuliebe könntest du dich wohl ein wenig rühren, es fertigmachen und fortschicken! Es macht mir ganz übel, wenn ich immer

und ewig das nämliche Bild im Atelier sehen muß. . . .  
Du arbeitest schrecklich langsam!

M u n d a η. Ein williges Pferd soll man nicht antreiben, Lydia.

Frau M u n d a η. Ich weiß wohl, daß es nicht Mangel an Fleiß bei dir ist . . . du bist ja immer an der Arbeit . . . aber an Urteil muß es dir fehlen! Monatelang pinselst du an Bildern herum, die ich längst für fertig halte. Du weißt nicht, wann du aufhören sollst, und das ist ein sicheres Zeichen künstlerischen Verfalls. Verwende doch nicht so entsehrlich viel Arbeit auf jedes Bild . . . streiche sie hin, wie's andre auch machen, dann haben sie Frische, Unmittelbarkeit. Wollte Gott, du wärest ein Impressionist! Überdies arbeitest du auch gar nicht immer, wenn du im Atelier bist . . . ich habe dich beobachtet! Ohne daß du's merktest, hab' ich des öfteren zum Türspalt hineingesehen und entdeckt, daß du, mit dem Kopf an die Staffelei gelehnt, müßig vor dich hinbrütest.

M u n d a η (empört). In Zukunft werde ich meine Türe verschließen.

Frau M u n d a η. Ach was! Das ist nur eine schlechte Gewohnheit, die du dir beigelegt hast, und da braucht's nichts anderes, als daß man dich ein wenig aufrüttelt. Als Akademiker könntest du außerdem auch höhere Preise machen . . . das sagt man mir allgemein. Es würde dir in jeder Beziehung gut tun, wenn du gewählt würdest. Du bedarfst einer neuen Anregung.

M u n d a η (steht auf und geht im Zimmer herum). Anregung brauche ich gar nicht, sondern Ruhe. Man soll mich in Frieden arbeiten lassen auf meine Art. Bitte, Lydia, quäle mich nicht mit derlei Bemerkungen! Ich lasse dich dein Leben einrichten, wie dir's gefällt . . . gewähre

du mir dieselbe Freiheit. Ein Künstler war ich, ehe ich dein Mann wurde, und ein Künstler möchte ich bleiben.

Frau M u n d a y. Ich wüßte nicht, daß du je etwas andres gewesen wärest. Daß ich dir je über deiner Kunst gestanden hätte, schmeichle ich mir gewiß nicht.

M u n d a y (sich erhitzend). Im Gegenteil, alles, alles habe ich an dich verloren bis auf meine künstlerische Unabhängigkeit. Nun forderst du auch noch diese, nun willst du mein Leben vollends wertlos machen! Du willst mich erniedrigen, willst, daß ich des leidigen Geldes wegen mein künstlerisches Gewissen verleze und verrate. Das werde ich nicht tun! Ich werde kein Pfuscher aus Gefälligkeit gegen dich und habe keine Lust, mich durch Weggeben unfertiger Arbeiten zu schädigen! Du tußt ja dein Möglichstes, mich zu Grund zu richten; an meine Kunst aber sollst du nicht rühren, das laß dir gesagt sein!

Frau M u n d a y. Du liebe Zeit, Ferdinand, dieses Pathos! Und nur weil ich anzudeuten wagte, du solltest dich ein wenig aufrappeln! Das Geld ist allerdings in jüngster Zeit etwas knapp geworden bei uns . . . du merkst natürlich nichts davon! Du gibst mir einfach, was du einnimmst . . . recht wenig, Gott sei's geklagt . . . und ich darf zusehen, wie ich damit ausreiche, darf mich abraffern. . . .

M u n d a y. Es war dein Wunsch und Wille, die Führung des Haushalts allein zu übernehmen.

Frau M u n d a y (mit Entschlossenheit). Schön und gut, ich werde ihn führen! Bitte, setze dich und beruhige dein Gemüt. . . . Bei Geld fällt mir ein, daß Lucie heute da war und mir sagte, meine Tante denke ans Sterben.

M u n d a y. Die arme alte Dame!

Frau M u n d a y. Ach! Sie hat sich's schon oft eingeildet, aber jetzt ist sie allerdings ziemlich wackelig

geworden mit ihren achtundsiebzig Jahren. Lucie spielt auch gern den Unglücksraben . . . immerhin wird es gut sein, wenn ich nach ihr sehe und sie ein wenig überwache. Ich war von jeher ihre Lieblingsnichte, und ihr Geld darf uns nicht entgehen.

M u n d a y. Wir brauchen ihr Geld nicht!

Frau M u n d a y. Geld kann jeder brauchen und jeder wehrt sich darum. Diese alten Frauen muß man im Aug' behalten, sonst machen sich geldgierige Leute an sie heran. Lucie erzählte mir, sie habe kürzlich fünfhundert Pfund hergegeben an eine Besserungsanstalt für Trunkenbolde. Ist das nicht eine Sünde und Schande?

M u n d a y. Sie kann mit ihrem Geld anfangen, was sie will, das ist ihr gutes Recht.

Frau M u n d a y. Keineswegs, denn sie hat ja Verwandte. Von Rechts wegen gehört das Geld uns. Neulich habe ich sie wenigstens dahin gebracht, mir das in Diamanten gefaßte Miniaturbildchen meines Großvaters zu schenken! Es ist keine fünfundachtzig Pfund wert.

M u n d a y. Aber meine liebe Lydia, sollte . . .

Frau M u n d a y. Sie hatte mir's ja in ihrem Testament doch bestimmt, und sicherer ist sicherer. Ich will auf diese Weise noch so viel als möglich bei ihr heraus schlagen, denn, weißt du, sie hat den sehr gefährlichen Sparren, ihr Testament immer wieder zu ändern. Dabei könnte man allerhand Überraschungen erleben . . . man weiß ohnedies nie, wie man mit ihr dran ist! Sie muß also beaufsichtigt werden! Das letzte haben Lucie und ich gelesen . . . sie hat uns einmal ihre Schreibtiischlüssel gegeben, um irgend etwas zu holen! Darin hatte sie mich, Lucie, Fritz und Toosie zu gleichen Teilen eingesetzt.

M u n d a y. Sie hätte Toosie bevorzugen und zur reichen Erbin machen sollen! Das arme Ding ist bei

Berteilung der Schönheit zu kurz gekommen. Du und Lucie, ihr habt alles an euch genommen, was davon in der Familie zu haben war!

Frau Munday. Ich betrachte Lucie gar nicht als ein hübsches Mädchen! Aber, Ferdinand, findest du denn diese gleichmäßige Verteilung nicht über alle Maßen ungerecht? Fritz wird ja mit dem Geld sicher eine große Dummheit machen . . . er ist ein Spekulant und ein Tölpel dazu . . . und Lucie braucht nur den kleinen Finger zu rühren, so ist sie Frau Woffle, und Woffle wird ohne allen Zweifel Lordkanzler, während ich . . . ja, mir bleibt nichts mehr . . . ich bin verheiratet und abgetan!

Munday (herb). Du bist keine im Wert steigende Besizung mehr, willst du sagen? Hast dich unter deinem Wert weggeworfen an einen Künstler, einen Bettler. . .

Frau Munday. So schlimm war's nicht gemeint . . . obwohl, Ferdinand . . . du machst mir wirklich manche Schwierigkeiten, weil du so entsezlich nachlässig in Geldsachen bist! Hat dir Wigan je das Geld geschickt, das er dir für die Differenz zwischen Pfund und Guineen schuldet? Mir hast du's nie gegeben.

Munday. Das machte nur dreizehn Pfund aus. Ich habe den Wasserzins damit bezahlt. . . Du warst nicht zu Haus und die Leute schienen es dringlich zu haben.

Frau Munday (erleichtert). So? Den hast du bezahlt? Das ist ja gut! Und wann wird dir Wyonan den „Ritter mit dem blutigen Armel“ bezahlen?

Munday. Wann's ihm beliebt.

Frau Munday. Mahne ihn doch ein wenig zur Eile.

Munday. Er hat mir Zeit gelassen zum Malen, ich lasse ihm Zeit zum Bezahlen!

Frau Munday. Ich werde an ihn schreiben.



M u n d a y. Das verbiete ich dir!

Frau M u n d a y. Ein Mann des zwanzigsten Jahrhunderts, der einer Frau des zwanzigsten Jahrhunderts etwas verbieten will!

M u n d a y. Ich verbitte mir jeden Eingriff in meine Angelegenheiten.

Frau M u n d a y. Du bildest dich zum Tyrannen aus, Ferdinand! Es sei . . . vierzehn Tage will ich ihm noch Frist geben. Und Verschöyle . . . willst du ihm die Revill wirklich nicht lassen?

M u n d a y (auffahrend). Du meinst die Fiammetta?

Frau M u n d a y. Ja.

M u n d a y. Sie ist ja noch nicht fertig.

Frau M u n d a y. So mache sie fertig!

M u n d a y. Das kann ich nicht ohne das ursprüngliche Modell.

Frau M u n d a y. Freilich kannst du's . . . du könntest es sehr wohl ohne das Mädchen. Das ist nur eine fixe Idee von dir. Modelle können immer gewechselt werden! Außerdem . . . wenn sie heute wiederkäme, würde sie höchst wahrscheinlich nicht mehr sein, was sie damals war. Zwei Jahre in Europa herumziehen, in Gesellschaft von Gott weiß wem, dabei verändert sich und altert jede Frau. Das Madonnengesicht von ehemals hat sie gewiß längst nicht mehr! Ich wette, daß du sie auf der Straße gar nicht wiedererkennen würdest.

M u n d a y (in rauhem Ton). Was willst du damit sagen: in Gesellschaft von „Gott weiß wem“?

Frau M u n d a y. Nun, zuletzt wurde sie in Wien gesehen in Gesellschaft des gewizten alten Wüßlings Festügeres.

M u n d a y. Der ihr Lehrer ist!

Frau M u n d a y. Was das bei Schauspielerinnen

heißt, weiß man ja! Bedenke nur, wie verliebt sie in dich war! Ein Mädchen wie sie . . . bereit, dem ersten, der ihr von Liebe spricht, um den Hals zu fallen! Wenn sie anständig geblieben wäre . . . (Es klingelt.) . . . würde sie schreiben, wo sie ist. Du kannst dich drauf verlassen, die ist längst auf schlimmen Wegen!

Munday (kreideweiß vor Wut). Lydia! Großer Gott! Du bist meine Frau . . . sonst . . .

(Herr Verschonele tritt ein. Hinter ihm ein italienisches Modell.)

Verschonele. Mein lieber, verehrter Freund! Empfangen Sie meinen Glückwunsch . . . erst aber greifen Sie in die Tasche und reichen Sie diesem Biedermanne (auf den Italiener deutend) eine Guinee! Er hat sich zuerst mit der großen Nachricht auf die Strümpfe gemacht, konnte aber Ihr Haus nicht finden . . . Sie sind mit einer Mehrheit von zwanzig Stimmen zum Mitglied der Königlichen Akademie erwählt worden!

Munday. Zum Henker mit der Akademie!

---

### Vierundzwanzigste Szene.

Etwa vierzehn Tage nach diesem Auftritt stand Frau Munday in einem bescheidenen braunen Kleidchen auf der Hausstaffel von Nummer sechsundfünfzig Bedford Square und zog die Klingel. Der alte Bediente, der sie von Kindesbeinen an kannte, machte ihr mit einer gewissen ernstern Feierlichkeit die Türe auf. Ohne ihn näher anzusehen, schob sie ihm ein Päckchen in braunem Papier in die Hände und befahl: „Bringen Sie das der Köchin und sagen Sie ihr, es müsse mindestens zwei Stunden gehörig kochen. Dann soll sie's meiner Tante hinauffschicken.“

„Gnädige Frau . . .“ hob der Mann an, aber Frau Munday eilte an ihm vorüber.

Ein schüchtern kleiner Junge in der Livree eines Geschäftshauses sah sich fragend um.

„Wo ist Fräulein Lucie? Ach, da bist du ja!“ rief Frau Munday, ihre Schwester unter der Türe des hinteren Zimmers erblickend.

„Komm hier herein,“ sagte Lucie mit einem Ausdruck ruhiger Würde.

„Warum nicht in die Bibliothek?“

„Es sind Leute drin . . .“

„Als ob ich menschenfurcht wäre! Was für Leute sind denn da? Höre, Lucie, ich habe euch etwas mitgebracht . . . eine besonders zubereitete Speise für Tante Elsbeth. Keine von euch hat ja einen Begriff von Krankenpflege und Ernährung. . . . Ich gehe jetzt gleich zu ihr hinauf, nur wollte ich erst ein paar Worte mit dir sprechen. Du kannst nämlich mein grünes Chinékleid jetzt um zwei Pfund haben . . . ein lächerlicher Preis, sag' ich dir!“

„Ich brauche es aber nicht . . . jetzt nicht,“ versetzte Lucie kühl.

„Sei doch nicht so dumm! Solch ein Gelegenheitskauf findet sich nicht alle Tage! Wenn du's etwas weiter und den Rock etwas kürzer machen läßt, so bist du den ganzen Sommer über damit versorgt. Wie entsetzlich dunkel es hier ist! Zieh doch die Rollvorhänge auf, willst du nicht?“

„Laß sie hängen,“ gebot Lucie.

„Wie du willst; mir ist's einerlei; ich bleibe ja doch nur ein paar Minuten. Ich bin abgehakt und todmüde . . . seit zehn Uhr laufe ich bei Geschäftsleuten umher, und doch wollte ich der Tante die Enttäuschung nicht bereiten, heute wegzubleiben. Es könnte ihr weh tun! Sie erwartet mich doch, nicht wahr?“

„Schwerlich,“ sagte Lucie.

„O doch! Ich sagte ihr ja, ich werde heute kommen, und sie weiß, daß ich immer Wort halte. Wir wollen auch Geschäftliches miteinander erledigen.“

„Wirklich?“

„Ja; die gute alte Seele wird nach und nach ein wenig schwach im Kopf, und der meinige ist so klar. Drum werde ich all ihre Rechnungsbücher aufs schönste in Ordnung bringen . . . die ganze Familie muß mir dafür dankbar sein! So, jetzt will ich hinauf!“ setzte sie aufstehend hinzu. „Ich darf nicht so viel Zeit mit dir verschwäzen!“

Lucie legte die Hand auf die Türklinke.

„Wie komisch du heute bist, Lucie! Gerade als ob du mich abhalten wolltest, hinaufzugehen! Laß mich hinaus, sag' ich dir! Du wirst doch nicht verlangen, daß ich dich erst um Erlaubnis bitte, meine eigene Tante zu besuchen!“

„Du kannst ja zu ihr gehen,“ sagte Lucie, die Hand vom Türschloß ziehend. „Gewiß . . . aber ich warne dich . . . du könntest sehr erschrecken!“

„Wieso? Ist sie kränker geworden?“

„Nein, aber gestorben.“

\* \* \*

Frau Munday sank auf einen Stuhl.

„Tot! Die Tante Elsbeth! Lucie, du bist ein bösesartiges, ein abscheuliches Geschöpf! Wie konntest du es wagen! Wo nimmst du nur den Mut her, mir einen solchen Poffen zu spielen . . .“

In dieser Tonart ging es weiter, aber die bescheidene Lucie stand heute hoherhobenen Hauptes vor ihr, ohne sich einschüchtern zu lassen. Als Lydias Zorn und Verblüffung sich endlich in Worten erschöpft hatten, begann

sie mit ruhiger Würde, wie eine jugendliche Rachegöttin: „Unsre gute Tante ist heute nacht oder vielmehr am frühen Morgen gestorben. Wir haben es dir sagen lassen, aber du warst wohl schon ausgegangen, als der Bote hinkam. Es war ein rascher Verlauf. Der Arzt gab uns gestern einen Wink, daß eine gefährliche Wendung eintreten könnte. Wir haben dann an Fritz telegraphiert, weil sie nach ihm verlangte . . . er ist hier. . . Uns Himmels willen, Lydia, strenge dich nicht mit Schmerzensausrüchen an! Du brauchst keine Tränen zu vergießen, kein Mensch erwartet's von dir! Du bist außer dir, weil die Tante gestorben ist, ehe du Zeit hattest, sie zu einer Testamentsänderung zu bewegen. Zu dem Zweck bist du heute mit deiner Krankensuppe und deinem großen Mitgefühl hergekommen! Bis zu ihrer Erkrankung hattest du nie ein Viertelftündchen übrig für sie, dann kamst du allerdings jeden andern Tag. Warum? Das wußte ich, das wußten wir alle! Bitte, stelle dich nicht an, als ob dir ihr Tod zu Herzen ginge, wir würden dich nur verachten darum, wir räumen dir kein Recht ein, sie zu beweinen! Toosie weint sich fast die Augen aus; sie hat die Tante liebgehabt. Ich auch; ich würde um sie weinen, wenn ich Zeit hätte, aber ich habe keine. Die Mutter ist krank; ich muß zu ihr. Wenn du weiteres wissen willst, so wende dich an Fritz. . . Da kommt er ja! Fritz, Lydia ist da! Sprich du mit ihr. . .“

Lucie verließ das Zimmer. Frau Munday hob den Kopf, als sie ihres Bruders Schritt vernahm.

„Nur Mut, Alte! Weine dir doch deine hübschen Augen nicht rot! Bist in ein Trauerhaus gekommen, hm? Hättest auch nicht gedacht, daß die alte Dame schon so schnell den Karren stehen lassen würde, was? Ja, ja . . . ,mitten wir im Leben sind von dem Tod um-

sangen' und so weiter. Ich bin herübergekommen, um das Geschäftliche zu besorgen. Höre mal, Lyd . . ."

„Was denn?“

„Du hast dich ein wenig blamiert bei der Geschichte, nicht?“

„Was willst du damit sagen?“

„Nun, wir alle haben dir ein wenig in die Karten geguckt, weißt du . . . hast die alte Dame beschwazgen wollen, dich im Testament zu bevorzugen . . . das konnte ja ein Blinder sehen . . . ich sage dir, die Lucie ist ganz wild darüber! Die nimmt kein Blatt vor den Mund! Ich mach' dir's wahrhaftig nicht zum Vorwurf; es war ja ganz vernünftig, nur bist du nicht schneidig genug außs Ziel losgegangen. Ja, ja . . . wer dem Tod den Rang ablaufen will, muß sich zeitig auf die Strümpfe machen.“

„Fritz, du bist ein Ungeheuer von Hoheit. . . Meine arme alte Tante!“

„Gott steh' uns bei! Was du für eine Komödiantin bist, Lyd! Du bringst es wahrhaftig fertig, ein paar Tränen herauszupressen! Bravo! Bravo! Aber verschwende deine Kunst nicht an mich! Spare deinen Tränenvorrat fürs Begräbniß!“

„Ich weine nicht!“ herrschte sie ihn rauh an, etwa wie ein Schuljunge seine Tränen verleugnet, wenn ein Kamerad ihn damit neckt. „Höre mich aber an . . . ich habe mit dir zu reden. O Fritz! Weißt du denn nicht, daß du mich umbringst, Fritz?“

Nun traten ihr Tränen im Überfluß in die Augen, sie bezwang sich aber und schluchzte nicht.

„So? Wie mache ich denn das?“

„Fritz, es steht furchtbar schlecht um mich; du hast keine Ahnung, in welcher trostloser Lage ich mich befinde.

Wie steht's mit unsern Aktien? Gib mir Auskunft darüber! Ich bin entsetzlich übel dran . . . ich werde zu Grund gehen! Mahnbriefe, Rechnungen, Wechsel laufen fortwährend ein; und ich weiß nicht, wohin ich mich wenden soll. All meine Hilfsquellen sind erschöpft, ich weiß mir nicht mehr zu raten und zu helfen . . . ich quäle mich zu Tod und doch wird irgend etwas Gräßliches über mich hereinsbrechen! Wenn meine Lage bekannt wird, so bin ich gesellschaftlich geächtet, entehrt . . . du weißt nicht, wie schlimm die Sache steht."

„Freilich nicht! Das ist eine Überraschung! Davon hatte ich ja keine Idee! Bis jetzt hast du dein Elend wirklich mit Anstand verhüllt, das muß man dir lassen . . . Bälle und Diners, Equipagen, eine Pariser Schneiderin . . ."

„So dumm werde ich doch nicht sein, es an die große Glocke zu hängen! Ich habe Mut und habe mich gewehrt, gekämpft, gespart, aber die Zeit naht heran, wo ich nicht mehr im stand sein werde, die Wahrheit zu verbergen, und dann weiß ich, was kommen wird . . . die Schande! Und für mich, die ich mir immer solch ein Ansehen gab! Die Leute werden mich verhöhnen . . . und das, das ertrag' ich nicht, das bringt mich um!"

„Ja, was kann denn ich dafür?"

„Doch, Fritz, du bist verantwortlich für mein Unglück! Dir hab' ich Vertrauen geschenkt, du hast mich überredet . . . deine Schuld ist's ganz und gar, Fritz!"

„Zum Teufel! So schwache doch keinen solchen Blödsinn! Es war eine Spekulation wie andre auch. . ."

„Aber, Fritz . . . das heißt doch nicht etwa? . . ." sie starrte ihm angstvoll ins Gesicht. „Großer Gott, Fritz, steht's denn so schlimm? Ich traf kürzlich in Gesellschaft einen Herrn, der den alten Cohen kennt, und der hat mich sehr beunruhigt, aber immerhin dachte ich

noch, du würdest die Geschichte irgendwie ins Lot bringen ... o Fritz?! Solches Vertrauen hatte ich in dich!"

"Mein Selbstvertrauen ist nicht mehr weit her," gestand Fritz verdrießlich. "Ich kann dir sagen, daß mich der alte Cohen gehörig übers Ohr gehauen hat."

"Fritz! Ja ... heißt das, du ..."

"Das heißt ... Siehst du, die Sache ist so! Als ich damals zu dir kam und dir den Rat gab, dem Syndikat beizutreten, da glaubte ich wirklich an die Sache. Das will ich ja nicht behaupten, daß ich's je für etwas 'Grundsolides' gehalten hätte ... das sind derartige Geschäfte ja nie ... aber ich war doch fest überzeugt, daß wir uns wieder herausziehen könnten, ehe es zum Krach kommen werde. Damit war's aber leider nichts ... so, nun hab' ich dir reinen Wein eingeschenkt!"

"Jawohl, deine Offenheit läßt nichts zu wünschen übrig!" versetzte Lydia bitter. "Wie konntest du mich in eine solch faule Geschichte hineinziehen?"

"Habe ich dir je weisgemacht, es sei ein solides Geschäft?"

"Natürlich!"

"Nein, da mußt du mich mißverstanden haben. Ich sagte dir im Gegenteil, du müßtest bei Zeit wieder verkaufen und könntest dann einen großen Gewinn machen. Gerade wie der alte Cohen und das übrige Gefindel es wirklich gemacht hat!"

"Und du vermutlich auch?"

"Ich? Wer sagt das?"

"Es ist doch so?"

"Nun, siehst du wohl," sagte Fritz etwas unsicher, "einen Teil meiner Aktien bin ich allerdings zu einem anständigen Preis losgeworden, aber nur einen Teil, bei weitem nicht alle."



„Und ich?“ fragte sie wimmernd.

„Nun, siehst du wohl,“ fuhr Fritz, seine entschuldigende Redensart wiederholend, fort, „das war eine sehr heikle Sache. Solche Geschichten spielen sich immer im Handumdrehen ab. Zehntausend schlägst du los, und fünf Minuten drauf ist die Börse stagnierend wie ein Ententeich und du bringst weder für Geld noch gute Worte etwas los.“

„Also dich hast du gerettet und mich in der Patsche sitzen lassen! Das siehst dir ja ähnlich, einem selbstsüchtigen Ungeheuer wie du eines bist! Du Betrüger . . . du . . .“

„Schweig still, Lydia! Was kommt denn beim Schimpfen heraus? Ich sage dir ja, ich sitze selbst in der Patsche . . . bis zu einem gewissen Grad wenigstens. Cohen hat mich hineingeritten; aber glaubst du etwa, daß ich deshalb Händel mit ihm anfangen? Im Gegenteil! Ich lade ihn zu Sektfrühstücken ein . . . Heidsieckdry ist seine Lieblingsmarke . . . setze ihm die leckersten Sachen vor, und das nächste Mal werde ich mich hübsch an den Laden legen, daß er hängen bleibt und ich mein Schäfchen ins Trockene bringe.“

„Fasse mir nicht von deinen zukünftigen Taten! Sage mir mit dürrer Worten, ob meine zehntausend Pfund verloren sind oder nicht.“

„Nun, siehst du,“ sagte Fritz, nervös lichernd, „realisierbare Werte, wie wir das nennen, sind deine Aktien gerade nicht . . .“

Sie trat einen Schritt auf ihn zu, und der Ausdruck ihres Gesichts erschreckte ihn ein wenig.

„Höre mich an, Fritz! Mich weiter betrügen lassen, wie bisher, will ich nicht. Sag mir, was du und deine Spießgesellen mit dem Vermögen, das ich ihnen auf dein Geheiß gab, angefangen haben.“

„Frage den alten Cohen!“

„Fritz . . .“

„Für eine so gewigte Frau bist du furchtbar kindlich, Lyd. Hast du nie gehört, daß die Alchimisten Gold brauchten, um Gold zu machen, oder daß man den Hering mit einer Sprotte fängt? Nun, dein Geld war die Sprotte . . . und das meinige auch.“

„Und dieser Schurke, der alte Cohen, hat damit ein Vermögen verdient?“

„Das ist ein wenig zu viel gesagt, aber einen guten Fang hat er getan. Wenn ich je . . .“

„Es muß doch Mittel und Wege geben, ihn zur Heimzahlung zu zwingen?“

„Meinst du? Dieser Versuch würde mir Spaß machen, hast du aber auch das nötige Kleingeld dazu? Ein Vermögen müßte man schon drarrücken und früh aufstehen müßte man auch, um den alten Cohen 'reinzulegen! Er hat mich 'reingelegt . . . nein, nein, Lyd, schlage dir die Sache aus dem Kopf und besinne dich auf etwas andres . . . ja, was ist denn los?“

„Begreiffst du's denn noch nicht? Ich bin am Ende . . .“

Sie war freideweiß geworden und ihre Gestalt schwankte.

„Um's Himmels willen, nur keine Ohnmacht!“ rief Fritz erschrocken. „Das sähe dir gar nicht ähnlich! Knappe dich zusammen und besinne dich, wie du aus der Klemme kommen kannst!“

„Ich finde keinen Ausweg . . . Ach, wenn ich doch tot wäre!“

„Das ist dein Ernst nicht! Benimm dich nicht wie ein Schulmädchen!“

Er wollte ihr seine plumpe Hand auf die Schulter legen, sie stieß ihn aber mit Abscheu von sich.

„Du müßtest nicht die Frau sein, für die ich dich halte, wenn du nicht noch ein paar Eisen im Feuer liegen hättest! Wie wär's mit der Mutter?“

„Lieber sterben, als mich ihr anvertrauen! Nebenbei hat sie auch nichts.“

„Und Lucie? Sie verbraucht ihre Zinsen bei weitem nicht, davon bin ich überzeugt. Sage ihr alles und bitte sie um Hilfe.“

„Von der Gnade einer Frau leben! Niemals! Ich habe nie einer Frau vertraut und werde es nie tun!“

„Und dein Mann? Der wäre doch eigentlich der Nächste!“

„Du weißt ja, daß Ferdinand nichts hat, als was er verdient, und dieses Jahr war er krank. . . .“

„Am Ende könnte ich dir eine Kleinigkeit vorstrecken . . . dreihundert Pfund etwa . . . auf Sicherheit. Vielleicht könntest du dich dann eher herausarbeiten?“

„Ein Tropfen ins Meer!“

„Na, du mußt's aber auch nett getrieben haben! Siehst du, Annabel und ich, wir haben in letzter Zeit auch einziehen müssen . . . wir sitzen auch nicht in der Wolle, kann ich dir sagen.“

„Das freut mich! Ihr sollt es nur zu fühlen bekommen! Wenn du und deine schlumpige Frau auch zu leiden habt, das tut mir wohl!“

„Du kleiner Teufel!“

„Ja, ich bin ein Teufel . . . und du hast mich dazu gemacht! Ich hasse dich, Fritz! Ich hasse alle Menschen und die ganze Welt! Nicht einen einzigen Freund hab' ich darin! Ich wollte, ich könnte euch alle in die Lebensversicherung einkaufen und dann vergiften wie jene . . .“

„Du wirst noch im Zuchthaus endigen, Lyd, wenn du so fortmachst! Was übrigens Freunde anbetrifft . . .

du hast dich doch immer aufs Kokettieren verstanden und hast sicher eine Menge Verehrer, die dir mit Wonne aus der Patsche helfen würden! Wozu ist man denn eine hübsche Frau? Realisiere dieses Kapital, rate ich dir! Was ist denn aus dem blaublütigen Jüngelchen geworden, das dir wie ein Schatten zu folgen pflegte? Jetzt blüht ja sein Weizen!"

Frau Munday stand auf.

"Öffne gefälligst die Türe und laß mir einen Wagen holen. Ich habe nicht im Sinn, mich noch länger beschimpfen zu lassen. Es ist ein großes Unglück, einen gemeinen, rohen Halunken zum Bruder zu haben. Nein, ich entlehne kein Geld! Lieber hungern. . . . Laß mich hinaus. . . . Ist eine Droschke da?"

"Wohin willst du?" fragte er, von ihrer Leidenschaftlichkeit beunruhigt.

"Ich weiß es nicht. . . . vielleicht in den Fluß. . . ."

"Probier's lieber erst mit den Juden!" sagte Fritz spöttisch, als sie an ihm vorüberauschte.

"Das kommt so ziemlich aufs Nämliche heraus."

Sie stieg in die Droschke und gab dem Kutscher mit heiserer Stimme die Adresse eines wohlbekannten Geldinstituts in der Altstadt an.

---

### Fünfundzwanzigste Szene.

"Wollen Sie morgen abend zur ersten Vorstellung des Pall-Mall-Theaters in meine Loge kommen?" fragte Frau May Bowen den jungen Davenant, der in einem dichten Menschenknäuel auf Frau Malorns Ball an ihrer Seite stand. Es war die Stunde der Ankunft und es herrschte ein großes Gedränge.

"Angenehmer könnte mir keine Einladung sein! Wer

ist denn die neue Schauspielerin, die morgen die Titelrolle in dem neuen Stück spielen wird?"

„Fräulein Ilma Lorraine? Ich habe keine Ahnung! Calder-Marston hat sie irgendwo entdeckt, soviel ich weiß, an einer Provinzbühne. Er hält sie für ein großes Talent, und Poingdestre hat das neue Stück ‚Die Doktor’sfrau‘ eigens für sie geschrieben. Ich weiß nichts darüber, als daß es ungeheuer modern sein soll. . . . Nun wir werden ja sehen! . . . Großer Gott . . . sehen Sie doch Lydia Munday an!“

„Ich sehe Lydia Munday nie an. Sie hat längst aufgehört, mir wichtig zu sein.“

„Sie sieht tatsächlich aus wie ein Gespenst. Ob es wohl von dem schwarzen Kleid herrührt? Manche Menschen sehen in Schwarz so groß aus. Ich glaube, sie ist in Trauer für eine Tante; wenigstens habe ich sie in den letzten sechs Wochen nirgends gesehen.“

„Ich wußte, daß sie heute kommen würde!“ warf Cossie mit finsterner Miene hin.

„Woher wußten Sie das? Weil St. Jerome hier ist? Das ist ein treuer Anbeter . . . der hält auf dem sinkenden Schiff aus.“

Cossie sah sie fragend an.

„Ich bin wahrhaftig nicht schadenfroh, ganz und gar nicht,“ hielt Frau Bowen zu versichern für nötig. „Aber daß Lydia ein wenig verblüht ist, um nicht zu sagen ganz verblüht, werden Sie nicht in Abrede ziehen. In meinem Leben habe ich keine solche Veränderung bei einer Frau wahrgenommen! Man kann sie kaum mehr hübsch nennen!“

„War sie es je?“

„Die Leute fanden’s und Sie auch, gestehen Sie’s nur!“

„Eine Jugendeseelei!“ sagte Cossie.

„Wie Lydia Ihnen diese ‚verbrauchte Redensart‘ hingerieben haben würde!“

Sie fuhr fort, Lydia Munday mit dem Kneifer zu betrachten.

„Wenn ich so krank aussähe,“ erklärte sie, „so würde ich ganz gewiß hübsch daheim bleiben. Aber sie mag ja ihre Gründe gehabt haben, sich hier zeigen zu wollen!“

Es war Frau Malorns Ball. Ein Ereignis für die Gesellschaft. Sie gab alljährlich nur diesen einen großen Ball zum Besten von zwei gar nicht hübschen Nichten und man legte Wert darauf, eine Einladung dazu zu erhalten.

„Dort ist ja auch Munday! Auch er sieht elend und abgehärmt aus. Der arme Ferdinand! Ich schwärme für ihn, müssen Sie wissen! Sind Sie nicht auch entzückt von ihm?“

„Jedenfalls ist er viel zu gut für diesen Teufel von einem Weib,“ brummte Cossie entrüstet.

„Wie Sie diese Frau hassen, Cossie! Was hat sie Ihnen denn zuleid getan? Sie ist Ihrer überdrüssig geworden? Ach! Sie bekommt alle Menschen rasch satt! Machen Sie doch kein so bitterböses Gesicht! Es ist Ihnen nur ergangen, wie jedem andern auch; man kommt einmal an die Reihe und dann ist's vorbei. Es wundert mich eigentlich, daß Ferdinand nicht ihr zur Strafe andern Damen den Hof macht. Aber man hat nie von so etwas gehört, außer bei diesem Fräulein France, und damals war, glaube ich, sie mehr verliebt als er. Ich muß sagen, Lydia war dabei sehr duldsam . . . obwohl das vielleicht kein besonderes Verdienst zu nennen ist, denn ich halte sie für viel zu kaltherrig zur Eifersucht. Das aber weiß ich, daß ich eifersüchtig gewesen wäre . . . bei solch einem reizenden Mann! Aber Lydia hatte von jeher etwas Froschartiges . . . etwas Unmenschliches.“

„Ich glaube, daß sie menschlich genug ist,“ bemerkte Davenant, „wenn man sie recht zu fassen versteht.“

„Manchmal muß ich denken, ein Kind würde sie milder gemacht haben,“ fuhr Frau Bowen fort. „Sie wissen ja . . . sie kann nicht weinen! Bei ihrer letzten Gesellschaft . . . es ist lange her, daß sie eine gegeben haben . . . machte sie ein Gesicht, als ob sie all ihre Gäste ins Pfefferland wünschte, kann ich Ihnen sagen! Damals haperte es irgendwo! Die ganze Gesellschaft war mißlungen, die Bewirtung schäbig . . . und sonst war's doch immer so hübsch bei Mundays gewesen. Bei meinem letzten Besuch bei ihr traf ich ein grobes Frauenzimmer in der Halle, das laut erklärte, ohne sein Geld nicht von der Stelle gehen zu wollen! Und mein Mann hat Lydia überaus einfach gekleidet und dicht verschleiert in der City begegnet! Glauben Sie, daß es am Geld fehlt? Daß sie sich einschränken müssen? Mir hat längst so etwas geschwant. Man macht so seine kleinen Beobachtungen . . . auch haben Lydia und ich dieselbe Schneiderin und diese Frau Cromer läßt häufig Bemerkungen fallen, als ob es nicht gut bei ihr stünde. Lydia tut sich ja so viel auf ihr Verwaltungstalent zu gute, aber Geld schaffen kann sie eben doch nicht! Das riesige Haus kostet ungeheuer viel, und Lydia hat sehr kostspielige Gewohnheiten. Soviel ich weiß, hatte sie ein großes Vermögen, denn von den paar Bildern hätten sie ja nie leben können, wie sie gelebt haben. Ich muß meinen Mann bestimmen, Ferdinand ein Bild abzukaufen. Ihn habe ich sehr gern und es wäre mir unerträglich, ihn armselig und schlecht gekleidet zu sehen. Er versteht sich zu kleiden, was bei Künstlern selten ist.“

„Frau Mundays Toilette macht gerade nicht den Eindruck von Armut,“ sagte Davenant höhniisch.

„Das beweist gar nichts, mein lieber Cossie! Das letzte, was eine Frau aufgibt, sind ihre Kleider . . . eher kommen noch die Freunde dran!“

„Hat sie welche?“

„Jawohl, freilich gilt die Freundschaft meist ihm! Man fängt an, sie und ihre böse Zunge zu fliehen. Sie reißt ja ihrem Nebenmenschen die Haut vom Leibe wie ein Tiger. Und darin kann sie sich nicht anders machen, es ist eben ihre Natur! Erinnern Sie sich nur, wie hart sie sogar mit Ihnen verfahren ist!“

„Nicht immer . . .“

„Was wollen Sie damit andeuten? Sie eingebildeter Schlingel!“

„Diese Bezeichnung beweist, daß Sie meine Andeutung verstanden haben!“

„Ach! Sagen Sie mir doch einmal ehrlich . . . war denn je etwas Wahres an dem Gerede der Leute? Sie wissen ja, ich habe Narrenfreiheit! Ich sage, was mir in den Sinn kommt, und kein Mensch findet's der Mühe wert, mir etwas übelzunehmen! Also nur heraus mit der Sprache! War etwas daran?“

„Woran?“

„Nun an dem, was man allgemein sagte.“

„Ich werde mir den Mund nicht verbrennen.“

„Das ist so viel wie ein Geständnis!“

„Warum möchten Sie's denn wissen?“ fragte er nachsichtig.

„Ich gestehe Ihnen, daß ich recht gerne etwas Nachteiliges über Lydia wüßte. Gebrauch würde ich vielleicht nicht einmal davon machen, aber es gibt einem Selbstgefühl, so etwas zu wissen. Diese Lydia macht sich immer über mich lustig, obwohl ich im Grund gar nicht glaube, daß sie gescheiter ist als ich! Das ist un-



ausstehlich und ich möchte für mein Leben gern etwas haben, womit ich ihr auftrumpfen könnte."

Der flehende Blick, womit sie ihren jungen Ritter anschmachtete, war wirklich ergreifend schön.

"Sie werden in Zukunft schon noch über sie triumphieren, das kann ich Ihnen wohl sagen," versetzte er, sie aufmerksam betrachtend.

"Wird etwas losbrechen? Ein Skandal?" forschte sie mit leuchtenden Augen. "O sagen Sie mir's! Ich habe gegenwärtig solche Langeweile! Wissen Sie etwas, Sie entzückender Mensch? Handelt sich's um dieses Fräulein France?"

"Wollen wir nicht tanzen?" fragte er plötzlich, und in seliger Erwartung nahenden Klatsches ließ sie sich in den Tanzsaal hineinwirbeln.

\* \* \*

"Ich möchte gern rechtzeitig aufbrechen, Ferdinand, wenn es dir nichts ausmacht," sagte Frau Munday in einer andern Ecke des Zimmers zu ihrem Mann. "Mir lag nur daran, mich zu zeigen, im übrigen bin ich müde. Schicke mir Herrn St. Jerome her, falls du ihn findest, und hole mich dann in einer starken Viertelstunde ab."

Sie ließ sich schlaff auf einen Divan sinken, der von der unvermeidlichen Ballsaalpalme beschattet und von einer rosig schimmernden chinesischen Laterne beleuchtet war. Halbgeschlossene Augenlider und verzweifeltes Gähnen bezeugten ihre Müdigkeit. Zwei Paare, die den kleinen Schmollwinkel mit ihr geteilt hatten, entfernten sich rasch und ließen sie allein. Sofort richtete sie sich auf, griff verstohlen in ihre Tasche und zog hastig ein blaues Briefkuvert heraus, dessen Inhalt sie noch einmal überflog, obwohl sie ihn offenbar schon vorher gelesen hatte.

„Acht Tage! Nur acht Tage! Das heißt sieben Tage . . . eine Woche Frist . . . und . . . dann . . . bricht's herein wie die Sintflut!“

Mit einem leisen Stöhnen wollte sie sich erheben, da tauchte Cossie Davenant gerade vor ihr unter der Türe auf. Das Papier entglitt ihrer Hand und sie sank hilflos auf ihren Sitz zurück.

„Ja, bleiben Sie nur hier, Frau Munday . . .“

„Wozu?“

„Weil ich mit Ihnen sprechen möchte. Setzen Sie sich nur!“

„Sie erteilen mir Befehle?“

„Ich bitte Sie, sitzen zu bleiben; ich fordre Sie nicht zum Tanzen auf, sondern ich habe mit Ihnen zu reden . . . Geschäftliches.“

„Ich habe mit Ihnen zu reden . . . Geschäftliches,“ wiederholte sie, das letzte Wort stark betonend, dann trat eine Pause ein.

Vor ihr stehend, sah er sie gespannt an.

„Ich wollte Ihnen nur sagen,“ begann er, sich in die Brust werfend, „daß ich nicht im Sinn habe, diese Geschichte länger zu ertragen.“

„Was für eine Geschichte?“

„Die Art, wie Sie mich behandeln. Sie machen mir die Gesellschaft zur Hölle.“

„Dafür haben Sie wohl selbst gesorgt!“

„Sie stempeln mich zur komischen Figur.“

„Sollte das an mir liegen?“

„Alle meine Freunde berichten mir, daß Sie mich heruntersetzen, den häßlichsten Klatsch über mich verbreiten. Ich habe aber keine Lust, mich von Ihnen von oben herab behandeln zu lassen! Ich lasse mir das nicht gefallen und werde Ihnen den Mund stopfen.“

„Wie werden Sie das angreifen?“

„Wie man's gewöhnlich macht. . . Ich kann Geschichten erzählen und, wahrhaftig ich werde sie erzählen, falls Sie nicht . . .“

Frau Mundays lässige Haltung wurde womöglich noch lässiger. Unererschrocken heftete sie die durch Schlaflosigkeit und Krankheit schwarz umränderten Augen auf sein zornig gerötetes Gesicht.

„Falls ich nicht! . . . Wie spannend! Erpressungsversuche habe ich an mir selbst noch nie erfahren! Sie bereichern mich um eine Erfahrung! Wollen Sie etwas Geld von mir haben? Da müßte ich Ihnen leider gestehen, daß ich augenblicklich . . .“

„Zum Henker! Halten Sie mich für einen Tropfen?“

„Ich fürchte, ja.“

„Rache will ich haben! Rache an Ihnen! Verstehen Sie mich jetzt?“

„Rache! Wie köstlich, das Wort einmal im wirklichen Leben gebrauchen zu hören! Bisher ist mir's nur im Adelpitheater vorgekommen!“

„Sie werden bald merken, daß es mir Ernst damit ist.“

„Bis jetzt merke ich nur, daß Sie ganz reizend bombastisch sind,“ entgegnete Lydia, ihren Aneifer zurecht rückend. „Sie ersetzen mir, wie ich vorhin schon sagte, eine Aufführung im Adelpitheater! Reden Sie nur weiter! Was werden Sie mir antun?“

„Ich werde aller Welt erzählen . . .“

„Was denn? Erklären Sie sich doch deutlicher! Etwa daß Sie die Frechheit hatten, mir eine Liebeserklärung zu machen, und daß ich genötigt war, Sie abzufanzeln? Oder daß ich um ein Haar gezwungen gewesen wäre, den wimmernden Cossie Davenant über die Klippen von Swanbergh zu tragen? Das wäre wirklich eine hübsche Ge-

schichte! Damals wurde mir's klar, daß ich nie mehr mit Ihnen sprechen könnte! Ich hasse und verachte Feiglinge."

"Es gab eine Zeit, wo Sie recht gern mit mir sprachen," feuchte er, vor Wut beinahe erstickend.

"Darüber wundere ich mich heute noch!"

"Und Sie schrieben mir auch . . ."

"Wirklich?"

"Ich habe Ihre Briefe aufbewahrt."

"Wie kindisch von Ihnen!"

"Heute früh habe ich sie gezählt. Es sind elf Briefe."

"Wahrhaftig?"

"Möchten Sie diese Briefe jedermann lesen lassen?"

"Dagegen hätte ich nicht das geringste einzuwenden. Was drin steht, weiß ich zwar nicht mehr; aber ich bin überzeugt, daß niemand dadurch Schaden nähme an seiner Seele."

Obwohl sie mit ungeheurer Selbstgewißheit sprach, hatte sich ihre Stirne etwas gefurcht . . . offenbar forschte sie in ihrem Gedächtnis nach dem Inhalt dieser Briefe. Von diesem Augenblick an hatte sie das Spiel verloren, und Davenant, der Herr seiner selbst und der Lage geworden war, maßte sich die Überlegenheit eines Untersuchungsrichters an.

"Vorhin fragte mich eine Dame, ob an dem Gerede über unsre Beziehungen etwas Wahres sei," sagte er.

"Ich habe ihr nicht erzählt, daß Sie in meiner Junggesellenwohnung waren, aber ich hätte es erzählen können . . . oder nicht?"

"Sie hatten mir gesagt, ich würde Ihre Schwestern dort treffen," bemerkte sie mit einiger Hast.

"Sie trafen sie aber nicht, denn sie waren eine halbe Stunde vorher fortgegangen. Hätte ich ihnen gesagt, daß ich Sie erwarte, so wären sie dageblieben!"

„Es war sehr unrecht, mich in diese Falle zu locken!“

„Das fanden Sie damals gar nicht; es war Ihnen sogar ganz angenehm, keine Schwestern vorzufinden. Wenn ich mich recht erinnere, blieben Sie auch eine gute Weile . . . Sie huschten im Zimmer umher, besahen sich meine Sachen und . . .“

„Und . . . was noch?“

„Nichts! Immerhin war Ihnen die Sache etwas unbehaglich und Sie telegraphierten mir hernach: ‚Frau Maple-Durham war heute zum Tee bei Ihnen. Monday.‘ Hier ist das Telegramm! Wie sollten Sie dazu kommen, mir telegraphisch mitzuteilen, wer bei mir Tee getrunken haben sollte? Selbstverständlich begriff ich Ihre Absicht, schrieb Ihnen ein Briefchen und setzte die Nachschrift darunter: ‚Das schmutzfarbige Kleid der Maple-Durham stimmte heute schlecht zu meinen feurigen Vorhängen, fanden Sie nicht?‘ Hier Ihre Antwort darauf! Soll ich sie Ihnen vorlesen? ‚Das haben Sie schlau gemacht, Cossie! Natürlich zeigte ich Ihren Brief sofort meinem Mann und Frau Maple-Durhams ‚Schmutzfarbiges‘ besiegte jeden Zweifel! Er hatte mich nämlich bei meiner Rückkehr zufällig gefragt, wen ich bei Ihnen getroffen hätte, und da ließ ich aus dem Stegreif Frau Maple-Durham aufmarschieren.‘ Das klingt doch ziemlich verdächtig, meinen Sie nicht?“

„Sie haben diesen Brief aufgehoben? Sie tragen ihn bei sich?“

„Den und die zehn andern! Das ganze Bündel beschwert meine Tasche nicht sehr! Seit jenem Frühstück bei Frau Maple-Durham, wo Sie mir gegenüber saßen und mich bei St. Jerome anschwärzten, habe ich mir geschworen, Sie bei unsrer nächsten Begegnung zur Reue über Ihr Betragen zu zwingen.“

„Einen grünen Jungen wie Sie zu besuchen, hat für eine Frau wie mich gar nichts Verfängliches.“

„Weshalb dann ein Depeschenwechsel darüber? Und hören Sie einmal dies . . . es bezieht sich auf unsre kleine Durchgängerei am vierten Juni: ‚Wie gut Sie Ihren Shakespeare im Kopf haben! Orsinos Rede paßt genau auf unsern Fall; ich sehe daraus, daß ich Ihnen vertrauen kann. Wenn die Leute nur ihre Zungen besser im Zaum hielten, könnten sie viel mehr nach ihrem Belieben handeln.‘ Orsinos Rede heißt:

„Ich schwöre

Meine Klugheit, meine Kraft, mein Schweigen

Und was sonst mein ist, deinem Dienst zu weihn . . .“

zitierte er, das Wort „Schweigen“ stark betonend.

„Ich bin doch nicht verantwortlich für Reden, die irgend eine Shakespearesche Figur hält!“

„Nein, doch Sie haben die Anwendung davon auf unsern Fall ganz treffend zu finden geruht! Soll ich weiterlesen?“

„Unsinn! Es steht ja nichts darin!“ rief sie heftig, „Sie machen die Mücke zum Elefanten! Kein Mensch würde etwas Verfängliches darin finden . . . so wie die Gesellschaft heutzutage ist.“

„Wir wollen sehen, was Frau Bowen dazu sagt! Jedenfalls wird ihr diese Lektüre Spaß machen.“

„Geben Sie mir den Brief . . . ich will ihn ansehen . . .“

„Diesen Wunsch habe ich vorausgesehen,“ sagte er ernsthaft, ihr den Brief reichend.

Sie hielt ihn unter das Licht der roten Laterne und prüfte ihn aufmerksam, dann machte sie eine Bewegung, um ihn zu zerreißen.

„Nur zu!“ sagte er höhnisch. „Es ist eine Abschrift.“  
Mit einem häßlichen, halb unterdrückten Wutschrei

ballte sie das Papier zusammen und warf es ihm ins Gesicht. Es fiel zwischen ihnen zu Boden, und Davenant fragte höhnisch: „Soll ich's zur Erbauung der Stubenmädchen hier liegen lassen? Sie könnten ja nicht wissen, daß es eine Abschrift ist. . . . Vielleicht interessiert der Brief sogar Frau Malory, die noch an Sie zu glauben scheint. . . .“

„Coffie!“ stöhnte sie in flehendem Ton.

„O ja! Nun heißt es wieder Coffie.“

„Schlachten Sie mich nicht auf Frau Bovens Altar. Sie haßt mich.“

„Das ist mir bekannt! Auch die Geschichte unsrer gemeinsamen Reise nach Swanbergh letzten Sommer würde sie ergöhen.“

„Wir sind doch gar nicht zusammen gereist!“

„Allerdings nicht, und zwar weil uns dieser St. Jerome in den Weg lief. Aber von York an war ich Ihr Begleiter und jedenfalls haben wir die Reise und den Gasthof brieflich verabredet.“

„Wir wohnten aber nicht im nämlichen!“

„Was indes aus den Briefen nicht hervorgeht. Ja, meine Gnädige, Sie sind äußerst unvorsichtig gewesen und hätten es reislicher überlegen sollen, mich zu behandeln, wie Sie's taten. Noch einen reizenden Brief hab' ich zu Hause: eine Antwort auf meine Bitte, Sie möchten mich beim Vornamen nennen und mir noch einige andre Rechte einräumen. . . .“

„Sie sind ein Tropf! Ich sehe jetzt ein, wie recht die Leute hatten, die mich vor Ihnen warnten.“

„Welche Leute?“ sagte er wegwerfend. „Vermutlich Herr St. Jerome . . . und bei dem haben Sie über mich losgezogen! Sie sollen es bereuen, mich verlästert zu haben!“

„Was soll ich denn ‚aus Neue‘ beginnen?“

„Das ist Ihre Sache.“

„Wollen Sie mich nicht besuchen? Vergangenes begraben sein lassen?“

Er schüttelte den Kopf.

„Was führen Sie im Schild? Diese Briefe meinem Mann zu zeigen?“

„Ihrem Mann!“ wiederholte er höhnisch. „Dieser arglosen Seele! Halten Sie mich für so dumm? Den Leuten, an deren guter Meinung Ihnen wirklich viel liegt, denen werde ich sie zeigen; den Leuten, die Sie fürchten, die Sie's fühlen lassen können, falls man bei Ihnen überhaupt von Gefühl reden kann. Ihrem Mann! Meinen Sie, ich sei im unklaren über die Beziehungen zwischen Ihnen? Ihrem Mann braucht keiner die Augen zu öffnen, er kennt Sie! Ich auch! Und bald wird alle Welt Sie kennen! Da ist er! Gehen Sie zu ihm hin und bitten Sie ihn um seinen Schuß!“

Sie stand auf und ging unsicheren Schritts auf Ferdinand zu.

„Bringe mich nach Hause!“ rief sie ihm entgegen.

\* \* \*

Davenant bückte sich, um das zusammengeknüllte Papier aufzuheben, das unter den Divan gerollt war. Dabei kam ihm der blaue Brief in die Hand, den Frau Munday vorher hatte fallen lassen, und er las:

„Zweihundertundzwei Billiter Court' . . . die dort domizilierte Firma kenne ich. ‚Frau Cromers Vorschuß betreffend' . . . Meiner Treu! Das ist ja die befreundete Schneiderin! ‚Im Auftrag unsrer Klientin, Frau Cromer, erlauben wir uns Ihnen mitzuteilen, daß deren Vierteljahrsrechnung im Betrag von achthundertfünfzig Pfund zehn Schilling sechs Pence' . . . das ist gesalzen! . . . am zehnten dieses Monats verfallen war und daß unsre



Klientin nicht gewillt ist, die Forderung zu stunden. Wir sind demgemäß beauftragt, Sie zu sofortiger Bezahlung obgenannter Summe von achthundertfünfzig Pfund zehn Schilling sechs Pence aufzufordern und, falls diese nicht erfolgt, das Klageverfahren gegen Sie einzuleiten. Wir erlauben uns, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß unsre Klientin Rechtsanspruch auf einen Teil Ihres Mobiliars hat. Mit ausgezeichnete Hochachtung Levi und Nudge, Rechtsanwälte.“

Er steckte den Brief sorgfältig in den Umschlag zurück und begab sich ins Ankleidezimmer, wo Munday eben nach seinem Überrock griff.

„Soviel ich weiß, hat Ihre Frau dies verloren,“ sagte er, ihm den Brief mit der Firma nach oben hinreichend.

Munday drückte seinen Dank für diese Gefälligkeit durch ein flüchtiges Kopfnicken aus und steckte den Brief zu sich, ohne einen Blick darauf geworfen zu haben.

---

### Sechszwanzigste Szene.

Das Mondlicht fiel hell auf Lydia Munday's Gesicht. Sie lag im Bett und hatte vergessen, die Vorhänge zuziehen. Plötzlich fuhr sie mit weit aufgerissenen Augen und ausgestreckten Händen in die Höhe, von bösen Träumen gequält.

„Meine Herren! Meine Herren! Bitte! Nein . . . ich . . . es ist schändlich! Was soll ich denn beginnen? Sie müssen mir Zeit lassen! Am nächsten Dienstag! Schon am Dienstag! Bis dahin kann ich's ja unmöglich schaffen . . . das ist ja verrückt, geradezu verrückt! Ich hatte nie die Absicht. . . Von Cossie Geld entlehnen? Nie! Frau Cromer, Sie sollten sich schämen! . . .

Geben Sie mir sie zurück, Cossie! Geben Sie mir sie zurück! Es ist eine Niederträchtigkeit, Briefe einer Dame aufzubewahren . . . Ferdinand ist viel zu vornehm . . . Sieh sie nicht an! Sie sind nicht darauf berechnet . . ."

Die Zimmertüre, die nicht geschlossen worden war, krachte ein wenig in den Angeln.

„O nein . . . nein . . . nicht hereinkommen!“ kreischte sie in Todesangst. „Sie dürfen sie nicht hereinlassen, Celestine! Sagen Sie, ich sei ausgegangen! Sagen Sie, ich sei beim Ankleiden! Nicht hereinlassen . . . diese groben, rauhen Leute! Das Gesetz! . . . Muß es sein? Das . . . und das? . . . O nein, nur nicht alles . . . diese Schreibkommode nicht, die gehört ja meinem Mann, die dürfen Sie nicht nehmen! Ich sage Ihnen, Sie dürfen nicht! Fritz! Fritz! Gebiete doch Gehalt! Sie haben ja nicht das Recht. So lachen Sie doch nicht, Frau Cromer! Fritz, nur nicht lachen! Deine Schuld ist's ja, du Scheusal! Du hast mich zu Grund gerichtet! Wo ist mein Geld, Fritz? Gib mir Antwort! Gib mir Antwort! Kannst du nicht sprechen?“

„Nicht wohl, ehe du meinen Hals freigibst, liebes Kind“ — es war Ferdinands Stimme — „weißt du nicht, daß du mich fast erwürgst?“

„Sie sind da! Sie sind da!“ schrie sie, ihn immer noch umklammernd, wie eine Wahnsinnige. „Die Gerichtsvollzieher . . . diese gräßlichen Leute! Schicke sie fort! . . . O lache nicht! Das ist schauerlich! Ich kann nicht bezahlen und ich kann die Briefe nicht herausbekommen! Mit mir ist's aus . . . Cossie!“

„Wach auf, Kind! Ich bin's . . . Ferdinand! Was soll denn das heißen mit dem Gerichtsvollzieher und Fritz und Cossies Briefen?“

„Er hat kein Recht, sie aufzubewahren. Es steht ja nichts darin, nichts, ich versichere dich. . . .“

„Gewiß, mein Kind, ich bin überzeugt, daß nichts darin steht.“

Er ging weg, um das elektrische Licht aufzudrehen, dann kehrte er an ihr Bett zurück und legte tröstend den Arm um sie. Über seine Schulter hinweg flogen ihre Blicke irr durchs Zimmer.

„Sind sie fort? Wirklich fort? Ach . . . du bist's, Ferdinand! Was hab' ich denn gesagt?“

„Du hast im Schlaf gesprochen. Der Mond schien dir gerade ins Gesicht; das taugt dir nicht. Deine Türe war nur angelehnt, ich las noch im Atelier und da hörte ich dich . . .“

„Laut reden? Das tu' ich oft,“ behauptete sie törichterweise. „Das hat nichts auf sich.“

„Nur waren deine Phantasieen etwas eigentümlicher Art!“

„Was hab' ich denn gesagt? Wovon hab' ich gesprochen?“ fragte sie empfindlich, seinen Arm abschüttelnd.

„Wirres Zeug . . . wie man im Traum spricht! Von deinem Bruder und Möbeln . . . Du hast dir offenbar eingebildet, du werdest gepfändet.“

„Was noch?“

„Ach, von deiner Schneiderin und . . . einem Brief. Am Ende ist's der Brief, den mir Davenant heute abend gab, als ich gerade nach meinem Überrock griff? Er sagte, du habest ihn fallen lassen . . . warte einmal . . .“

Er griff in verschiedene Rocktaschen. Lydia's Augen waren mit Entsetzen auf ihn gerichtet; sie ergriff seine Hand.

„O Ferdinand! Liebster . . . ich kann dir alles erklären. Ich kann's wirklich! Es war nur eine Dummheit . . . ich will dir erzählen . . .“

„Die Mühe kannst du dir sparen!“ versetzte der Gatte gelassen. „Ich habe keinen Blick darauf geworfen . . . da ist der Brief, wie er ihn mir übergab.“

Sie riß ihm den Umschlag aus der Hand und steckte ihn unter ihr Kopfkissen, allein die Firma blieb deutlich sichtbar. Stirnrunzelnd zog Ferdinand seinen Arm von ihrer Schulter.

„Lydia!“ sagte er sehr ernst.

„Was?“ fragte sie mit abgewendetem Blick.

„Du weißt, daß ich mir keine Einmischung in deine Angelegenheiten erlaube, dir unbedingte Freiheit des Handelns gewähre, aber . . . wenn ich dir irgendwie helfen könnte. . . . Dieser Brief kommt von einem Rechtsanwalt . . .“

„O nein . . . oder?“ Festig riß sie den Brief unter ihrem Kissen hervor und rief, nachdem sie ihn angesehen hatte: „Dieser ist's! Und er hat ihn gelesen! Dann bin ich verloren . . . verloren . . .“

„Ruhe, Kind! Wer hat ihn gelesen?“

„Coffie . . . Coffie Davenant, das heißt so viel als jedermann! Nimm ihn! Lies ihn! Vielleicht kannst du mir helfen.“

Sie steckte ihm den Brief in die Hand und vergrub das Gesicht in ihre Kissen. Auf dem Bettrand sitzend, las er das Schriftstück, dann berührte er sanft ihre Schulter.

„Dreh dich herum, Lydia, und erkläre mir die Sache. Diese Person, deine Schneiderin, droht mit Pfändung des Hausrats?“

„Ja, Ferdinand!“

„Falls ihre Rechnung nicht vor Dienstag bezahlt wird?“

„Ja, Ferdinand.“

„Du schuldest ihr für Kleider . . . in diesem Betrag?“

„Nein, nein, Ferdinand! Die Kleider allein würden nicht so viel ausmachen, sie hat mir Geld geliehen und verrechnet diese Schuld mit den Kleidern.“

„Und warum bezahlst du sie nicht? Du bist doch wohl in der Lage dazu?“

„Das ist's ja gerade . . . ich kann sie nicht bezahlen.“

„Du hast doch einen Jahreszins von . . . wieviel war's doch?“

„Berbrich dir darüber nicht den Kopf und quäle mich nicht . . . ich hatte ein Einkommen.“

„Du bist bankerott?“

„Ja, Ferdinand, und das ist meines Bruders Werk! Er hat mich zu Grund gerichtet, dieser Glende! Dieses Scheusal!“

„Sage mir ohne Heftigkeit, was dir Fritz zuleid getan hat.“

„Geh und öffne mein Schreibpult . . . die Schlüssel liegen auf dem Waschtisch.“

Munday ging quer durchs Zimmer, zog, ihrem Geheiß folgend, eine Schublade heraus und entnahm ihr ein Bündel beschriebener Papiere.

„Dies!“ sagte sie erschöpft.

Er setzte sich, ihr den Rücken zugehend. Das Kinn in die Hand gestützt, beobachtete sie, wie er aufmerksam Blatt um Blatt durchsah. Es waren unbezahlte Rechnungen, Mahnbriefe von Geschäftsleuten aller Art, in Ton und Stil sehr verschieden: höfliche leise Mahnungen, Aufforderungen zur Zahlung, stürmisches Drängen um Geld, flehentliche Bitten, Drohungen und schließlich kühle, unerbittliche Advokatenmitteilungen, all die erbarmungslosen Geschütze, die auf den Zahlungsunfähigen gerichtet werden.

„Jetzt weißt du, wie es steht,“ sagte sie, als er endlich aufstand und wieder an ihr Bett trat.

„Ja, ich sehe, daß du dich dem Teufel in den Rachen gestürzt hast. Ich hatte keine Ahnung davon. Es war unrecht von mir, mich nicht mehr um deine Verhältnisse zu bekümmern. Sage mir nur, wann das Unheil begonnen hat. Etwa vor zwei Jahren, soviel ich sehe?“

„Kurz nachdem wir verheiratet waren. Frik besuchte mich zum ersten Male und erzählte mir von einem Syndikat, von der Wallaby Bodengenossenschaft. Meine Verhältnisse waren ganz geordnet, bis ich auf dieses Syndikat hereinfliel. Wir setzten von jeher das größte Vertrauen in Frik, er galt für so zuverlässig, und ich war der Narr, ihm zehntausend Pfund zu geben! Du hast ja die Papiere gesehen. Dafür bekam ich Aktien der neu zu bildenden Gesellschaft, und diese Aktien gingen herunter statt hinauf. Und du weißt ja, daß wir damals auf ziemlich großem Fuß lebten . . . Gesellschaften, eigene Pferde . . . und ich mußte Toilette machen, den Schein wahren deinetwegen, Ferdinand . . .“

Er machte eine ärgerliche Bewegung.

„O doch! So war's! Es war nicht Verschwendungslust, sondern Berechnung. Man kauft keine Bilder, wenn der Maler nicht großartig auftritt, Mode ist, und dank meiner Klugheit waren wir in der Mode! Allein ein Haus zu machen, ist nicht billig, und das Geld fing an knapp zu werden. Ich konnte nicht mehr bezahlen, was ich doch haben mußte, und die Geschäftsleute wurden allmählich unverschämt und machten mir viel Verdruß und häßliche Szenen. Da bot mir Frau Cromer Geld an . . . ach! Sie war ja so reizend und gefällig im Anfang . . . sie stellte mir alles so einfach, so natürlich dar, war ganz wie eine Freundin, und natürlich erwartete ich Tag für Tag den großen Gewinn bei Frikens Aktienunternehmen. Wie oft hab' ich nicht an

ihn geschrieben! Fiel ihm gar nicht ein, mir nur Antwort zu geben, diesem Teufel! Da hab' ich denn allmählich ein Stück nach dem andern verschachert . . . Bilder und altes Porzellan . . . Wenn du etwas vermischt, so sagte ich, es sei zerbrochen oder verdorben worden. . . . Erinnerst du dich nicht, daß ein Hausmädchen deshalb entlassen wurde? Und du warst so gutmütig, nichts, gar nichts zu merken! Mit einem Male schlug die Stimmung bei Frau Cromer um . . . du würdest mir's gar nicht glauben, wenn ich dir sagen wollte, wie frech sie war! Sie wollte mir nichts mehr vorstrecken, nicht mehr für mich arbeiten, nicht zuwarten . . . ach! diese Person hat mich fast zum Wahnsinn gebracht! Ich versuchte alles . . . sogar einen Roman hab' ich geschrieben, um Geld zu verdienen, aber mein alter Freund St. Jerome fand ihn nicht gut. Dann starb meine Tante, und was sie mir hinterließ, war nicht der Rede wert, obwohl ich große Hoffnungen darauf gesetzt hatte . . . und dann . . . dann ging ich zu einem Juden und nahm Geld zu ungeheuren Zinsen auf, nur um mich über Wasser zu halten . . . Das ist auch noch nicht heimgezahlt . . . er hat die Frist verlängert, aber was hilft das alles! Die Miete ist jetzt fällig, ich glaube zwar, damit würde man sich gedulden, aber Frau Cromer, die geduldet sich nicht, sie ist eine teuflische Person!"

Munday lauschte diesen Enthüllungen, indem er im Zimmer auf und ab ging. Jetzt blieb er stehen.

„Zunächst hast du also diese Pfändung zu fürchten? Was für Gegenstände hast du denn verpfändet?"

„Nur mein Eigentum, Ferdinand. Hauptsächlich die Möbel, die in diesem Zimmer stehen und die ich mir selbst angeschafft habe . . . jenen Schrank . . . die Schreibkommode . . .“

„Meine Schreibkommode mit der Intarsiaarbeit?“

„Sie ist mein Eigentum, Lieber! Du hast sie mir geschenkt. Erinnerst du dich nicht, daß ich mir's scheinbar im Scherz schriftlich geben ließ? Ich mußte den Leuten einen Beweis vorlegen, daß ich darüber verfügen könne. Das Eckchränken auch und das eingelegte Tischchen . . . bei jedem einzelnen Stück mußte ich meine Unterschrift geben und beweisen, daß es mir gehöre.“

Sein Blick schweifte während dieser Aufzählung von einem Möbel zum andern und fiel dann auf ihr Diamantenhalshand, das auf dem Ankleidetisch lag. Unwillkürlich sah er seine Frau fragend an.

„Simili!“ erklärte sie lakonisch.

„Du hast das Hochzeitsgeschenk deiner Mutter verkauft?“

„Levi hat mir siebenhundert Pfund dafür bezahlt.“

„Die Brillanten waren das Dreifache wert! Weshalb hast du mich nicht gefragt? Weshalb mir verheimlicht, wie übel du dran warst? Ich hätte ja Kitschbilder gemalt . . . wie ich's jetzt auch tun werde,“ setzte er bitter hinzu.

„Ich bereue meine Verschwiegenheit im tiefsten Herzen.“

„Nun, da es zu spät ist!“

„O Ferdinand! Ist uns wirklich nicht mehr zu helfen?“ rief sie, in Tränen ausbrechend.

Er erhob keine Einsprache gegen die Mehrzahl.

„Das wird sich ja zeigen. Ganz überblicke ich die Sache noch nicht, aber bis morgen werde ich Klarheit haben. Was in meinen Kräften steht, wird geschehen. . . . Du hast mir jetzt doch alles gesagt?“

„Ich glaube,“ versetzte sie etwas zweisehend.

„Hast du noch etwas auf dem Herzen? Was ist denn mit jenen Briefen, die jemand . . . Davenant . . . haben soll? Sind es geschäftliche Briefe?“



Sie rang wortlos die Hände.

„Es wird besser sein, du schaffst dir auch das noch von der Seele, Lydia, weil wir jetzt doch schon im Zug sind,“ bemerkte Munday kühl. „Um helfen zu können, muß ich klar sehen.“

„Wenn ich dir's nicht sage, wird er es sicher selbst tun,“ begann sie nach längerem Schweigen und innerem Kampf. „Es handelt sich um einige Briefe . . .“

„Die sich auf diese Angelegenheit beziehen? Du wirst doch Davenant nicht ins Vertrauen gezogen haben, Lydia?“

„Nein, nein, Ferdinand! Ganz gewiß nicht! Kein Mensch weiß davon! Wie hätte ich darüber sprechen können? Niemand weiß es, auch du wüßtest ja keine Silbe davon, wenn du mich nicht zufällig im Schlaf belauscht hättest . . . aber ich glaube, es ist besser, daß du's weißt. Diese Briefe? Ach, die haben gar nichts zu bedeuten . . . es sind ein paar Briefe, die ich ihm vor langer Zeit schrieb . . . als wir noch befreundet waren. Nun droht er mir, sie . . .“

„Mir zu zeigen? Laß ihn doch! Er weiß, daß ich keinen Blick hineinwerfen würde.“

„Du würdest sie gar nicht lesen? Also vertraust du mir unbedingt? Deinetwegen beunruhigen sie mich auch nicht, aber . . .“

„Hat er einen Erpressungsversuch damit gemacht?“

„Nein . . . nicht gerade . . . aber er droht, sie als Waffe gegen mich zu gebrauchen. Ich muß ihn irgendwie beleidigt haben, weißt du.“

„Und könnten diese Briefe dir schaden?“

„Sie könnten mich der Lächerlichkeit preisgeben,“ gestand sie, heiß errötend. „Der Mensch ist ein Tropf. . . . Wollte Gott, ich hätte ihn nie gesehen! . . . O bitte, sag

nicht: „Das hab' ich dir vorausgesagt!“ . . . ich kann's nicht ertragen.“

„Ich hatte gar nicht im Sinn, etwas Derartiges zu sagen!“

„Du bist sehr großmütig, Ferdinand! Eine vornehme Natur. Ich kenne niemand, der so . . .“

Er schenkte ihrer Schuldigung keine Beachtung.

„Gut, ich werde also morgen Davenant auffuchen, den alten Cohen und deinen Bruder . . .“

„Fritz ist wieder in Manchester.“

„Aber Cohen ist, wie ich zufällig weiß, in London. Er hat jetzt ein Geschäft hier.“

„Davon hatte ich ja keine Ahnung!“

„Ich bin bedeutend besser orientiert über diese Leute, als du denkst. Lege dich jetzt ruhig hin und versuche zu schlafen . . . der Morgen dämmert nächstens. Du sahst heute abend geisterbleich aus! Diese Geschichten haben dir wohl viel zu schaffen gemacht?“

„Zu schaffen gemacht! Umgebracht haben sie mich, Ferdinand! Ich bin ganz elend und mager geworden darüber! Da sieh her! Befühle nur!“ Sie bot ihm ein steckenhaft dünnes Armchen zur Untersuchung. „Ich fürchte, alles, was hübsch an mir war, ist darüber flöten gegangen. . . .“

Sie blickte zu ihm auf in Erwartung eines tröstlichen Widerspruchs, aber er sagte nur: „Du mußt Ruhe haben. Hast du für morgen irgend etwas vor?“

„Frau Malory hat uns zur Wiedereröffnung des Ball-Mall-Theaters in ihre Loge gebeten.“

„Da sagst du ab! Unter irgend einem Vorwand. . . . Du bist nicht in der Verfassung dafür.“ Er drehte die Lampe ab. „Jetzt nehme ich diese Papiere mit und sehe sie gründlich durch, dann wird sich's ja zeigen, was ge-

schehen kann. Mache dir keine Gedanken mehr darüber und schlafe. Wenn du mir erlaubst, werde ich alles besorgen. Glaubst du, daß du schlafen kannst?"

„Ja, ich glaube,“ murmelte sie schläfrig, während ihr vor lauter Erschöpfung wirklich die Augen zufielen.

„Das ist recht. Denke nicht mehr daran. Verlaß dich auf mich . . . falls du das Zutrauen hast.“

„Ich . . . du bist sehr gut gegen mich, Ferdinand. Ja, ich glaube, ich werde schlafen . . . Gute Nacht! . . . Willst du mir nicht einen Kuß geben, eh du gehst?“

Die Bitte klang sehr demütig. Munday küßte sie.

---

### Siebenundzwanzigste Szene.

„Nun, was halten Sie davon?“ fragte ich Lydia Munday nach dem ersten Akt von Poingdestres neuem soziologisch-psychologischem Schauspiel „Die Doktor'sfrau“.

„Ich finde sie einfach herrlich, geradezu hinreißend, Herr St. Jerome!“ versetzte Frau Munday mit einem für ihre Mittel ungewöhnlich großen Aufwand von Begeisterung.

Es war echte Frauenart, das Stück und den Verfasser mit Stillschweigen zu übergehen und meine Frage nur auf die weibliche Hauptperson, dargestellt von Fräulein Irma Loraine, zu beziehen.

„Etwas vollkommen Neues!“ bemerkte Frau Malory, in ästhetischem Genuß schwelgend. „Diese ruhige, fast tonlose Sprechweise, die Abwesenheit von jeglichem Theaterpathos, diese Harmonie der Bewegungen machen mir tieferen Eindruck als alles, was ich je von englischer Schauspielkunst gesehen habe. Und was für ein wunderschönes Mädchen obendrein!“

Ich hatte zu früherer Stunde als gewöhnlich bei

Frau Malory in der Hillstraße gespeist und sie dann ins Pall-Mall-Theater begleitet. Wir sollten in ihrer Loge die Mundays antreffen, aber nur Lydia war zu rechter Zeit erschienen. Sie sagte, ihr Mann sei abgehalten gewesen, sie herzubringen, werde aber später nachkommen.

„Den ganzen Tag über war Ferdinand fort,“ klagte sie, „und kam nicht einmal zu Tisch. Ich habe ihn seit heute früh nicht zu Gesicht bekommen.“

Es kam mir vor, als ob sie großes Verlangen nach seinem Anblick habe, denn sie behielt heimlich die Logentür im Auge, und so oft eins der in einem zugigen Theater unvermeidlichen Geräusche entstand, fuhr ihr Kopf heftig herum. Ihr Hälsschen, an dem recht mittelmäßige Brillanten funkelten, war so mager, daß bei der Drehung alle Muskeln scharf hervortraten. Sie trug ein Kleid von harter, metallisch glänzender schwarzer Seide, das ihr meiner Ansicht nach sehr schlecht stand. Was ihre Erscheinung früher ausgezeichnet hatte, der Eindruck von überströmender Kraft, blühender Gesundheit, war ihr gänzlich abhanden gekommen, und doch war es gerade diese Frische gewesen, der sie neben regelmäßigen Zügen und pikantem Ausdruck eine Stellung unter den Schönheiten Londons verdankt hatte. Noch etwas andres fiel mir auf . . . sollte unsre Lydia sich herablassen, zu künstlichen Mitteln zu greifen? Waren ihre Reize wirklich im Verschwinden begriffen und sie sich dessen bewußt? Ich konnte diesen Verdacht nicht ganz loswerden.

Frau Malory besichtigte den Zuschauerraum durchs Opernglas.

„Da sitzt die kleine Bowen mit dem jungen Davenant,“ bemerkte sie, und Lydias Blick suchte mit Spannung die ange deutete Richtung. „Ich bin recht froh, daß Sie diesen jungen Menschen haben fallen lassen, liebe Frau Munday!

„Hat nicht eine Aussöhnung stattgefunden?“ fragte ich Lydia leise. „Ich sah Sie heute nacht auf Frau Malorys Ball mit ihm sprechen?“

Meine Frage schien ihr ungelegen zu kommen, und sie hatte keine Antwort darauf bereit.

„Dort ist ja Ihre Schwester,“ fuhr ich fort. „Im Parkett . . . mit wem doch gleich? Ach, das ist ja Fritz und seine Frau! Ich glaubte immer, sie wohnten in Manchester.“

„Fritz ist hier; aus geschäftlichen Gründen, die mit dem Tod meiner Tante zusammenhängen.“

„Da muß ich doch Fräulein Barker begrüßen! Darf ich Grüße bestellen?“

„An meinen Bruder nicht,“ versetzte sie finster, „und Lucie war heute früh bei mir.“

\* \* \*

„Sie sitzen neben Lydia, wie ich sehe,“ bemerkte Lucie, nachdem ich sie begrüßt hatte. Fritz und seine Frau unterhielten sich mit einem Herrn in der Reihe vor ihnen. „So aus der Entfernung sieht sie ganz gut aus. Wahrscheinlich hat sie sich ein wenig zurechtgemacht.“

„Zurechtgemacht?“ wiederholte ich.

„Das arme Ding! Man kann es ihr wahrhaftig nicht übelnehmen! Wenn Sie gesehen hätten, wie sie heute früh aussah, Sie würden sich wundern, daß sie überhaupt da ist. Sie hat mir förmlich einen Schrecken eingejagt! So habe ich sie noch nie gesehen.“

„Wie war sie denn?“ fragte ich, im stillen das zarte Schwesterherz bewundernd.

„Gar nicht wie sonst . . . ganz . . . eigentlich irr redend. Sie lag um zwölf Uhr noch im Bett! Es war ein Glück, daß ich hinkam! Sie fuhr im Bett herum und behauptete, das ganze Zimmer sei voll weißer

Schmetterlinge. Merkwürdigerweise war Ferdinand am Vormittag ausgegangen, so ließ ich denn auf eigene Faust einen Arzt rufen. Der verschrieb etwas und verordnete ihr, im Bett zu bleiben. Das hat sie natürlich nicht getan und ist anstatt dessen ins Theater gegangen. Sollte mich gar nicht wundern, wenn sie ohnmächtig würde! Geisterhaft genug sieht sie aus, trotzdem sie Rot aufgelegt hat."

"Ich werde auf sie achtgeben."

"Aber ums Himmels willen, sagen Sie nicht, daß Sie von ihrer Krankheit wissen!" rief Lucie erschrocken.

"Sie wäre rasend über mich, daß ich's Ihnen erzählt habe; es ist ihr unausstehlich, wenn irgend jemand weiß, daß sie nicht gesund ist. Ich glaube, daß sie einmal in Gesellschaft sterben wird . . . sie gibt sich nie nach!"

"Dazu gehört Mut, den ich in jeder Gestalt bewundere," bemerkte ich kurz. „Guten Abend, gnädiges Fräulein."

Lucie war mir noch nie so zuwider gewesen. Auf meinem Rückweg nach der andern Seite des Hauses wurde ich von einer Logenschließerin angeredet, die mich fragte, ob ich der Herr aus der Proszeniumsloge sei. Nachdem ich mich als solchen kundgegeben hatte, steckte sie mir mit den Worten: „Von Fräulein Irma Loraine" ein zusammengefaltetes Zettelchen zu. Darin stand mit Bleistift flüchtig hingekritzelt: „Lieber Herr St. Jerome! Wollen Sie mich nach dem nächsten Akt im Ankleidezimmer auffuchen? Ich muß Sie sprechen." Darunter zwei Buchstaben, die ich nicht entziffern konnte, die aber weder wie J noch wie L ausfahen. Nachdem ich der Botin aufgetragen hatte, dem Fräulein meinen Besuch zuzusagen, ging ich, über dieses Rätsel nachsinnend, weiter. Meine Beziehungen zur Bühne und zu Schauspielern sind sehr oberflächlicher Natur, und ich konnte mir durchaus nicht vorstellen, warum gerade ich

für dieses Entgegenkommen der führenden Künstlerin ausserwählt worden war, noch dazu am Abend ihres ersten Auftretens, wo man doch hätte annehmen müssen, daß sie genügend ausgefüllt wäre!

Gleich nachdem ich wieder in der Loge saß, wurde Ferdinand Munday hereingewiesen. Er sah elend und überarbeitet aus, und doch hatte mir seine vornehme Erscheinung kaum je so tiefen Eindruck gemacht wie heute.

Seine Frau drehte sich rasch um, als er eintrat. Sie sagte nichts, aber ihr Blick suchte mit Spannung den seinigen.

Nachdem er Frau Malory die Hand gegeben hatte und sich anschickte, seinen Überrock abzulegen und ihn unterzubringen, erhob sich Lydia halb von ihrem Sitz, scheinbar um ihm dabei behilflich zu sein. Das war indes nur der Vorwand, um ihm eine Frage ins Ohr zu flüstern.

„Alles in Ordnung?“ hörte ich sie leise mit ängstlich bebender Stimme fragen. Er nickte ernsthaft und sekte sich.

Lydia tat einen tiefen Atemzug und rückte an ihrem Halsband. Dann begann sie in ihrer gewohnten Weise unermüdllich zu schwätzen, wobei ich sie nur hätte bitten mögen, nicht so oft an ihren brennendroten Lippen zu nagen, was mir auf die Nerven ging.

„Nun, was sagt man im Philisterlager zu diesem Stück?“ fragte sie mich mit gemachter Lebhaftigkeit. „An Derartiges kann Fritz in Manchester nicht gewöhnt sein! Entführung oder nicht, das ist die Frage! Und für diese arme Doktorfrau spricht nicht einmal der mildernde Umstand, daß ihr Gatte ein Scheusal wäre! Keine Rede! Das wäre ja auch gar nicht modern. Er ist ein reizender Mensch, und der Liebhaber desgleichen. Schlechtigkeit kommt auf keiner Seite vor . . . nur Unverträglichkeit.“

„Das tückischste aller unglücklichen Eheprobleme! Vor

fünf oder sechs Jahren noch wäre es indes gar nicht möglich gewesen, ein solches Problem auf die Bühne zu bringen," sagte ich.

"Vor sechs Jahren hätte man auch keine Darstellerin dafür finden können," bemerkte Frau Malory. "Diese Alma Loraine hat, wie mir scheint, die Fähigkeit, die heikelsten und unmöglichsten Dinge so einfach zu sagen, daß sie nie verlesen."

Der Vorhang hob sich und zeigte Fräulein Loraine beim „Blumenordnen“, dieser heute so beliebten Bühnenbeschäftigung. Sie trug ein „Teekleid“, ebenso ungewöhnlich und unwahrscheinlich als schön. Es mußte auch modisch sein, denn die beiden Damen gerieten in Verzückung darüber, während es für mich etwas Zeitloses hatte und mit seltsamer Gewalt die unbeschreibbaren, mystischen, wundersamen Farbenharmonieen in den Gewändern der mittelalterlichen Figuren Ferdinand Munday's vor mir aufsteigen ließ. Auch die Künstlerin selbst erinnerte mich an seinen Frauentypus. Sie hatte schöne, verträumte Augen, und eine ihrer höchsten Wirkungen beruhte auf der kindlichen Art, gerade vor sich hin zu blicken, zu blicken, ohne etwas zu sehen oder wahrzunehmen, ein merkwürdig rührender Ausdruck, der mir mehr zu Herzen ging als die Schmerzen, womit sie nach des Dichters Willen belastet war.

„Natürlich möchte Ferdinand sie für sein Leben gern malen," erklärte Lydia Munday. „Das ist der einzige Gesichtspunkt, unter dem er Frauen überhaupt ansieht. Auch ist sie ein wenig Nevills Typus in Blond, den er seit zwei Jahren vergebens sucht. Ferdinand, du sollst ihr Bildnis malen! Du schickst es dann in die Ausstellung der ‚Modernen‘, und es wird das Ereignis des Jahres bilden. Nichts zieht jetzt mehr als ein Porträt der Schauspielerin, die gerade zieht!“



„Zu mir spricht vor allem ihre Stimme,“ sagte Frau Malory leise. „Es ist ein Klang darin, der mir vertraut ist, der mich an ein Wesen erinnert, das aus meinem Leben geschieden. . . .“

Sie hielt voll Wehmut inne, Munday sah sie mitfühlend verständnisvoll an, sagte aber nichts. Er benutzte fortwährend sein Opernglas, außer wenn Lydia es von Zeit zu Zeit entlehnt hatte.

„Sie ist wirklich recht hübsch!“ geruhte sie hie und da gönnerhaft zu bemerken. „Wahrscheinlich ist sie eine dumme Gans wie die meisten Schauspielerinnen . . . ich habe mir immer sagen lassen, Intelligenz sei fürs Schauspiel überflüssig. Es ist ja die niedrigste unter den Künsten! Aber die gefeierte Schönheit dieses Jahres wird sie werden, darüber habe ich nicht den leisesten Zweifel. Wir müssen mit ihr bekannt werden und eine Gesellschaft geben, worin sie den Hauptanziehungspunkt bilden soll . . . ich habe die Geselligkeit überhaupt in letzter Zeit zu sehr vernachlässigt.“

Sie war herausfordernd weiter, beinah abstoßend lustig, aber niemand schenkte ihr mehr Aufmerksamkeit, als die Höflichkeit unbedingt verlangte. Munday und Frau Malory waren ganz in das Schauspiel vertieft, ich aber zerbrach mir den Kopf darüber, was dieses auserlesene Geschöpf, dessen Blick unsre Loge kein einziges Mal streifte, mir zu sagen haben könne.

Bis jetzt hatte sie noch wenig zu tun gehabt und ging hausälterisch um mit ihren Mitteln. Gesellschaftliche Probleme, Fragen der Liebeskasuistik, das Gehäcksel von Philosophie und Gefühl, das den Inhalt eines heutigen Schauspiels bilden muß, kam im zweiten Akt aufs Tapet und über allen lag das Vorgefühl einer nahenden Katastrophe. Die Doktorfrau liebte und ihre

Liebe hieß Sünde. Würde sie entsagen? Würde sie lieben und lügen? Würde sie mit dem Mann ihrer Liebe fliehen und Leben und Ehre des andern zu Grunde richten, dessen Weib sie geworden war — aus Liebe? Aus Liebe nämlich; darin lag der Stachel. Während der Dialog diese Fragen streifte, berührte, aufwühlte, und die Zuhörer abwechselnd nach der Seite der Entfagung, Selbsthilfe oder des Selbstmords hinschwanken, geschieht ein Unglücksfall und der Liebhaber wird sterbend vor des Chemanns Türe gebracht, dessen Kunst und Hilfe er dringend bedarf. Ein Schrei bricht unaufhaltsam, grausam, rücksichtslos aus der Brust seines Weibes: „Rette ihn! Rette ihn! Ich liebe ihn!“ und das ganze Haus erzittert mit ihr.

„Unmöglich!“ wurde da und dort gemurmelt, als der Vorhang fiel, aber diese Einsprache wurde tausendfach übertönt von dem Sturm des Beifalls, den die überzeugende Kraft in Ilma Loraines Verkörperung der Heldin entfesselt hatte. Nachdem er verbräust war, gewann der nüchterne Verstand wieder die Oberhand und zwar kam er bei Frau Munday zuerst zum Durchbruch.

„Was für eine abgeschmackte Situation!“ zwitscherte sie.

„Wie verrückt, diese drei Menschen einander anstarren zu lassen! Wo soll denn da eine Lösung herkommen? Ich sehe keinen Ausweg! Die ganze Lage ist rein unmöglich!“

„Der Verfasser wird schon einen Ausweg finden,“ beruhigte ich sie. „Im wirklichen Leben ist es etwas schwieriger.“

„Der Vorhang rettet das Vaterland!“ warf Munday hin. „Wenn dem Komödienschreiber der Atem ausgeht oder er nicht recht weiß, wie er seine Leute loswerden soll, läßt er den Vorhang fallen und die Sache ist abgetan — vorläufig.“

„Ja,“ sagte ich, meinen Gedanken nachhängend, „aber im Leben, im unerbittlichen Leben gibt es keine Pausen. Da haben wir die Fegen und Lappen der Leidenschaft, die trübselige Sorge ums Dasein, das Zusammenfließen dessen, was in Stücke gegangen ist . . .“

„Hier ist meiner Ansicht nach gar nichts zu machen,“ unterbrach mich Lydia. „Aber drei Leben ist vergällt. Das Einzige, was der Liebhaber tun kann, ist sterben, dann geht die Geschichte säuberlich zu Ende.“

„Dem Leben liegt gar nichts an Einheitlichkeit. Wir werden irgend eine lendenlahme, ohnmächtige Lösung zu genießen bekommen,“ sagte ich, so rasch als möglich die Loge verlassend, um mein Stelldichein mit der Heldin des Abends nicht zu versäumen.

„Bitte, hier, mein Herr! — Bitte, links! — Bitte, rechts!“

Nach einer endlosen Reihe derartiger Belehrungen gelangte ich endlich in die Hände des Inspizienten, der mich durch ein mit Gas beleuchtetes Gängchen führte und mich Fräulein Loraines Jungfer übergab, die vor der Türe des Ankleidezimmers auf mich gewartet hatte und mich sofort hineinließ.

Es war ein schmales, langes Stübchen, immerhin eins der besten im Pall-Mall-Theater. Eine große Dame erhob sich von einem niederen Lehnstuhl, worin sie erschöpft ausgeruht zu haben schien, und trat mir; das Spitzentuch an die Lippen pressend, entgegen.

„Fräulein Loraine?“ fragte ich, sie aber ergriff meine beiden Hände und hielt sie fest. Ich fühlte, daß sie heftig zitterte.

„Nein, nein, Nevill France! Haben Sie mich denn ganz vergessen? Bin ich so verändert?“

In ihren Augen, die sich förmlich in die meinigen

einbohrten, schien alles Herzeleid der Menschheit enthalten zu sein.

Während ich ein paar Sekunden lang meine Erinnerungen an Nevill France nachschlagen mußte, ließ sie meine Hände los und sagte leise: „Wie grausam von Ihnen, sich meiner nicht zu erinnern! Bin ich denn so verändert . . . zu meinem Nachteil?“

Ihre beweglichen Augenbrauen zogen sich in die Höhe und das ganze Gesicht war im Nu von der tragischen in die komische Maske verwandelt.

Nun, vergessen hatte ich Nevill France nicht, aber sie lebte in meiner Erinnerung als ein dunkelhaariges blaßes, unordentlich gekleidetes, überschlankes junges Ding, das Ferdinand Mundays Atelier unsicher zu machen und seiner Frau als Mädchen für alles und Sündenbock zu dienen pflegte, ein junges Geschöpf, dessen unbestreitbare Schönheit nur für Maleraugen den gänzlichen Mangel an Schick, Haltung und Gelenkigkeit aufwog, Dinge, worauf ich gerade wie meine Freundin Lydia besondern Wert lege. Es war also keine leichte Aufgabe für mich, dieses Bild aus früheren Zeiten mit dieser glänzenden, berückenden, geschmeidigen, selbstbewußten Erscheinung zusammenzureimen, die durch Natur und Kunst zum Sieg ausgerüstet war, deren herrliche in schier atemloser Erwartung des Wiedererkennens vor mir stehende Gestalt mit Nevill France höchstens die Schlankheit gemein hatte und auf deren Stirn sich reiche blonde Haare in wohlberechneter Kunstlosigkeit ringelten, während Nevills krause tiefschwarze Haarsträhnen sich stets eigensinnig breit gemacht hatten.

Das sagte ich ihr, wenn auch mit etwas weniger Worten.

„Das ist eine Perücke!“ rief sie rasch, zog irgendwo

an einem Band, daß die blonde Haartracht herunterfiel und ihr eigenes reiches dunkles Haar frei über ihren Nacken wallte. Der Anblick hätte etwas Groteskes haben müssen, wenn die Bewegung minder gewandt und dramatisch ausgeführt worden wäre. „Gräßlich, nicht? Aber solche Sachen muß man tun,“ bemerkte sie entschuldigend. „Jetzt erkennen Sie mich aber doch? Sie erinnern sich meiner als des Burne-Jones-Mädchens, nicht wahr? Jedermann nannte mich so, und ich war auch einst etwas Derartiges. Für die Bühne aber taugt dieser Stil nicht, er macht nicht genug Effekt. Bitte, setzen Sie sich und erzählen Sie mir . . . alles!“

Sie verfügte vollständig über die lässige Leichtigkeit, die selbstbewußte Haltung der echten Bühnendame, ich gewahrte aber durch diese Maske hindurch, daß die Erregung des Spiels ihre Nerven völlig erschöpft hatte.

„In zehn Minuten muß ich draußen stehen,“ fuhr sie fort. „Eine kurze Frist, um die Geschichte von zwei vollen Jahren kennen zu lernen! Erzählen Sie . . . ich habe Sie zu mir bitten lassen, weil ich wußte, daß Sie gut gegen mich sein und mir alles sagen würden, was ich zu wissen begehre. Ich sehe einen alten Freund in Ihnen. . . Wie geht es ihm? Ist er gesund? Ist er glücklich? Ist sie gut gegen ihn? Ich habe ja zwei Jahre lang kein Sterbenswörtchen von ihm gehört!“

Ihre Augen waren mit verlangendem, hungrigem Blick auf mich gerichtet. Diese traurigen Augen und das lose dunkle Haar, ja, das war wieder Nevill France. Ich fragte nicht einmal, wen das persönliche Fürwort bezeichne.

„Er hat große Erfolge und ist zum Mitglied der Akademie erwählt worden.“

„Und seine Gesundheit?“

„An der zweifle ich; er arbeitet zu angestrengt.“

„Das tat er von jeher . . . sie ließ ihn ja nicht ruhen. Erzählen Sie mir mehr! . . . Erlauben Sie, daß ich meine Jungfer rufe und meinen Kopf in Ordnung bringen lasse? Da ich bisher blond war, muß ich's wohl bleiben!“

Die Ankleiderin kam herein und befestigte mit geschickten Fingern die gelbe Perücke. Die Künstlerin saß mir gegenüber vor ihrem Spiegel und plauderte immerzu, glänzend, keine Erwiderung zulassend, in der Art eines weisen, allwissenden und doch einfältigen Kindes, verblüffend und bezaubernd zugleich. Sie war jetzt ganz Nevill und bewahrte die Herrschaft über sich selbst der Bühne zulieb. Es fiel mir ein, daß ich nie im stand gewesen war, mich mit Nevill France zu unterhalten, mit Alma Loraine, der Weltbame, stand ich auf gleichem Boden.

„Erkennt er mich?“ fragte sie gespannt. „Findet er mein Spiel gut? Ich glaube, ich hab's in der Hand . . . das Publikum nämlich. Man fühlt mit mir, das merke ich wohl, aber Sie müssen mir sagen, wie er mich beurteilt.“

„Seine Frau neckt ihn mit dem brennenden Wunsch, Fräulein Alma Loraine zu malen!“

„Mich malen! Ach, wie weit liegt diese Zeit hinter mir! Ich bin so anders geworden!“ Ihre Augen starrten in weite Fernen. „Wenn ich denke, was ich damals für ein närrisches Geschöpf war . . . ohne Haltung, ohne Lebenskunst. Ich lief davon. . . Das ist doch meine liebe Frau Malorn, bei der Sie sitzen?“

Wie die meisten Künstlerinnen sprach sie unzusammenhängend.

„Gewiß! Sie war Ihnen immer so sehr gewogen. . . . Warum haben Sie diese Dame und alle Ihre Freunde so lang im unklaren gelassen über Wo und Wie Ihres Daseins?“ fragte ich vorwurfsvoll.

„Weil . . . ach, weil . . .“ Die Ankleiderin schlüpfte leise hinaus. . . „Ich bat Calder-Marston, meinen Aufenthalt geheim zu halten, ich wollte meine Spuren verwischen und selbst alles Vergangene hinter mich werfen. Damals . . . als ich England verließ, war ich sehr unglücklich; ich wollte arbeiten in meiner Kunst, an nichts andres denken und nur für sie leben. Und ich hab's getan, ich habe gearbeitet wie ein Galeerenflave!“

„Und mit schönstem Erfolg!“ sagte ich bewundernd. „Finden Sie? Das freut mich! Aber wissen Sie, von selbst und im Handumdrehen erreicht man das alles nicht . . .“ Ihre Hand deutete auf ihre Umgebung und das Stübchen, das, so klein es war, doch die Stellung einer Primadonna an einem der ersten Theater Londons bekundete. „Im Ausland war's eine furchtbare Plackerei. Calder-Marston hat viel für mich getan, aber mein eigentlicher Lehrer war Festügereß. Er hat mich gehörig in die Schule genommen, ihm dank' ich den Fortschritt, falls ein solcher zu bemerken ist. Glauben Sie, daß ich in London gefalle? Ein komischer Ort, nicht? Aber viel Herrliches darin!“

In diesem Augenblick klopfte der Inspizient an die Türe und wir hörten Beifallklatschen. Der Vorhang war aufgegangen und eine schöne Hochlandsgenerie wurde beklatscht.

„In fünf Minuten komme ich dran. . . Wollen wir nicht hinausgehen? Ich bin dann gleich zur Hand wenn mein Stichwort fällt. . . Meinen Sie, daß er die Nevill erkannt hat?“

„Ich weiß es wahrhaftig nicht! Er spricht wenig und sieht Sie sehr oft an. Ich würde Sie nie erkannt haben.“

„Sie müssen aber bedenken, daß er mein Gesicht viel genauer kennt als Sie. Sein Stift hat es ganz durchgearbeitet.“

Ihr Lächeln war voll seligen heimlichen Triumphs.

„Wollen Sie's ihm sagen, wer ich bin?“

„Soll ich's tun?“

„Nein . . . jetzt noch nicht. Vielleicht würde es mir die Stimmung stören, und meiner Rolle darf ich nichts zuleid tun! Aber hinauffehen will ich im allerletzten Augenblick, wenn . . .“

„Wenn was geschieht? Ist die Lösung eine glückliche?“

„Ich werde mich wohl hüten, Ihnen das zu sagen! Meinen Dichter verrate ich nicht! Mein Stichwort . . .“ rief sie mit einem leuchtenden, sieghaften Blick. „Ich gehe!“

Der stürmische Jubel, der ihr Wiederbetreten der Bühne begrüßte, dröhnte mir in den Ohren, während ich nach unsrer Loge und zu der armen Lydia Munday zurückkehrte.

\* \* \*

„Wo waren Sie denn, Herr St. Jerome?“ fragte diese Lydia heiter, als ich an meinen Platz zurückkehrte. Ihre Lustigkeit berührte mich an diesem Abend beinahe tragisch. Das Pathos hatte bisher ihrem Rollenfach allerdings sehr fern gelegen, aber ich hatte ein unbestimmtes Vorgefühl, die Menschheitskomödie könnte uns neben andern Überraschungen Lydia Munday in einer französischen Rolle vorführen. „Sie sehen ganz geblendet aus!“

„Als ob er sieben Jahre bei der Feenkönigin gelebt hätte, so verblüfft, so überirdisch!“ bemerkte die poetisch veranlagte Frau Malorn. „Haben Sie etwa Verachtung für gewöhnliche Sterbliche aus dem Feenreich mitgebracht, Herr St. Jerome?“

„Vielleicht hat er ein Stelldichein mit Fräulein Lorraine gehabt!“ warf Frau Munday aufs Geratewohl hin. „Das heißt, nein . . . ich glaube nicht, daß die Reihe an Sie käme, Herr St. Jerome. Der Zudrang wird zu groß sein! Einer von den Prinzen soll rasend



verliebt in sie sein, höre ich. Herr Bowen war da und hat uns allen Klatsch zugetragen. Sie sei nicht verheiratet, sagte er, von Geburt eine Engländerin, Calder-Marston ihr ergebener Sklave . . . er rühme sich überall seiner Entdeckung . . . sie sei ganz anständig und . . ." sie wandte ihre Aufmerksamkeit dem Schauspiel zu. „Himmel, will sie denn mit ihrem Liebhaber durchgehen . . . die Doktorsfrau, meine ich? Das wäre eigentlich eine Gemeinheit gegen diesen Ehemann!"

„Ehemänner sind an solche Behandlung gewöhnt, auf der Bühne wenigstens!"

„Nein, diese Doktorsfrau wird einen andern Ausweg finden," bemerkte Frau Malory mit mehr Weisheit.

Und so geschah's; der Ausgang war tragisch. Ein Schrei, ein Stöhnen, ein scharfes chirurgisches Instrument aus seinem eigenen Besteck, das der Arzt und Gatte ihren kraftlosen Fingern entwand, belehrten das Publikum über die Lösung, die diese Frau gefunden hatte. Als sie die Augen im Todeskampf noch einmal aufschlug, heftete sich ihr Blick fest auf Lydia.

„Es ist ja Nevill!" flüsterte Frau Munday mir zu. „Ferdinand . . . Nevill ist's."

„Ich weiß es," sagte er, ohne den Blick von ihr abzuwenden.

Der Vorhang fiel. Ich half Frau Malory ihren Mantel umlegen. Ferdinand verspätete sich etwas mit dem Anerbieten, Lydia zu helfen, und so sorgte sie selbst für sich. Im Spiegel an der Seitenwand der Loge sah ich einen Augenblick ihr Gesicht. Sie hatte die Lippen zusammengepreßt und sah sehr entschlossen aus. Mit scharfem Klirren schloß sie die Schnalle an ihrem Mantel, dann hörte sie, steif und aufrecht neben mir stehend, dem Beifall zu, der sich lange nicht legen wollte.

Nevill Frances' ernste Augen streiften mehrmals unsere Gruppe, während sie sich dankend verbeugte. Frau Malory, die ihren einstigen Schützling immer noch nicht erkannt hatte, stimmte mit begeisterten Worten in den allgemeinen Jubel ein, während wir andern uns aus verschiedenen Gründen schweigend verhielten.

Auf der Treppe nahm Frau Munday meinen Arm an; sie war blaß geworden.

„Nun liegt die Welt zu Nevills Füßen,“ bemerkte ich, um ein Gespräch anzuknüpfen. „Sie ist auch wundervoll, nicht wahr?“

„Wundervoll!“ wiederholte Lydia wie ein Papagei. „Aber wissen Sie, ich denke mir immer, um so zu spielen, wie sie spielt, muß eine Frau halb wahnsinnig sein.“

\* \* \*

„Wollen Sie mich am Auswärtigen Amt absetzen?“ sagte Frau Malory zu den Mundays. „Ich muß hin und bin etwas spät dran. Der Wagen kann Sie dann nach Hause bringen.“

Frau Munday nahm den Vorschlag an.

„Ich danke,“ sagte Ferdinand. „Ich gehe lieber zu Fuß, ich habe St. Jerome ein Wort zu sagen.“

Lydia sah ihn mißtrauisch an, sagte aber nichts. Ferdinand half den beiden Damen beim Einsteigen und ging dann mit mir weiter. Sein Verlangen nach meiner Unterhaltung war indes bald gestillt, denn nach wenigen Schritten stieg er in eine Droschke.

---

### Achtundzwanzigste Szene.

„Was! Licht im Atelier!“ dachte Frau Munday, als sie aus Frau Malorys Wagen gestiegen war und

sich mit ihrem eigenen Schlüssel das Haus öffnete. „Ferdinand muß schon zu Hause sein . . . Die Auffahrt am Auswärtigen Amt hat auch ewig gedauert.“

Sie huschte durch das dunkle Haus und die Treppe zum Atelier hinauf. Innen hörte man Staffeleien rücken; als sie aber eintrat, wurde das elektrische Licht blitzschnell abgedreht.

„Wo bist du? Was treibst du denn, Ferdinand?“

Die Sommernacht war hell genug, um die weiße Hemdenbrust an der dunklen Gestalt, die ihr entgegenkam, erkennen zu lassen. Lydia ging quer durchs Zimmer und drehte ungeduldig beide elektrische Lampen auf. Ferdinand sah ihr stumm zu.

„Ich kann dir nur sagen, daß deine Haare in dieser Beleuchtung vollständig grau aussehen, Ferdinand! So starre mich doch nicht an, als ob du Geister sähest statt deiner leibhaftigen Frau! Wozu hast du denn das alte Ding hervorgesucht?“ fragte sie, auf eine große Leinwand deutend, die lange im dunklen Winkel gestanden hatte.

Es war jene Fiammetta, zu der ihm Nevill France vor zwei Jahren geseffen hatte. Die große feierliche Gestalt mit dem geradlinig herabfließenden faltigen Gewand und der erst angedeuteten weißen Lilie im Haar, die wie ein Heiligenschein schimmerte, schien mit schweigender Anklage auf die junge Frau zu blicken, die in ihrer modischen Weltlichkeit nähertrat und sie durch den Kneifer betrachtete.

„So ist sie nicht mehr! Nichts Lilienhaftes und Schmachtendes mehr an ihr. . . . Glühende Rosen und Verzückerung wären jetzt eher ihr Fall!“

Sie sah sich nach ihrem Mann um, als ob sie eine Widerlegung dieser Kritik erwartete, aber er schien sie nicht einmal gehört zu haben.

„Wach auf, Ferdinand! Du siehst ja ganz blödsinnig aus! Wozu hast du die alte Skizze hervorgeholt? Was willst du damit machen?“

„Ich habe das Bild heute an Verschöyle verkauft.“

„Wie es ist?“

„Nein, ich werde es vollenden.“

„Aus der Erinnerung?“ fragte sie beunruhigt.

„Ja . . . aus der Erinnerung.“

„Ich dachte, du wärest dorthin gegangen, weil du nicht mit mir nach Hause fahren wolltest.“

„Wohin?“ fragte er in scharfem Ton.

„Zu ihr.“

Munday trat einen Schritt vor.

„Ich habe dieses Bild heute verkauft, um deine Gläubiger befriedigen zu können, Lydia. Du weißt, daß ich nicht die Absicht hatte, es je zu verkaufen. Sei so gut und sprich weder über das Bild, noch über die Dame, die einst so freundlich war, mir dazu zu sitzen. Das Einzige, was für dich von Interesse sein kann, ist, daß Verschöyle neunhundert Pfund dafür geben wird, und wir also deine Schneiderin bezahlen können. Das weitere . . .“

„Frau Cromer? Aber Ferdinand, wir werden sie doch wahrhaftig nicht bezahlen? Du sagtest ja . . .“

„Ganz gewiß wird sie bezahlt. Ihre Forderung ist in Richtigkeit.“

„Aber Ferdinand, ich fragte dich doch, ob alles in Ordnung sei, und du sagtest ja!“ rief sie weinend.

„Es ist insofern in Ordnung, als am Dienstag kein Gerichtsvollzieher erscheinen wird, aber was wir ausgegeben haben, ist ausgegeben, und Schulden müssen bezahlt werden. Außer derjenigen Frau Cromers sind noch viele andre Forderungen da, wie ich gestern abend aus deinen Papieren ersah. Du wirst wohl nicht an-

nehmen, daß wir mit dem Einkommen, das wir haben — oder hatten —, unsre bisherige Lebensführung fortsetzen könnten, ohne Schiffbruch zu leiden?“

„Meine Lebensführung, meinst du?“

„Wenn es dir wohlthut, dich selbst anzuklagen, so . . .“

„Aber ich bin ganz abscheulich betrogen und geprellt worden!“ rief sie außer sich. „Merkst du denn das nicht, wenn du meine Rechnungen ansiehst?“

„Selbstverständlich bist du betrogen worden. Wer sich mit Bucherern und Pfandleihern einläßt, öffnet dem Betrug Tür und Thor. Die Leute wären Narren gewesen, wenn sie sich deine Geschäftsunkennntnis nicht zu nütze gemacht hätten.“

„O Ferdinand, laß das Zanken! Sage mir lieber, was du ausgerichtet hast. Warst du bei Cohen? Hoffentlich hast du nichts Dummes angestellt?“

Er lächelte. Daß sie ihre Überlegenheit schon wieder hervorkehren wollte, war so bezeichnend.

„Ich glaube, du brauchst dir über die von mir angewandten Mittel keine Sorgen zu machen! Bei Cohen war ich und habe ihm gewisse Ausichten eröffnet. Der arme Mann hat so wenig Selbstbewußtsein, daß er's nicht erschwingen zu können glaubt, auf das letzte Restchen von gutem Ruf zu verzichten. Er hielt es also für das Geratenste, mir einen Teil des Kapitals, das du in sein Syndikat gesteckt hast, zurückzuzahlen.“

„Aber das ist ja längst ausgegeben!“

„Nicht das Ganze, nur die Hälfte.“

„Aber Ferdinand . . . Ferdinand . . . du hast doch sicherlich aus Cohens Klauen keinen Heller zurückbekommen?“

„Fünftausendsiebenhundertundfünfzig Pfund hat er heimbezahlt. Ich habe Cohens Scheck in diesem Betrag

eine halbe Stunde drauf an der Kasse seiner eigenen Bank ausbezahlt erhalten.“

„Ferdinand!“

„Was denn?“

„Das ist ja ein Ding der Unmöglichkeit! Das muß dir geträumt haben! Kein Mensch hat je von Ben Cohen, Sam Mendoza oder Roberts Geld zurückbekommen!“

„Liebes Kind, deine Nerven sind überreizt! Sieh, hier sind die Banknoten! Fünftausendsiebenhundertundfünfzig Pfund! Ist das Traum oder Wirklichkeit?“

„Ja . . . aber wie hast du denn das angegriffen? Cohen ist der geriebenste Jobber, der abgefeimteste Bucherer, der hartgesottenste Schurke in ganz Manchester, und du . . . ein Künstler . . . ein reines . . .“

„Ein reines Kind in Geldsachen, meinst du? Das bin ich auch wohl, aber es traf sich zufällig, daß ich von einem recht gemeinen kleinen Kniff dieses Herrn Benjamin Cohen wußte, einem heimlichen Schwindel, der mit einem Bild von mir getrieben wurde und der selbst in diesen Kreisen für schmutzig angesehen wird. Ich nahm mir damals nicht die Mühe, den Kerl zu verklagen, es war so viel einfacher, das Geld verloren sein zu lassen. Heute habe ich ihn indessen daran erinnert . . . nicht erst lange auf den Busch geklopft, sondern ihm rundweg erklärt, ich werde ihn strafrechtlich verfolgen lassen, falls er nicht. . . Nun, Herr Cohen machte keine unnützen Worte, sondern ging einfach an sein Pult, und ich konnte mich überzeugen, daß er ein richtiger Geschäftsmann ist. Während ich ihm noch beide Möglichkeiten vorführte, hatte er sein Scheckbuch schon zur Hand. Er stellte den Scheck auf K. D. oder Überbringer aus und entthob mich somit der Mühe, ihm eine Quittung zu geben.“

„Ferdinand, du bist ein fabelhafter Mensch!“

Sie drückte die Augen halb zu; die Wonne dieser erlösenden Botschaft kostete sie Tränen. Dann setzte sie sich neben ihren Mann, nicht ohne vorher aus neugeborenem Sparsinn die Lichter bis auf eins abgedreht zu haben.

„Zum Reden braucht man's nicht so hell,“ bemerkte sie. „Ferdinand . . . ach, Ferdinand . . . ich wollte, er hätte alles heimgezahlt!“

„Mein Kind, du solltest dankbar sein . . .“

„Werden wir dieses Haus verlassen müssen?“ fragte sie im vorigen kläglichen Ton.

„Wir wollen sehen, ob wir Mieter dafür finden: wenn nicht, so müssen wir uns nach Kräften einschränken und sehr still und zurückgezogen leben.“

„Was mir das Ärgste ist!“ sagte sie leise.

„Was aber unvermeidlich ist, denn wir sind noch lange nicht überm Berg. Überdies bist du's ja schon gewöhnt; es scheint, daß du längst gespart und dich abgemüht hast ohne meinen Beistand. Es fiel mir gar nie auf, daß wir so übel dran waren!“

„Ja! Hab' ich das nicht geschickt angegriffen?“ rief sie triumphierend. „Gar nichts gemerkt hast du? Ich habe dich nicht einmal schlecht ernährt, oder . . . Ferdinand? Aber Nachts, da lag ich wach in meinem Bett und zerbrach mir den Kopf, was aus uns werden solle. Und du warst ganz ahnungslos! Manchmal war ich ordentlich wütend über deine Arglosigkeit, da wäre ich gern hinter dich getreten, wenn du an deiner Staffelei saßest, und hätte dir's in die Ohren schreien mögen! Es war fürchterlich aufreizend, mitansehen zu müssen, wie du endlos herumtüfteltest an Bildern, die reichlich gut genug waren zum Verkaufen, wie du immer alles noch besser machen wolltest! Eins hab' ich dir weggenommen, eine kleine Studie aus Swannbergh, die du

ganz vergessen hattest, und an Wigan verkauft. Da sahest du Tag um Tag, deinem Ideal nachjagend, unausgesetzt arbeitend, um ‚dir selbst genug‘ zu tun, während es ausreichend gewesen wäre, andern Leuten ‚genug zu tun‘. Eine Heilige hättest du zu Tod ärgern können mit deinen Idealen und deinem künstlerischen Maßstab!“

„In Zukunft wirst du darunter nicht mehr zu leiden haben . . . laß es gut sein!“

„Wie meinst du das?“

„Ich meine, daß ich opfern muß, was du meine Ideale nennst, und einfach ums Geld malen . . . wie so mancher andre arme Teufel auch!“

„Ja, malst du denn nicht immer um Geld?“

„O Lydia!“

„Ach! Du meinst Kitschbilder malen?“

„Ich bitte dich!“

„Armer Kerl!“

Er blickte etwas erstaunt auf, als sie jetzt neben ihm niederkniete und seine schlaff herabhängende Hand zärtlich zu streicheln begann.

„Armer Ferdinand . . . es ist dir ein Greuel?“

„Ja.“

„Nun wirst du wahrscheinlich sagen, ich hätte dein Leben zerstört?“ fuhr sie milde fort.

„Es ist höchst unwahrscheinlich, daß ich das sagen werde.“

„Aber du wirst es denken?“

„Quäle mich nicht, Kind.“

„Armer Ferdinand!“ wiederholte sie. „Nein, für solch ein Leben bist du nicht geschaffen! Du solltest mitten in einem großen Wald ein schönes Haus und ein Gärtchen haben, und hübsche Bilder malen nach deinem Sinn, statt dich mit dieser nackten, häßlichen tatsäch-



lichen Wirklichkeit herumzuschlagen, wie du es jetzt tun wirst . . . um meinetwillen! Das ist sehr gut von dir und ich weiß es zu würdigen. Du bist der einzige Mann, den ich wirklich genau kenne . . . außer Fritz, der mich verhungern ließe! Ferdinand . . ." Sie blickte auf in sein ruhiges, teilnahmsloses Gesicht und dann rief sie plötzlich: „Ach! Ich war ein Scheusal . . . schlimmer als das, eine dumme Gans! Aber, siehst du, es war ja nicht . . .“

„Verteidige dich nicht, Liebe, ich klage dich ja nicht an!“

„Nein, aber weil du es nicht tußt, tu' ich's selbst! Wenn du mir Vorwürfe machtest, würde ich mich gleich zur Wehr setzen. . . . Nun denn, ich will auch tapfer sein. Es wird eine gräßliche Zeit für mich werden, aber sie wird ja auch vorübergehen. Du hast uns doch bald wieder flottgemalt, nicht wahr? Ich will dir sitzen, um die Modelle zu ersparen. Du kannst auch schnell malen, wenn du willst, das weiß ich, und Aufträge wirst du haufenweise bekommen, wenn du dich nur herablassen willst, sie anzunehmen. Du bist nur immer so hochmütig gewesen! Die Leute wollen kleine, billige Nymphen, die viel vorstellen an ihren Wänden, und die kannst du aus dem Handgelenk schütteln, versuch's nur! Du wirst uns bald aus aller Not herausgemalt haben! Ich habe das allergrößte Zutrauen zu dir! Mir ist auch ganz leicht zu Mut, kann ich dir sagen . . . im Vergleich zu dem Glend des letzten Jahres. Es war eine gräßliche Pein, die meine Gesundheit untergraben hat. Du mußt aber gut gegen mich sein und mich trösten. Ich werde dir auch von jetzt an alles sagen . . . hab' ich eigentlich sonst nichts mehr auf dem Herzen . . .? Was ist denn das Harte, da, in deiner Tasche?“

„Das hätte ich fast vergessen!“ rief er aus. „Deine

Briefe an Davenant! Du hast wohl gar nicht mehr daran gedacht?"

„Nicht die Spur!“ log sie wacker. „Sag einmal, hat er Geschichten gemacht?"

„Einigermaßen, ja . . . er wollte Schwierigkeiten machen.“

„Und du?"

„Ach! Ich hab' ihn dahin gebracht, die Sache von meinem Gesichtspunkt aus anzusehen.“

„Du hast wohl vollständige Gleichgültigkeit geheuchelt, um ihn dahin zu bringen?"

„Ich wüßte nicht, daß Heuchelei nötig gewesen wäre,“ sagte er leicht hin. „Da, nimm sie.“

„Weißt du, daß deine Gelassenheit nicht gerade schmeichelhaft für mich ist?"

Sie wollte die Getränke nur spielen, aber echte Schmerzenstränen schimmerten in ihren Augen, als sie die Hand nach dem kleinen, mit Bindfaden zusammengeknürten Päckchen ausstreckte. Er reichte es ihr hin, während sein Blick wieder zur Fiammetta hinüberschweifte.

„Hat Cossie die Briefe so zusammengebunden?"

„Nein, ich hab's getan, damit sie nicht auseinanderfallen.“

Sie sah ihn forschend an.

„Gelesen hab' ich sie nicht . . . falls du daran denkst.“

„Willst du sie lesen?" fragte sie mit einigem Zögern, ihm die Briefe hinhaltend. „Du hast ein Recht dazu, aber . . . es wäre mir doch lieber, wenn du's nicht tätest.“

Sie hatte sich wieder neben ihn gesetzt und lehnte den Kopf an seine Schulter. Ein bitteres Lächeln spielte um seine Lippen.

„Findest du, daß ich sie lesen sollte?"

„Nein, nötig ist's wirklich nicht, aber wenn du willst . . .“

„Sind sie verfänglich?“

„Nein . . . nur lächerlich.“

Er lachte hellauf; es tat ihr weh, ihn lachen zu hören.

„Gib her!“ sagte er.

Gehorsam reichte sie ihm das Päckchen. Er löste den Bindfaden und ließ die Briefe einzeln in den leeren Kamin fallen, wo er sie dann mit einem Zündholz in Brand steckte. Das Papier kam sehr langsam in Brand; es kohlte und kräuselte sich vor ihren Augen, bis es endlich in Asche zerfiel.

„Ich hatte keine Ahnung, daß es so viel Arbeit kostet, Briefe zu verbrennen,“ bemerkte Ferdinand, der ein Zündholz nach dem andern darunter gehalten hatte. „Höchst undramatisch! So etwas sollte von Rechts wegen in Flammen auflodern.“

„Das wäre auch geschehen, wenn ihr Inhalt feuergefährlicher gewesen wäre,“ sagte sie mit einem matten Versuch, heiter zu erscheinen.

Sie war hinter ihn getreten, als er vor dem Kamin kniete, und legte die Hand auf sein Haar. Die breiten Zettlerate an ihrem Kleid funkelten im Feuerschein; es sah aus als ob sie in einem harten metallischen Panzer steckte. Nun waren die letzten Fünkchen zerftoben, und Munday richtete sich auf.

„O Ferdinand . . . ich liebe dich! Sag, hast du mich lieb? O sag mir's! Sag, daß du mich liebst!“

Sie schlang die Arme um seinen Hals; ihre Ärmel fielen zurück, die Stickerei daran klirrte metallisch. Er stand mitten im Atelier.

„Warum bist du so steinern? Warum ist dein Gesicht so hart? Und doch liebe ich es . . .“ sie berührte seine Wange mit ihren Fingern. „Du hast so dunkle, so traurige Augen . . . o hab mich lieb!“

Unwillkürlich legte er den Arm um sie und hielt sie fest.

„Laß uns nicht traurig sein!“ fuhr sie fort. „Es ist ja alles gut, nicht wahr? Heute früh hab' ich schreckliche Stunden durchlebt . . . ich will sie vergessen. Jetzt wird ja alles anders werden. Wir haben viel Geld verloren, aber wir haben einander gefunden . . . wir werden glücklich sein. Ich habe dich und du mich . . . ist das nicht genug, Ferdinand? Ich hätte nie gedacht, daß ich dich so lieben könnte! Das Leid hat uns zusammengeführt . . . und du hast dich so reizend benommen mit diesen Briefen. Ferdinand, so sage doch etwas! Küsse mich! Ich küsse dich . . . das geschieht nicht oft, aber heute tu' ich's . . . du könntest wenigstens den Kuß erwidern.“

Sie schlang die Hände in seinem Nacken ineinander und küßte ihn heftig, ungestüm, durstig, wieder und wieder. Mit tränenzitternder Stimme wiederholte sie ihre Frage: „Liebst du mich, Ferdinand? O sag, liebst du mich?“

Da er noch immer keine Antwort gab, bog sie den Kopf zurück, um ihm ins Gesicht zu sehen. Sein Arm hielt sie immer noch schlaff umspannt, aber über ihre Schulter hinweg starrte er zu der Staffelei hinüber, wo die Fiammetta stand, das Haupt gesenkt unter dem breiten Lilienblatt.

Ganz langsam löste sie die Kette ihrer Arme von seinem Hals und schob ihn sanft von sich.

„Ich verstehe dich,“ sagte sie schmerzabewegt, auf das Bild deutend. In ihrer Stimme klang's wie Todesangst, als sie laut rief: „Das ist das Weib, das du liebst! . . . Ferdinand . . .! Ferdinand . . .! Ich hab's verdient!“

**Elfter Jahrgang.** Band 1. 2. Ohnet, Das Recht des Kindes. — 3. v. Gersdorff, Ein schlechter Mensch. — 4. Beard, Mademoiselle. — 5. 6. Bourget, Kosmopolis. — 7. Stadton, Eine schnurrige Geschichte. — 8. Coppée, Die wahren Reichen. — 9. 10. Bodt, Simson und Delila. — 11. Jokat, Die gelbe Nase. — 12. Gréville, Verloren. — 13. 14. Croker, Zwei Herren. — 15. de Amicis, Eine Schultragödie. — 16. Harraden, Schiffe, die nachts sich begegnen. — 17. 18. Spielhagen, Susi. — 19. Tim. — 20. Mund, Frauen. — 21. 22. de Berkeley, Die alte Geschichte. — 23. v. Heigel, Der Säger. — 24. Sims, Möblierte Wohnungen. — 25. 26. Clifford, Tante Anna.

**Zwölfter Jahrgang.** Band 1. 2. v. Wolzogen, Die Erbschleicherinnen. — 3. Ottolengui, Der Kameentopf. — 4. Claretie, Eine Cigarette und andere Geschichten. — 5. 6. Benson, Dodo. — 7. Zehren, Die Brüder. — 8. Howells, Pflichtgefühl. — 9. 10. v. Roberts, Revanche! — 11. Ferrao, Pinzel und Meißel. — 12. v. Gersdorff, Schwere Frage. — 13. 14. Rameau, Das Magdalenenhaar. — 15. Moore, Der Verkauf einer Seele. — 16. Savage, Wandelbilder. — 17. 18. Spielhagen, Selbstgerecht. — 19. Jerome, Roman-Studien. — 20. Busse, Jugendstürme. — 21. 22. Croker, Eine Familienähnlichkeit. — 23. van Horst, Verbotene Frucht. — 24. Moeller, Gold und Ehre. — 25. 26. Jota, Eine gelbe Aker.

**Dreizehnter Jahrgang.** Band 1. 2. Voss, Villa Falconieri. — 3. Ohnet, Die Tochter des Abgeordneten. — 4. Hopfen, Die Siegerin. — 5. 6. Croker, Eine dritte Person. — 7. Gyp, Flederwischs Heirat. — 8. Bigot, Eine internationale Ehe. — 9. 10. Gerbrandt, Sich selber treu. — 11. Loti, Inselstischer. — 12. Böhlau, Ratsmädel- und Altweimariische Geschichten. — 13. 14. Rod, Die weißen Felsen. — 15. v. Heigel, Der Herr Stationschef. — 16. de Berkeley, Ein Reiseabenteuer. — 17. 18. Savage, Die Heze von Harlem. — 19. Verga, Königstigerin. — 20. Boyesen, Selbstbestimmung. — 21. 22. Mengs, Frost im Frühling. — 23. Niemann, Smaragda. — 24. Croker, Lady Hildegard. — 25. 26. Luska, Zu jung gefreit.

**Vierzehnter Jahrgang.** Band 1. 2. v. Wolzogen, Der Kraft-Mayr. — 3. Böhlau, Altweimariische Liebes- und Ehegeschichten. — 4. Mathers, Das Päschen vom Lande. — 5. 6. Ohnet, Der Pfarrer von Javiersés. — 7. 8. Schubin, Die Heimkehr. — 9. de Cousseau, Vergessene Pflicht. — 10. Hyme, Gauner-Ehre. — 11. de Amicis, Liebe und Gymnastik. — 12. 13. Croker, Ein Millionär. — 14. Prada, Im Joch der Liebe. — 15. Böhlau, Verpöhlte Leute. — 16. Robinson, Die goldene Hand. — 17. 18. v. Roberts, Die schöne Helena. — 19. Murray, Der Bischof in Rot. — 20. Gréville, Das Geständnis. — 21. 22. White, Korruption. — 23. Vincent, Künstlerblut. — 24. Merrick, Eine persönliche Ansicht. — 25. 26. Orloffsky-Golowin, Die Nihilistin.

**Fünfzehnter Jahrgang.** Band 1. 2. Hopfen, Der Väter zweie. — 3. Hill, Um eines Haares Breite. — 4. Eckstein, Willibald Menz. Lavastuten. — 5. 6. Ohnet, Nimrod & Cie. — 7. Malling, Der alte Herrenhof. — 8. Griffiths, Im Expreszug Rom-Paris. — 9. 10. H. v. Sobeltih, Dalmi. — 11. Yorke, Um des Kindes willen. — 12. Claretie, Das Auge des Toten. — 13. 14. Croker, Verheiratet oder ledig? — 15. Ahrenberg, Neue Bahnen. — 16. Murray, Ein Spitzbubengewissen. — 17. 18. Schubin, Vollmondzauber. — 19. Clifford, Ein sonderbarer Stellvertreter. — 20. v. Hunsen, Auf Nebenheim. — 21. 22. Markewitsch, Prinzessin Lina. — 23. Doyle, Ein gefährlicher Ausflug. — 24. Georgan, Aus den Memoiren einer Berliner Känge. — 25. 26. Rameau, Die Letzten aus dem Hause Montberthier.

## Sechzehnter Jahrgang.

Vand 1. 2. Ohnet, In der Tiefe des Abgrunds. — 3. Skjovronnek, Hans der Sieger. — 4. Loti, Ein Seemann. — 5. 6. Croker, Miß Palmains Vergangenheit. — 7. v. Woude, Im eigenen Nest. — 8. Hope, Mr. Witts Witwe. — 9. 10. Döring, Adwiga. — 11. Hornung, Der neue Herzog. — 12. de Bièvre, Tante Baby. — 13. 14. E. v. Jobeltitz, Das Heiratsjahr. — 15. Wahlenberg, Maria Hilding. — 16. Alden, Seine Tochter. — 17. 18. Hopfen, Die ganze Hand. — 19. Gerard, Eine vergessene Sünde. — 20. Wolters, Der Wohltäter. — 21. 22. Cheuriet, Die Zucht. — 23. Grahame, Das goldene Zeitalter. — 24. v. Pandiffin, Im engen Kreise. — 25. 26. Croker, Berechtigter Stolz?

## Siebzehnter Jahrgang.

Vand 1. 2. Davis, Soldaten des Glücks. — 3. Skovronnek, Ihr Junge. — 4. de Wailly, Lucettes Schwur. — 5. 6. Kipling und Balestier, Aulaha. — 7. Mißch, Der Adelsmensch. — 8. de Cinscan, Durch fremde Schuld. — 9. 10. Schulte vom Brühl, Frühlings-Evangelium. — 11. Murray, Die Jagd nach Millionen. — 12. Busse, Köschen Rhode. — 13. 14. Feys, Das Geheimnis des Rechtsanwalts. — 15. H. v. Jobeltitz, Die Tante aus Sparta. — 16. Cheuriet, Unter Rosen. — 17. 18. Schubin, Im gewohnten Geleis. — 19. Lie, Im Märchenland. — 20. Hopfen, Fehn oder elf? — 21. 22. Croker, Die Dorfchönheit. — 23. Blicher-Claufen, Jaga Keine. — 24. Griffiths, Ein schneidiges Mädchen. — 25. 26. v. Oerken, Eine glückliche Hand.

## Achtzehnter Jahrgang.

Vand 1. 2. v. Wolzogen, Die arme Sünderin. — 3. Bodkin, Verlöbte Diamanten. — 4. v. Bülow, Im Herzing. — 5. 6. Lesneur, Slavische Leidenschaft. — 7. Voss, Der gute Fra Checco u. a. Geis. — 8. de Pere-Stacpoole, Toto. — 9. 10. v. Roberts, Schwieger-Schwäger. — 11. Aïdè, Die Erzieherin. — 12. H. v. Jobeltitz, Frau Karola. — 13. 14. Robinson, Jung-Min. — 15. v. Oerken, Frei für die Ehre! — 16. Bourget, Das Spinnenmäuschen und anderes. — 17. 18. E. v. Jobeltitz, Die papierene Macht. — 19. Glyn, Elisabeths Besuche. — 20. Döring, Der Förster. Heinrich Fimm. — 21. 22. Ohnet, Die lichtglaube Dame. — 23. Croker, Die Spinne u. a. Geis. — 24. Keine, Bis ins dritte und vierte Glied. — 25. 26. Burnett, Eine vornehme Dame.

## Neunzehnter Jahrgang.

### Der Backstübkasten. Von Sedor von Jobeltitz. 2 Bände.

Wie in seinem köstlichen „Heiratsjahr“, so gibt der Verfasser auch in diesem neuen beizeren Roman seiner nie verlassenden Raune fröhlich Spielraum. Der Backstübkasten ist ein übermütiger Scherz, aber der Scherz eines ganzen Volkes: eine glückliche Mischung von Humor und Satire, lebenswürdig erzählt und von dichterischem Empfinden getragen — ein Buch voll Sonnenheer.

### Zwei Sünder. Von Ouida. Aus dem Englischen.

„Zwei Sünder“ ist ein späteres Werk Ouidas, das die gefeierte Verfasserin von einer anderen Seite zeigt; nicht als die brillante Schilderin der großen Welt, sondern als eine tiefe Psychologin. Weltweisheit und Menschlichkeit durchdringt dieses durch Feinheit der realistischen Detailzeichnung hervorragende Buch, das im englischen Original dem Andenken Guy de Maupassants gewidmet ist.

### Martha. Von Ossy Schubin.

Armut, Verführung, Lüge — diese drei Worte bilden den erschütternden Grundstoff zu dieser Gedichttragödie auf dem Dorfe, mit der sich Ossy Schubin neben die Gbner-Gebendach gestellt hat.

### Dahem. Von Hector Malot. Aus dem Französischen. 2 Bände.

Diese meisterhaft erzählte Geschichte bildet das Gegenstück zu Malots berühmtem „Pomatos“, dem es an Innigkeit der Empfindung und Gemütsstärke

nicht nachsteht. Wie dieses wird es nicht verfehlen, junge und alte Herzen mit Rührung und Begeisterung zu erfüllen.

### Man lebt so hin. . . Von Thé von Rom.

Wie die Bilder eines Kinetographen, so voll Lebenswahrheit und Naturtreue, rollen sich diese Schilderungen aus dem heutigen Alltagsleben der Offizierskreise vor uns ab: wir sehen moderne Menschen mit all ihren Fehlern und Vorzügen und erleben mit ihnen frohe, ernste und trübe Tage.

### Fräulein Detektiv. Von M. Mc Donnell Bodkin. Aus dem Englischen.

Der Verfasser gibt uns ein Duzend Beispiele von der Schlaueit seiner Heldin, eins immer überraschender und unterhaltender als das andre.

### Zerlichter. Von Margarete von Verzen. 2 Bände.

Mit seltner Feder und in kräftigen Farben schildert Margarete von Verzen die Schicksale einer bestimmten Klasse unruhiger Existenzen, krankhafter Naturen, deren Einfluss alles, was stark und gesund ist um sie her, zu erliegen droht, bis die heilige Kraft und Ueberlegenheit sich gewaltig löst und freimacht.

### Auf halbem Wege. Von Edouard Rod. Aus dem Französischen.

Das tiefgründige, zum Nachdenken anregende Werk eines feinen Geistes, worin ein festes Problem feste Gestalt und friskpulsierendes Leben gewinnt.

zu von der Nordküste. Von Westfird.

je Leute aus dem Volk, eigenartig in ihrer Einbarkeit wie das Heidevolk ihrer Gegend, Knorrig wie die Föhren ihrer mageren Asien sind die Helden der drei Romane, einem Stamm des deutigen Volkes ins ein trag, sehen was für Welten das Leben vorgelegenen Winkel im Nord-Nordwesten und wie in den Köpfen dieser Sachsen und

Erleben die Welt sich malt, für den ist dieses Buch geschrieben.

Kein Herz. Von Violet Hunt. Aus dem Englischen. 2 Bände.

Mehr Satiriker als Humorist, hat der Verfasser einen scharfen Blick für die Torheit des Weltlebens, er geht den verborgenen Fäden nach, woran die Marionetten bewegt werden, deckt aber dabei nicht nur Niedrigkeit, sondern auch ebensovorgelagene wahre Empfindung auf.

Die nachstehenden Romane sind auch in einer zu Geschenken besonders geeigneten

## Salon-Ausgabe

eines, extra starkes Papier gedruckt und in elegantem haber-Einband zum Preise von

M. 2. — für den einfachen und

M. 3. — für den doppelten Band

heilen.

### Einfache Bände:

lau, Ratsmädel- und Altwir-  
rische Geschichten.  
nett, Der kleine Lord.  
illet, Das Tagebuch einer Frau.  
ray, Aus den Memoiren einer  
Berliner Känge.  
bersdorff, Ein schlechter Mensch.  
p, Flederwischs Heirat.  
raden, Schiffe, die nachts sich be-  
gegneten.  
ll Lindau, Helene Jung.  
i, Ein Seemann.  
vage, Meine offizielle Frau.  
wronnek, Ihr Junge.  
h, Kinder des Südens.  
s der heilige Joseph vermag.  
Volzogen, Die Kinder der Exzellenz.

### Doppel-Bände:

Conway, Eine Familiengeschichte.  
Croker, Die hübsche Miß Neville.  
— Ein Zugvogel.  
Hopfen, Der Vater zweie.  
— Robert Leichtfuß.  
Ohnet, Der Hüttenbesitzer.  
Sims, Erinnerungen einer Schwieger-  
mutter.  
v. Wolzogen, Der Thronfolger.  
— Die tolle Komteß.  
S. v. Sobeltitz, Das Heiratsjahr.

